

Blätter für deutsche und internationale Politik

**Die kontrollierte
Gesellschaft**
Wolfgang Streeck

**Der blutrote Faden:
Das Imperium
der Baumwolle**
Sven Beckert

**Frieden von unten:
Israel und Palästina**
Eva Senghaas-Knobloch

Islam gleich Gewalt?
Katajun Amirpur

Armutsfalle Mindestlohn
Christoph Butterwegge

Ohne Skrupel: Primark, Boss & Co.
Gisela Burckhardt

IKEA oder: Hinterziehst Du schon?
Karl-Martin Hentschel

Vom Heldenkult zur Opferverehrung
Jan M. Piskorski





IM URLAUB DEN BLICK SCHÄRFEN

mit taz-KorrespondentInnen auf Reisen gehen

 **taz.reisen**

in die Zivilgesellschaft

Seit 2008 organisiert die Berliner Tageszeitung „taz“ Studienreisen in Begleitung ihrer AuslandsmitarbeiterInnen. Diese haben persönliche Kontakte zu Menschen, die sich in Projekten und Bürgerinitiativen engagieren. Bei Begegnungen mit solchen Akteuren der Zivilgesellschaft lernen Sie das Urlaubsland und seine gesellschaftliche Dynamik intensiver kennen – und natürlich bleibt auch Zeit für schöne Landschaften, geschäftige Märkte und beeindruckende Bauwerke. Beispiele aus dem Programm 2015:

SENEGAL MIT ERIC VAN GRASDORFF UND MADJIGUÈNE CISSÉ

Dakar – Insel Gorée – St. Louis – Touba – Poppinguine

21. Februar bis 6. März; 14 Tage, ab 2.890 € (DZ/HP/Flug)

PALÄSTINA/JERUSALEM MIT GEORG BALTISSEN

Nablus – Ramallah – Jenin – Jericho – Jerusalem – Hebron – Bethlehem

29. März bis 8. April / 4. bis 14. Oktober; 11 Tage, ab 2.450 € (DZ/HP/Flug)

TUNESIEN MIT EDITH KRESTA

Tunis – Kairouan – Sidi Bouzid – Dahargebirge – Mahdia

30. März bis 11. April / 19. bis 31. Oktober; 13 Tage, ca. 1.600 € (DZ/HP/ohne Anreise)

MAROKKO (NORD) MIT THOMAS HARTMANN

Casablanca – Chefchaouen – Meknès – Fès – Rabat

21. April bis 2. Mai; 12 Tage, ab 1.840 € (DZ/HP/Flug)

CHINA-SPEZIAL MIT SCHRIFTSTELLER YANG LIAN

Peking – Yangzhou – Yellow Mountains – Shanghai

9. bis 23. Mai; 15 Tage, ab 3.480 € (DZ/HP/Flug)

Weitere Reiseziele 2015: **Albanien** (plus Kosovo), **Armenien/Georgien**, **Bosnien und Herzegowina**, **China** (Südwesten), **Iran**, **Irland**, **Kroatien/Serbien**, **Marokko** (Süd), **Norwegen** (Lofoten), **Polen**, **Schweiz** (Alpenwanderung), **Türkei**, **Vietnam**
 Städtereisen nach: **Athen**, **Istanbul**, **Moskau**, **Teheran**
 sowie in **Deutschland**: **Wendland** (-Radtour), **Oberlausitz**

Ausführliche Informationen zu diesen und weiteren tazReisen:

www.taz.de/tazreisen oder am Telefon **(030) 2 59 02-117**

 **taz.die tageszeitung**

Blätter für deutsche und internationale Politik

Monatszeitschrift
60. Jahrgang
Heft 1/2015

Herausgeberkreis

Katajun Amirpur · Seyla Benhabib
Norman Birnbaum · Peter Bofinger
Ulrich Brand · Micha Brumlik
Dan Diner · Jürgen Habermas
Detlef Henschel · Rudolf Hickel
Claus Leggewie · Ingeborg Maus
Klaus Naumann · Jens Reich
Rainer Rilling · Irene Runge
Saskia Sassen · Karen Schönwälder
Friedrich Schorlemmer · Gerhard Stuby
Hans-Jürgen Urban · Rosemarie Will

Begründet von

Hermann Etzel · Paul Neuhöffer
und Karl Graf von Westphalen
Weitergeführt von
Karl D. Bredthauer

Verlag

Blätter Verlagsgesellschaft mbH
Berlin

INHALT

1'15

REDAKTION

Anne Britt Arps
Daniel Leisegang
Albrecht von Lucke
Annett Mängel

BESTELLSERVICE

Tel: 030/3088-3644
E-Mail: abo@blaetter.de

ANZEIGEN

Tel: 030/3088-3646
E-Mail: anzeigen@blaetter.de

WEBSITE

www.blaetter.de

KOMMENTARE UND BERICHTE

- 5 Thüringen oder die
rot-rot-grüne Konfrontation
Albrecht von Lucke

- 9 Die Mär vom
unpolitischen Hooligan
Richard Gebhardt

- 13 Massengrab Mittelmeer:
Die Abschottung der EU
Marei Pelzer

- 17 Riskante Resistenzen:
Die Antibiotikakrise
Maria Rossbauer und
Annett Mängel

- 21 Für eine digitale
Bürgerrechtsbewegung
Geraldine de Bastion
und Markus Beckedahl

- 25 Starkes schwaches China
Siegfried Knittel

DEBATTE

- 29 Afrika braucht
mehr Deutschland
Tom Goeller

KOLUMNE

- 33 Orbáns Kleptokraten
Zoltán Kovács

ANALYSEN UND ALTERNATIVEN

- 39 Frieden von unten**
Initiativen gegen Gewalt in
Israel und Palästina
Eva Senghaas-Knobloch
- 49 »Islam gleich Gewalt«**
Der fatale Gleichklang von
Kriegern und Kritikern
Katajun Amirpur
- 56 Armutsfalle Mindestlohn**
Christoph Butterwegge
- 63 Von der Gesellschaftssteuerung
zur sozialen Kontrolle**
Rückblick auf ein halbes Jahrhundert
Soziologie in Theorie und Praxis
Wolfgang Streeck
- 81 Der blutrote Faden**
Das globale Baumwollimperium und
die permanente Revolution des Kapitalismus
Sven Beckert
- 93 Von Primark bis Hugo Boss:
Geschäfte ohne Skrupel**
Gisela Burckhardt
- 101 IKEA: Zahlst Du noch
oder hinterziehst Du schon?**
Karl-Martin Hentschel
- 109 Vom Heldenkult zur Opferverehrung**
Zum Wandel der Erinnerungskultur
Jan M. Piskorski

BUCH DES MONATS

- 121 Eine Familie im
»Jahrhundert der
Katastrophen«**
Jens Becker

EXTRAS

- 37 Kurzgefasst**
124 Dokumente
**125 Chronik des Monats
November 2014**
128 Zurückgeblättert
**128 Impressum und
Autoren**



Christoph Butterwegge

Hartz IV und die Folgen

Auf dem Weg in eine andere Republik?

Soziale Kälte
in einem
reichen Land

2015, 290 Seiten, broschiert, € 16,95, ISBN 978-3-7799-3234-5
Auch als **E-Book** erhältlich

Durch die Hartz-Reformen ist Deutschland zu einer anderen Republik geworden. Der Politikwissenschaftler **Prof. Dr. Christoph Butterwegge** zeigt auf, wie dieses Gesetzespaket nicht bloß das Armutsrisiko von (Langzeit-)Arbeitslosen und ihren Familien erhöht, sondern auch einschüchternd und disziplinierend gewirkt hat. Belegschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften wurden unter Druck gesetzt, Lohn- und Gehaltseinbußen sowie schlechtere Arbeitsbedingungen zu akzeptieren. Ein ausufernder Niedriglohnssektor gehörte ebenso zu den Folgen wie gesellschaftliche Entsolidarisierungstendenzen und größere soziale Kälte.

Der Autor

Prof. Dr. Christoph Butterwegge lehrt Politikwissenschaft in Köln.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Weggesperrt – und dann?

Bitte spenden Sie die »Blätter für deutsche und internationale Politik« für Menschen in Haft zum Preis von: 84,60 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00
BIC: BFSWDE33BER, Kennwort: Blätter

Foto: Beate Pundt

www.freibos.de



LUXEMBURG 3

GESELLSCHAFTSANALYSE UND LINKE PRAXIS 2014

WELTKRISENPOLITIK Deutsche Hegemonie in und durch Europa | Fracking, Freedom, Freihandel | Mit Sicherheit mehr Verantwortung? | Responsibility to Protect | Die Linke und die Außenpolitik | Kommunalen Personalausweis in New York | Demokratie und Partizipation

MIT BEITRÄGEN VON Gayatri Spivak | Jan van Aken | Vladimir Ischchenko | Isa Lorey | Corinna Hauswedell | Rainer Rilling | Ulla Jelpke | Thomas Seibert | Shreen Saroor | Malte Daniljuk | Alex Demirovic, u.a.

Dezember 2014, 160 S., hg. von der Rosa-Luxemburg-Stiftung

KOSTENFREI ABONNIEREN:
WWW.ZEITSCHRIFT-LUXEMBURG.DE

Albrecht von Lucke

Thüringen oder die rot-rot-grüne Konfrontation

Kaum war die Wahl Bodo Ramelow zum thüringischen Ministerpräsidenten im zweiten Anlauf geglückt, folgten die jubelnden Kommentare. Von einer „Zäsur“ war die Rede, mit dem 5. Dezember 2014 habe „eine neue Zeitrechnung in der politischen Landschaft Deutschlands“ begonnen. Urheber dieser Stellungnahmen war jedoch kein Vertreter der Linkspartei, sondern CSU-Chef Horst Seehofer, der willkommene Munition für zukünftige Wahlkämpfe witterte. Sein unglückseliger Generalsekretär Andreas Scheuer („Deutschpflicht für Migranten, auch zuhause“) setzte prompt noch einen drauf. Das sei „ein Tag der Schande für das wiedervereinigte Deutschland.“ Denn: „Mit Ramelow ist jetzt ein Top-Agent einer Ex-Stasi-Connection der Linkspartei Regierungschef geworden.“

Der derart Gewürdigte, bekanntlich christlich geprägter Gewerkschafter aus dem Westen, gab sich derweil in seiner beeindruckenden Antrittsrede betont zurückhaltend, ja (um ausnahmsweise das inflationär benutzte große Wort zu gebrauchen) demütig. In aller Schärfe benannte Ramelow das SED-Unrecht und strafte damit all jene Lügen, die bereits im Vorfeld den Untergang des Abendlandes an die Wand gemalt hatten.

Doch die eskalierende Rhetorik war damit nicht zu stoppen. Denn längst ist die „Hysterie“, um mit Sigmar Gabriel zu sprechen,¹ über Thüringen hinausgedrungen. Erfurt, so wird insinuiert,

soll nur der Anfang gewesen sein – bei der geplanten Übernahme des ganzen Landes durch die Linkspartei.

Dabei ging es am 5. Dezember natürlich nicht um die Machtübernahme im Bund, sondern allein um ordentliches Regieren auf Zeit in Thüringen, und zwar zudem angesichts einer höchst komplizierten Pattsituation zwischen Rot-Rot-Grün und Schwarz-Rot. Wenn also Bundespräsident Joachim Gauck derzeit stets von der neuen „Kultur der Verantwortung“ spricht, worin sonst sollte diese bestehen als darin, dass eine von knapp 30 Prozent gewählte Partei bereit ist, Regierungsverantwortung zu übernehmen. Zumal Bodo Ramelow – ganz Kontrahent des Fundi-Flügels um Oskar Lafontaine und Sahara Wagenknecht – sich mit dem Bezug auf Johannes Rau („Versöhnen statt spalten“) umgehend als verkappter Sozialdemokrat outete.

Insofern können all jene, die sich tatsächlich Sorgen vor einer neuen Linksfrent im Lande machen lassen, beruhigt sein. Als Angstmake ihrer Gegner taugte die Regierung Ramelow nur für einen winzigen historischen Moment. Zumal bundespolitisch die Lage eine völlig andere ist: Dort wurden 2014 die Fronten für unabsehbare Zeit geklärt – gegen Rot-Rot-Grün.

Das gilt zunächst für die Außenpolitik, wo die Linkspartei mit ihrer Absage an sämtliche Bündnisverpflichtungen – von der Nato bis zu den Vereinten Nationen – mit den völkerrechtlichen Fundamenten der Bundesrepublik bricht, und zwar ohne dafür auch nur ansatzweise gleichwertige Alternativen vorzuschlagen. Ganz offensicht-

1 Vgl. „Die Hysterie über Thüringen ist abenteu-
erlich“, Interview mit Sigmar Gabriel in:
„Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 6.12.2014.

lich wird das aktuelle Parteiprogramm den alten und neuen globalen Herausforderungen, etwa des IS-Terrors, nicht gerecht. Dort heißt es: „Wir fordern das sofortige Ende aller Kampfeinsätze der Bundeswehr. Dazu gehören auch deutsche Beteiligungen an UN-mandatierten Militäreinsätzen nach Kapitel VII der UN-Charta.“ Damit werden sämtliche kollektiven „Maßnahmen bei Bedrohung oder Bruch des Friedens und bei Angriffshandlungen“ grundsätzlich abgelehnt, ohne jede Prüfung im Einzelfall. Abgesehen davon, dass diese grundlegende Absage an die UNO als den einzigen denkbaren „linken“, da völkerrechtlich legitimierten, globalen Gewaltmonopolisten den Namen Friedenspolitik nicht verdient, wird auf dieser Basis eine Zusammenarbeit mit SPD und Grünen auch in Zukunft ausgeschlossen sein.

Das Fehlen von Gemeinsamkeiten gilt aber auch für die Innenpolitik. Und hierfür ist nicht zuletzt der Kurs von Sigmar Gabriel verantwortlich. Im ersten Jahr der Großen Koalition ließ dieser eine eigene linke Handschrift nicht erkennen. Im Gegenteil: Erklärtermaßen versucht Gabriel, der Sozialdemokratie ein neues Image zu verpassen. Die SPD müsse „ökonomische und soziale Kompetenzen nachweisen“, so der Wirtschaftsminister im FAZ-Interview. Seine Konsequenz daraus ist ein entschieden wirtschaftsfreundlicher Kurs – notfalls auch gegen SPD-Parteitagsbeschlüsse. Drei Positionen sind dafür besonders exemplarisch.

Erstens macht sich Gabriel für Freihandelsabkommen mit den USA (TTIP) und Kanada (CETA) stark. Im Falle von CETA ist er sogar bereit, die umstrittenen privaten Schiedsgerichte zu akzeptieren, die den Investorenschutz sichern – unter Umgehung der ordentlichen Gerichte. Dabei hatte noch im Herbst ein SPD-Konvent beschlossen, dass Investor-Staat-Schiedsverfahren „in jedem Fall“ abzulehnen seien.

Zweitens fährt Gabriel auch in der Energiepolitik eine primär wirt-

schaftsfreundliche Gangart. Während seine Genossin, Umweltministerin Barbara Hendricks, das Abschalten der Kohlekraftwerke fordert, will Gabriel dieser „Illusion in der deutschen Energiepolitik“ den Garaus machen. Was ihn dabei leitet, ist jedoch nicht der Schutz der Umwelt, sondern der Schutz eines großen SPD-Biotops, nämlich des Kohlelandes Nordrhein-Westfalen. Dort wird im Frühjahr 2017 gewählt. Und Gabriel weiß genau, dass ohne einen Sieg Hannelore Kraitsir seine Aussichten bei den folgenden Bundestagswahlen minimal sein werden.²

Und schließlich, drittens, machte Gabriel kurzerhand der Vermögensteuer den Garaus, und zwar ausgerechnet in der Debatte mit dem entschiedenen Steuerbefürworter Thomas Piketty.³ Da es aus juristischen Gründen in Deutschland nicht möglich sei, Geld- oder Immobilienvermögen anders zu besteuern als Betriebsvermögen, ist, so Gabriel leichter Hand, „die Vermögensteuer tot“.

All das zeigt: Faktisch trat Gabriel das ganze Jahr über ausschließlich als Wirtschaftsminister in Erscheinung, aber nie als SPD-Parteivorsitzender. Als solcher wäre es seine Aufgabe gewesen, über den Tag hinausweisende sozialdemokratische Positionen zu beziehen. Doch dazu Fehlanzeige.

Neue Linke in der SPD

Dagegen formierte sich soeben die in den letzten Jahren eher unauffällige Parteilinke neu – als „Magdeburger Plattform“. Gegen Gabriel gerichtet, erklärte ihr starker Mann, Parteivize Ralf Stegner: „Wir sind nicht die

2 Vgl. Bärbel Höhn, Schwarz-Rot: Die sabotierte Klimapolitik, in: „Blätter“, 12/2014, S. 11-14.

3 Zu Pikettys Positionen siehe seine von den „Blättern“ veranstaltete Democracy Lecture: Das Ende des Kapitalismus im 21. Jahrhundert?, in: „Blätter“, 12/2014, S. 41-52, sowie die anschließende Debatte: Die Ungleichheitsmaschine: Markt, Kapital und Herrschaft, in: „Blätter“, 12/2014, S. 53-72.

Union, wo Mutti die Kommandos gibt und inhaltlich tote Hose herrscht.“ Ein Zugeständnis konnte die Partei linke ihrem Vorsitzenden bereits abringen. Im Frühjahr soll ein weiterer Parteikonvent in Sachen CETA über die Schiedsgerichte abstimmen. Dann wird sich auch entscheiden, ob Gabriel mit seinem wirtschaftsliberalen Kurs innerparteilich durchkommt.

Ob dieser Kurs am Ende von Erfolg gekrönt wäre, ist dagegen in keiner Weise ausgemacht. Zur Erinnerung: Als Helmut Schmidt 1976 seine erste Bundestagswahl bestehen musste, galt er weiten Teilen der Bevölkerung als bewährter Krisenmanager und „Weltökonom“. Trotzdem verlor Schmidt gegenüber dem SPD-Ergebnis von 1972 3,2 Prozent an den „Provinzler“ Helmut Kohl, der mit 48,6 Prozent beinahe die absolute Mehrheit erzielt hätte. Schmidt blieb den Wählern stets der „richtige Mann in der falschen Partei“. Doch im Zweifel wählten die wirtschaftsorientierten Deutschen lieber gleich das Original. Für Angela Merkel ist also noch viel Luft nach oben.

Zweiter Gewinner der neuen Gabriel-Linie ist die Linkspartei. Indem der SPD-Parteivorsitzende in die Mitte rückt, gibt er das linke Spektrum für die SPD praktisch verloren. Schon der Verzicht auf die Vermögensteuer ist für die Linkspartei Gold wert, von Gabriels Freihandelspolitik ganz zu schweigen. Gleichzeitig kann jedoch von echter, durchaus sinnvoller Arbeitsteilung – die Linke für den Rand, die SPD für die Mitte – solange nicht die Rede sein, solange Rot-Rot-Grün im Bund keine reelle Aussicht auf koalitionsfähiges Zusammengehen hat.

„Wir regieren jetzt in 14 von 16 Bundesländern, und wir regieren dort in sehr unterschiedlichen Konstellationen – keine dieser Konstellationen ist von irgendeiner Signalwirkung für die Bundesebene“, bringt die unauffällige SPD-Generalsekretärin Yasmin Fahimi das Dilemma der SPD, wenn auch ungewollt, auf den Punkt. Denn tat-

sächlich birgt keine der SPD-Koalitionen in den Ländern neues Potential für die Bundesebene. Von einer realen Chance auf die Kanzlerschaft ist die SPD daher weiter meilenweit entfernt. Zwar ist Sigmar Gabriel nun seit über fünf Jahren SPD-Chef und damit der am längsten amtierende Parteivorsitzende seit Willy Brandt. Doch viel spricht dafür, dass er ein unvollendeter Vorsitzender bleiben wird. Denn bis heute hat er der SPD keine neue Machtoption eröffnet, weder inhaltlich noch strategisch.

Viel Taktik, wenig Strategie

Dabei hatte er genau das im November 2009 versprochen, mit seiner furiosen Bewerbungsrede um den SPD-Vorsitz nach dem historischen Wahldebakel von Frank-Walter Steinmeier. Damals schwor Gabriel seine Partei darauf ein, nicht länger der Mitte der Gesellschaft hinterherzulaufen, sondern diese selbst zu definieren – und zwar von links. Es gelte, erst die Deutungshoheit im Lande und dann die Mehrheit wiederzugewinnen. Heute, fünf Jahre später, scheint Gabriel an beiden Punkten gescheitert: Als Energie- und Wirtschaftsminister läuft er der Mitte längst wieder hinterher. Und dennoch verharrt seine SPD wie festgefroren bei 25 Prozent, keine zwei Prozent über dem Steinmeier-Tief und gut 15 Prozent hinter der Union.

Hier zeigt sich die eigentliche Schwäche des SPD-Vorsitzenden: Während er über taktische Raffinesse im Übermaß verfügt, mangelt es ihm oft – im Gegensatz zur Kanzlerin – an strategischer Vorausschau. Exemplarisch dafür: seine Nominierung Joachim Gaucks zum Bundespräsidenten kandidaten. Weil Gabriel mit dem konservativen Gauck unbedingt das bürgerliche Lager aus Union und FDP spalten wollte, übersah er bereitwillig die langfristigen Konsequenzen. Denn natürlich passte Gaucks Welt-

anschauung schon damals nicht zu irgendeiner linken, gar rot-rot-grünen Alternative – wie seine Warnung im Vorfeld der Ramelow-Wahl eindrucksvoll bestätigt hat. Wer wollte also glauben, dass Gaucks mögliche Wiederwahl im Frühjahr 2017 Rot-Rot-Grün im Bund vorbereiten könnte? Da ihm jedoch 2012 eine ganz große Koalition aus Union-SPD-Grünen-FDP ins Amt verhalf, ist eine zweite Amtszeit kaum noch zu verhindern. Die Grünen haben jedenfalls bereits ihre Zustimmung zur Verlängerung ausgesprochen.

Wer sich bei alledem ins Fäustchen lacht, ist die Kanzlerin. Denn damit wird Rot-Rot-Grün auch 2017 ohne echte Chance auf das Kanzleramt sein; der eigentlich so machtbewusste Gabriel wäre wie seine beiden Vorgänger nur ein Vizekanzlerkandidat. Aber vielleicht hat er sich mit diesem Amt ja auch längst arrangiert? Man konnte 2014 fast den Eindruck gewinnen, Gabriel wolle insgeheim Helmut Schmidt Recht geben. Ob die SPD wieder einen Regierungschef stellt, ist für den Altkanzler, wie er unlängst in einem „Zeit“-Gespräch bekannte, „nicht so entscheidend wichtig“. Denn seit Brandts Ost-Politik hätten sich Union und SPD ohnehin stark angenähert. Schmidts Conclusio: „Es ist egal, wer regiert“. Angesichts der aktuellen SPD-Politik fällt es – leider – ziemlich schwer, ihm hier zu widersprechen.

Schwarz-Grün ante portas

Offen scheint derzeit nur, ob Merkel in drei Jahren die SPD überhaupt noch braucht. Auf dem jüngsten CDU-Parteitag warb sie jedenfalls demonstrativ um die Grünen: „Wir wären bereit gewesen, eine solche Koalition zu wagen. Manche Grüne waren's nicht – schade drum!“ Diese Botschaft korrespondierte glänzend mit dem letzten grünen Bundesparteitag, wo die schwelende Kontroverse zwischen Linken und Realos „elegant“ überspielt wurde. Der

neue starke Mann der Partei, Winfried Kretschmann, wurde weder für seine eigenmächtige Asyl-Entscheidung noch für seine Forderung abgestraft, die Grünen zur neuen Wirtschaftspartei umzumodeln. Und als Antwort auf die eigene Identitätskrise in der Opposition bekannten die Grünen flügelübergreifend den unbedingten Willen zum Regieren: „Darum wollen wir spätestens [!] ab 2017 auf Bundesebene wieder mitregieren.“ Anders ausgedrückt: Opposition ist Mist. Und wir Grünen stehen als Regierungsreserve parat, gegebenenfalls schon vor Ablauf der Legislaturperiode. Ein zweites 2013, wo sie auf Schwarz-Grün schlicht nicht vorbereitet waren, soll speziell den Realos nie wieder unterlaufen. Rot-Rot-Grün in Thüringen ist ihnen daher allenfalls eine willkommene Gelegenheit, um die „grüne Eigenständigkeit“ unter Beweis zu stellen. Ansonsten stehen alle Signale auf Schwarz-Grün. Insbesondere der Fraktionsvorsitzenden Katrin Göring-Eckardt ist es ein Bedürfnis, gegen den Ausnahmefall Thüringen stets die „unüberbrückbaren Hindernisse“ auf Bundesebene zu beschwören.

An dieser anhaltenden Blockade von Rot-Rot-Grün werden all jene ihre Freude haben, die ohnehin nur auf linke Fundamentalopposition setzen. Leidtragende sind dagegen all jene, die eine echte Alternative zu Merksels Spaltungspolitik in Deutschland und Europa herbeisehnen. Eine solche dürfte jedoch, Thüringen zum Trotz, noch lange auf sich warten lassen. Dennoch wird die große Aufgabe – und Verantwortung – der Thüringer Koalition darin bestehen, zu beweisen, dass dergleichen in Zukunft grundsätzlich möglich ist. Dafür wird es vor allem darauf ankommen, dass Bodo Ramelow seinen neuen Stil fortsetzt: einer Politik des Kompromisses und der offenen Kommunikation, die alle einbezieht und damit ein wirksames Gegenbild setzt – gegen das alte links-sektiererische Freund-Feind-Denken.

Richard Gebhardt

Die Mär vom unpolitischen Hooligan

Die Krawalle auf der Kölner Demonstration der „Hooligans gegen Salafisten“ (Hogesa) am 26. Oktober 2014 bestimmten tagelang die mediale Berichterstattung. Unter der Losung „In den Farben getrennt, in der Sache vereint“ mobilisierte die Hogesa rund 4500 Hooligans, Rocker, Neonazis und sonstige Sympathisanten auf den Breslauer Platz vor dem Kölner Hauptbahnhof, vorgeblich, um gegen radikale Islamisten zu protestieren. Die Bilanz von 45 verletzten Polizisten, zahlreichen Sachbeschädigungen sowie bedrohten Journalisten dokumentiert eindrucksvoll das Gewaltpotential der Hogesa. Bereits im Vorfeld warnten antifaschistische Gruppen vor einem der größten neonazistischen Aufmärsche im Westen der Bundesrepublik seit Jahren.¹

Der Kampf um die Kurve

Die Kampagne der Hogesa zeigt, dass Teile der gewaltaffinen Fußballsubkultur auf eine Ausweitung der Kampfzone drängen – jenseits ihres klassischen Terrains, nämlich des Stadions, sowie von „Wald und Wiese“ als Austragungsorte organisierter Massenschlägereien, die auch als „dritte Halbzeit“ bezeichnet werden. Auch wenn die Hogesa in ihrer jetzigen Variante nur eine „temporäre Kampfgemeinschaft“² bleiben wird, ist sie Ausdruck einer noch nicht abgeschlossenen und explizit politisch ausgerichteten Neuformierung der Hooligans. Sie

als „unpolitisch“ zu charakterisieren, vermehrt nur die Mythen dieser nach rechts offenen Fanszene.

Vor diesem Hintergrund waren die ersten offiziellen Reaktionen auf die Demonstration der Hogesa bemerkenswert eindimensional. Hans-Georg Maaßen, Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz, bezeichnete Hooligans als zum „größten Teil politisch indifferent“. Auch Bundesjustizminister Heiko Maas strapazierte in der ZDF-Talkshow „Maybrit Illner“ zunächst die üblichen Klischees: „Hooligans sind nicht politisch. Hooligans sind asozial. Sie treffen sich zum Prügeln, und sie trinken viel dabei.“³

„Fußball ist Fußball und Politik bleibt Politik“, lautet denn auch die Losung der Szene-Combo „Kategorie C“, die in ihrem Bandnamen affirmativ eine Klassifizierung der polizeilichen „Zentralen Informationsstelle Sporteinsätze“ (ZIS) übernimmt. Die „Kategorie C“ umfasst dort die „gewalt-suchenden Fans“. Laut dem aktuellen Jahresbericht der ZIS sind rund „400 Personen (ca. 3,3 Prozent) der bundesweit erfassten ‚Gewalttäter Sport‘ dem rechtsmotivierten und ca. 120 Personen (ca. 1,0 Prozent) dem linksmotivierten Bereich zuzurechnen.“⁴

Auf der Kölner Demonstration wurde jedoch deutlich, dass das Umfeld der rechtsmotivierten Gewalttäter weit aus größer ist – und dass die Sphären Fußball und Politik nicht voneinander zu trennen sind.

1 Vgl. Olaf Sundermeyer, Chronik eines angekündigten Exzesses, in: FAZ, 29.10.2014.

2 Gunter A. Pilz, zit. nach Sabrina Pabst, Hooligans islamfeindlich verbrüdet, www.dw.de, 17.10.2014.

3 Vgl. Dirk-Oliver Heckmann, Hooligans und Rechtsextreme. Von Politik und Sport unterschätzte Gefahren, Beitrag im „Deutschlandfunk“, 13.11.2014, www.deutschlandfunk.de.

4 Vgl. Zentrale Informationsstelle Sporteinsätze (ZIS), Jahresbericht Fußball Saison 2013-14, S. 10, www.polizei-nrw.de.

Angemeldet wurde die Demonstration von Dominik Roeseler, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden der rechten Kleinpartei Pro NRW, deren Vorstand sich von dem Aufmarsch vorab distanzierte. Auf der Kölner Kundgebung zeigten sich auch rechtsextreme Szenegrößen wie Siegfried „SS-Siggi“ Borchardt. Der führende Kopf der „Borussenfront“ sitzt gleichzeitig für die Kleinpartei „Die Rechte“ in der Bezirksvertretung der Dortmunder Innenstadt-Nord. Die Mitglieder dieser parteiförmigen Nachfolgeorganisation der in NRW weitgehend verbotenen neonazistischen „Kameradschaften“ waren prominent vertreten. Auch die Präsenz von NPD-Funktionären und Aktivisten der Autonomen Nationalisten dokumentiert die rechtsoffene Ausrichtung der Hogesa.

Gleichwohl ist nicht jeder Hooligan ein Neonazi oder bereit, diese Politisierung zu unterstützen: In Hannover distanzierten sich beispielsweise Hooligans und Ultras von Hannover 96 gemeinsam von der Nachfolgedemonstration der Hogesa, die am 15. November stattfand. Allerdings sind die Verbindungen zwischen dem Hooliganismus und dem Lager der extremen Rechten traditionell sehr eng. Schon in England, wo sich die Hooligans seit Ende der 1970er Jahre spektakuläre Schlachten in den Fußballstadien lieferten, hatten Mitglieder der British National Party oder der National Front maßgeblichen Einfluss auf die vermeintlich „unpolitische“ Szene.

Jahrzehntelang repräsentierten die Hooligans das gewalttätige Gesicht des Fußballs. Für vorläufige Zäsuren sorgten die Katastrophe im Brüsseler Heysel-Stadion 1985 sowie der von deutschen Hooligans verübte Überfall auf den Polizisten Daniel Nivel während der Weltmeisterschaft in Frankreich 1998. 39 Tote waren in Brüssel die Folge einer von gewalttätigen Anhängern des FC Liverpool ausgelösten Massenpanik. Für fünf Jahre blieben englische Fußballvereine damals

aufgrund des „English Disease“ genannten Hooliganismus von allen europäischen Wettbewerben ausgeschlossen. Auch in Deutschland gerieten die Fanszenen verstärkt ins Visier der Polizei, die Sicherheitsarchitektur in den Stadien wurde zunehmend verschärft. Die Hooligans verschwanden aus der öffentlichen Wahrnehmung. In England ist die Szene heute eine eher anachronistische Erscheinung, deren Mythos in Filmen und Romanen beschworen wird. In Deutschland hingegen organisierten sie in den letzten Jahren neben den Massenschlägereien Konzerte mit „Kategorie C“ und waren nach wie vor „in der Sache vereint“ bei den Spielen der DFB-Auswahl anzutreffen. Insofern war die gruppenübergreifende Verbrüderung in Köln nicht sceneuntypisch. Aus den Stadien waren die „Firms“ und „Mobs“ – so die Selbstbezeichnung der Hooligans – zudem nie völlig verschwunden.

Fußballfans als politische Akteure

Wer den Hooligans den Fanstatus abspricht, verkennet deren Verankerung in den Vereinen, in denen sie Kontakte zu Spielern, Funktionären oder zum Ordnungsdienst kultivieren und nicht selten als Respektpersonen der Fanszene gelten. In den letzten Jahren haben die Hooligans ihre langjährige Rolle als Veteranen vergangener Schlachten aufgegeben. Gerade in nordrhein-westfälischen Städten wie Aachen, Duisburg, Dortmund oder Düsseldorf lieferten sie sich einen zum Teil politisierten Fankulturkampf mit antirassistischen Ultragruppierungen, deren Choreographien, Sambatrommeln und lateinamerikanisch inspirierten Gesänge nicht nur den Hooligans als Bruch mit den klassischen Fangesängen erscheinen. Die Übergriffe der Hooligans auf die Abweichler zielten darauf ab, die alten Normen wiederherzustellen und die Hegemonie im Kampf um die Kurve zu errin-

gen – und dieser Kampf ist zumindest subkutan politisch.

Die aktive Rolle der Fußballfans wurde lange verkannt: „Die Tore auf dem Fußballfeld sind die Eigentore der Beherrschten“ – dies war lange Zeit das Leitmotiv linker Fußballkritik.⁵ Fußballfans sind jedoch nicht nur passive Zuschauer, sondern mehr denn je kreative und politische Akteure, die – wie die Ultras – die Kunst des Eigensinns im Stadion kultivieren. Fußballstadien sind nach Michael Gabriel, dem Leiter der Frankfurter „Koordinationsstelle Fanprojekte“ (KOS), die „größten Jugendhäuser der Republik“.⁶ Sie sind zudem politische Handlungsräume, in denen um Partizipation und Präsentation gerungen wird. Kritische Fans richten sich gegen die Vereinspolitik, gegen Stadionverbote oder die „Kommerzialisierung“ des Fußballs. Initiativen wie das „Bündnis aktiver Fußballfans“ (B.A.F.F.) oder die „Schalker Faninitiative e.V.“ (zuvor „Schalker gegen Rassismus“) agieren seit den 1990er Jahren als gesellschaftspolitische Frühwarnsysteme, lange bevor der DFB „Diversity“ auf seine Agenda setzte.

Ein Glanzstück deutscher Fanpolitik wurde im Oktober 2014 sogar mit dem Julius-Hirsch-Preis des DFB ausgezeichnet: Mit beeindruckenden Stadionchoreographien und selbst organisierten Fußballturnieren erinnerte die Münchner Ultragruppierung „Schickeria“ an den ehemaligen Vereinspräsidenten Kurt Landauer und die jüdischen Traditionen des FC Bayern. Mit diesem Preis wurde die zuvor durchaus umstrittene Ultragruppierung Teil der offiziellen deutschen Fußballkultur.

Dagegen sind die Hooligans die Antithese der politischen Korrektheit im deutschen Fußball. Ihre Politik

ist im strengen Sinne eine Anti-Politik, die sich dem hegemonialen Diskurs verweigert: „No One Likes Us, We Don't Care“, hieß es schon in den späten 1970er Jahren im für seine Hooligans berühmt-berüchtigten Stadion des FC Millwall im Londoner Südosten. Das Diskussionsforum auf hogesa.info variiert dieses Motiv der Verweigerung: „Wenn.Sie.Dich.Hassen.Dann. Hast.Du.Was.Erreicht.“

Im Stadion waren die antirassistischen Ultragruppen in den letzten Jahren ihr politischer Gegner. Deren Auftritt gilt den stilkonservativen, ja reaktionären Hooligans als entartete Zumutung. Nicht selten kommt auch aus den Vereinen der Vorwurf, dass die Ultras die „Politik ins Stadion gebracht“ hätten. Dabei haben sie nur auf bereits vorhandene politische Prozesse reagiert. Überall, wo der Fankulturkampf zwischen Hooligans und Ultras beobachtet werden konnte, verdichteten sich Hinweise auf bereits lange existierende Allianzen zwischen gewaltsuchenden Fußballfans und Rechtsextremisten. Nicht ohne Grund: Gerade der Habitus der Hooligans bietet zentrale Anschlussmöglichkeiten für die Ideologie der extremen Rechten.

Der politische Habitus der Hooligans

Zentrales Element der Selbstinszenierung der Hooligans ist die Präsentation des eigenen Körpers. Ob im Stadion oder auf einem Konzert von „Kategorie C“ – das Zurschaustellen des tätowierten, mit Vereinssymbolen übersäten nackten maskulinen Oberkörpers ist ein politisches Statement, auch wenn sich diese Dimension dem Performer mitunter entzieht. Die historisch zumeist aus der unteren Arbeiterschaft stammenden Hooligans zeigen demonstrativ, was durch die hochtechnologische Produktionsweise im transnationalen Hightech-Kapitalismus alltäglich entwertet wird: den eigenen Körper. Im Stadion als Element einer

5 Im „Klassiker“: Gerhard Vinnai, *Fußballsport als Ideologie*, Frankfurt a. M. 1970.

6 Hardy Grüne (Hg.), *Wenn Spieltag ist. Fußballfans in der Bundesliga*, Göttingen 2013, S. 165.

Drohkulisse inszeniert, wird der auch durch neue Geschlechterrollen in Frage gestellte männliche Körper während eines Platzsturms oder in den Kampfwettbewerben zur Waffe. Es sind diese Rituale und diese starre Betonung der „alten Werte“ wie Disziplin, Tradition, Siegenwollen und Kampf, die den Hooliganismus für die extreme Rechte anschlussfähig machen.

Auf Konzerten von „Kategorie C“ sieht man ein enthemmtes Männerrudel Pogo tanzen und Schläge austeilten. Die Alltagspatina wird durch den Bierregen runtergespült, die Textzeilen der Band werden mitgegröhl. Der Sänger singt seine Lieder nicht nur, er röhelt, schreit, grunzt. Das rollende „r“ klingt beinahe wie eine Persiflage alter Nazifilme, die Lieder propagieren die Sehnsucht nach dem Stahlgewitter: In „So sind wir“ wird die „Fußballkeilerei“, wird das sich „gegenseitig auf die Schnauze schlagen“ gepriesen. „Kategorie C“ bietet eine trashige Ästhetisierung der Gewalt. Die Negatividentität der Hooligans kommt in „Ha Ho He“ prägnant zum Ausdruck: „Wir scheißen drauf / was andere sagen / Wir bleiben, wie wir sind.“

Hooligans präsentieren sich im Stadion ebenso wie auf der Kölner Demonstration mit dem atavistischen Schlachtruf „Ahu!“ – ein popkulturelles Zitat aus dem Film „300“. Ihr Auftritt als „Mob“ erinnert an tribalistische Stammeskriege. Der Ehrentitel des „Schlachtenbummlers“, mit dem Fans auf Auswärtsfahrten bezeichnet werden, erhält hier eine entscheidende Bedeutungsverschiebung. Die Hooligans gerieren sich als Kämpfer und kultivieren mit ihren Männlichkeitsinszenierungen „plebejische“ Rituale: Fußball, Bier, laute Rockmusik und eine schöne Prügelei. Hooligans knüpfen dabei habituell an eine Deutungsmöglichkeit des Fußballs an, die mit den zur Kunstform erhobenen Versionen des Ballsports radikal bricht. Sie interpretieren Fußball als Krieg. „Wir“ kämpfen erbittert gegen „die Ande-

ren“ – frei und bierernst nach dem vielzitierten Motto der Liverpooler Trainerlegende Bill Shankley, wonach Fußball keine Frage von Leben und Tod sei – sondern sehr viel wichtiger.

Hooligans golfen nicht

Hooligans sind ein Phänomen des Fußballs, nicht des Synchronschwimmens. Hooligans golfen nicht. Ihre Variante des *Fair Play* besteht im idealen Fall darin, in der „dritten Halbzeit“ niemanden zu treten, der bereits auf dem Boden liegt. Ihr Spiel auf den Rängen spiegelt eine verdrängte Dimension der Fußballkultur wider – ebenso wie das brutale *Tackling* beim Spiel auf dem Rasen das Gewaltpotential dieses Sports sichtbar macht. Ihre zentralen Feindbilder – die Salafisten – wirken gerade auf deutschen Straßen wie der eigene Wiedergänger: Junge Männer mit martialischem Auftritt und Dominanzanspruch auf der Suche nach Terrain gewinnen.

Wahrscheinlich wird sich der massive Auftritt der Hogesa in Köln so schnell nicht wiederholen. Aufgrund der juristischen Auflagen und einer adäquaten Polizeitaktik blieb schon die Nachfolgedemonstration in Hannover weit hinter den Erwartungen zurück und war faktisch nur eine Propagandaveranstaltung für antiislamische Agitatoren. Ein Fußballbezug war in Hannover nicht festzustellen.

Der Kölner Aufmarsch verdeutlichte dennoch die Dynamik einer noch nicht institutionalisierten Repolitisierung der Hooligans, deren rechtsoffenes Gewaltpotential sich nicht auf die rund 400 bereits aktenkundigen Straftäter aus der ZIS-Datei beschränkt. Um dieser Gefahr wirksam zu begegnen, müssen sich Fußballer, Vereine und Politiker schleunigst vom Mythos des „unpolitischen“ Hooligans lösen. Die Verharmlosung der Hooligans könnte sonst ein überaus böses Nachspiel haben.

Marei Pelzer

Massengrab Mittelmeer: Die Abschottung der EU

Unmittelbar nach der Katastrophe vor Lampedusa am 3. Oktober 2013, bei der an einem einzigen Tag 366 Flüchtlinge starben, war die Betroffenheit groß. Papst Franziskus nannte den Tod so vieler Menschen schlichtweg eine Schande für Europa.¹ Und der Präsident des Europäischen Parlamentes, Martin Schulz, forderte damals: „Lampedusa muss ein Wendepunkt für die europäische Flüchtlingspolitik sein.“²

Gut ein Jahr danach ist von den Erkenntnissen zur humanitären Flüchtlingspolitik nicht viel übrig geblieben. Im Gegenteil, die Protagonisten einer zynischen Abschottungspolitik haben erneut Oberwasser gewonnen – und Europa zeigt sich von seiner unmenschlichen Seite: Auf Druck von Deutschland und anderen mächtigen EU-Staaten wird gegenwärtig die Seenotrettung massiv zurückgefahren. Gleichzeitig sollen Menschen wieder verstärkt an einer Flucht nach Europa gehindert werden, indem nordafrikanische Staaten zur Fluchtabwehr instrumentalisiert werden.

Insbesondere die zuständigen EU-Innenminister ignorieren dabei, dass die derzeitige syrische Flüchtlingskrise ein sehr viel stärkeres Engagement Europas erfordern würde, um die Hauptaufnahmeländer syrischer Flüchtlinge zu entlasten. Stattdessen forcieren sie erneut eine reine Abschottungspolitik – mit tödlichen Folgen. Dabei schien es noch vor einem Jahr so, als wolle die EU weitere Katastro-

phen auf dem Mittelmeer in Zukunft verhindern.

Unterlassene Hilfeleistung: Das Ende von Mare Nostrum

Als Reaktion auf den hundertfachen Tod von Flüchtlingen vor Lampedusa startete die italienische Marine am 18. Oktober 2013 das Seenotrettungsprogramm „Mare Nostrum“. Mit Hilfe von Korvetten, Fregatten, Amphibienfahrzeugen und Helikoptern hat sie seitdem mehr als 150 000 Bootsflüchtlinge gerettet. Für die Einsätze standen ihr rund neun Mio. Euro im Monat zur Verfügung. Unter den Geretteten befanden sich zahlreiche Bürgerkriegsflüchtlinge aus Syrien und Flüchtlinge aus Eritrea oder auch Mali, Gambia und Nigeria. Die meisten von ihnen machten sich von Libyen aus auf den Weg nach Europa.

Über Monate hatte Italien die anderen EU-Staaten aufgefordert, sich an den Kosten und der Durchführung des Programms zu beteiligen. Doch vergebens: Deutschland und andere EU-Staaten weigerten sich strikt, Italien finanziell zu entlasten und „Mare Nostrum“ in eine europäische Seenotrettung zu überführen. Stattdessen drängten sie Italien, ihr Rettungsprogramm einzustellen. Bundesinnenminister Thomas de Maizière sprach im Deutschen Bundestag³ im September von einer „Brücke nach Europa“, deren Pfeiler er maßgeblich mit zum Einstür-

1 Vgl. dazu Gesa Heinbach, Lampedusa: Europas Schande, in: „Blätter“, 11/2013, S. 5-8.

2 Vgl. Pressemitteilung des Europäischen Parlamentes, 25.10.2013, www.europarl.europa.eu.

3 Rede des Bundesministers des Innern im Deutschen Bundestag vom 9.9.2014, Plenarprotokoll 18/49, S. 4487.

zen gebracht hat. Zusammen mit vier europäischen Amtskollegen hat sich die Maizière dafür stark gemacht, dass Mare Nostrum nicht europäisiert, sondern im Herbst 2014 durch die Operation *Triton* unter Leitung der europäischen Grenzschutzbehörde Frontex abgelöst wurde.

Die EU-Innenminister machten allerdings bereits auf ihrem Treffen Anfang Oktober 2014 unmissverständlich deutlich, dass Triton „Mare Nostrum“ nicht ersetzen werde. Auch Frontex-Chef Gil Arias-Fernández stellte klar: Frontex sei für die Überwachung der Grenzen zuständig und habe nicht den Auftrag, Flüchtlinge zu retten. Faktisch würden Flüchtlinge zwar während der Frontex-Einsätze gerettet. Anders als die Flotte von „Mare Nostrum“ fahre man aber nicht raus, um gezielt nach Flüchtlingsbooten zu suchen.⁴

Tatsächlich sind weder das Mandat noch die Ausstattung von Frontex auf eine effektive Seenotrettung ausgerichtet. So stellen die EU-Regierungen nur ein Drittel der finanziellen Mittel von „Mare Nostrum“ zur Verfügung. Hinzu kommt, dass der Einsatzbereich von Frontex im Vergleich sehr viel kleiner ausfällt. So soll Triton nur bis etwa 30 Seemeilen vor der italienischen Küste und vor der Insel Lampedusa patrouillieren; „Mare Nostrum“ hingegen fuhr bis nahe an die knapp 160 Seemeilen von Lampedusa entfernte libysche Küste heran. Allein der kleinere Aktionsradius wird dazu führen, dass künftig deutlich weniger Flüchtlinge aus Seenot gerettet werden und das Sterben im Mittelmeer wieder massiv zunehmen wird.

Die EU-Innenminister begründeten die Einstellung von „Mare Nostrum“ unter anderem mit dem Argument, Italien fördere mit der Seenotrettung das „Schlepperwesen“. De Maizière verkündete öffentlich, das Programm habe perverse Anreize geschaffen und sei eine Art Beihilfe zur Vermögensbil-

dung von Menschenhändlern. Schlepper würden dank „Mare Nostrum“ dazu verleitet, besonders viele Flüchtlinge auf ihre Boote zu pferchen und ihnen wenig Treibstoff und Verpflegung mitzugeben, eben weil ihnen die italienische Marine zu Hilfe eile.⁵

Das aber ist nicht nur zynisch, sondern auch grundfalsch. Denn der Minister verschweigt, dass erst die strikte Visapolitik der EU überhaupt dazu geführt hat, dass etwa syrische Flüchtlinge nicht auf legalem Wege nach Europa reisen können, sondern sich skrupellosen Schleusern anvertrauen müssen. Nur in Ausnahmefällen erhalten Flüchtlinge ein Visum, das ihnen die reguläre Reise per Flugzeug ermöglicht. In den allermeisten Fällen aber bleibt ihnen keine Alternative zur lebensgefährlichen Fahrt über das Mittelmeer. Und bei dieser starben laut UNHCR trotz der Rettungsaktionen durch „Mare Nostrum“ auch im Jahr 2014 mehr als 3000 Menschen – schlichtweg deshalb, weil nicht genügend Schiffe zur Verfügung standen, um die Gebiete südlich von Lampedusa durchgehend abzudecken.

»Willkommenszentren« in Nordafrika

Anstatt die Seenotrettung abzuwickeln, sollte die EU diese daher viel mehr ausbauen. Doch stattdessen fordert de Maizière die Einrichtung von „Willkommenszentren“ in Nordafrika, die bereits vor den europäischen Grenzen eine Asylprüfung vornehmen sollen. Der ehemalige Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) lässt grüßen – hatte er doch vor zehn Jahren einen ganz ähnlichen Vorschlag unterbreitet. Damals jedoch stieß Schilys Idee selbst innerhalb der konservativen Opposition auf Ablehnung. Der heutige Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble

4 „Tagesspiegel“, 24.10.2014.

5 Tobias Bayer und Eva Marie Kogel, SOS im Mittelmeer – Katastrophen mit Ansage, in: „Welt“, 31.11.2014, www.welt.de.

warf ihm vor, mit „Internierungslagern am Rande der Sahara“ dem internationalen Flüchtlingsrecht den Garaus zu machen.⁶ Konservative Juraprofessoren attestierten Schilys Vorschlag sogar „Parallelen zu Guantánamo“.⁷ Dass der Vorstoß von Thomas de Maizière heute auf ungleich weniger Empörung stößt, verdankt sich nicht zuletzt dessen geschickter Rhetorik: „Wir müssen in den Transitländern möglicherweise so etwas wie Willkommens- und Ausreisezentren machen. Der UNHCR, das Weltflüchtlingswerk der UNO, könnte sie betreiben, um dann zu entscheiden, wer geht zurück und wer kommt nach Europa“, verkaufte de Maizière seine Idee am 12. November 2014 im „ZDF-Morgenmagazin“.

Die sogenannten Willkommenszentren wären aber, ungeachtet ihrer euphemistischen Bezeichnung, de facto kaum etwas anderes als Internierungslager – und damit ebenso problematisch wie der damalige Schily-Vorstoß. Genau wie Schily will de Maizière durch die Asylprüfung in Nordafrika verhindern, dass Flüchtlinge selbstständig nach Europa reisen. Schon heute gibt es zahlreiche von der EU finanzierte Haftzentren in nordafrikanischen Staaten.

Findet die Asylprüfung zukünftig in derartigen Lagern – und damit außerhalb der EU-Grenzen – statt, kann ein rechtsstaatliches Verfahren kaum gewährleistet werden. In der EU haben Asylsuchende einen Anspruch auf ein faires Verfahren, in dem sie sich durch fachkundige Rechtsanwältinnen und -anwälte vertreten lassen können. Auch können sie auf ein breites Netz von Beratungsangeboten und Unterstützerguppen zurückgreifen. Und – nicht zuletzt – ist innerhalb der EU das Recht auf effektiven Rechtsschutz garantiert: Im Zweifel können die Betroffenen bis hinauf zum Europäischen

Gerichtshof gegen Entscheidungen der Behörden klagen. In nordafrikanischen Lagern hingegen sind all diese Verfahrensgarantien schlicht nicht gegeben. Mit anderen Worten: Durch die Auslagerung der Asylprüfung würde sich die EU auch der Pflicht entledigen, ein rechtsstaatliches Asylverfahren zu garantieren.

Humanitäre Schutzvisa und Botschaftsasyl?

Angesichts der anhaltenden humanitären Krise im Mittelmeer bedarf es dringend alternativer Ansätze zur zynischen Abschottungspolitik der europäischen Innenpolitiker.

Ein bereits heute praktizierter Ansatz ist das sogenannte *Resettlement* – also die Neuansiedlung von Flüchtlingen in Drittstaaten, die vom UNHCR anerkannt sind. Dazu stellen sie Aufnahmekontingente bereit. Doch diese sind bislang viel zu klein: Die Zahl der bereitgestellten Plätze bleibt weit hinter jener der Asylantragsteller zurück. So wurden 2013 EU-weit insgesamt etwa 5450 Resettlementplätze zur Verfügung gestellt; im gleichen Zeitraum reisten rund 400000 Asylbewerber in die EU ein.

Andere Stimmen fordern, dem Sterben im Mittelmeer mit der Einführung humanitärer Visa zu begegnen – so etwa die grüne Europaabgeordnete Ska Keller.⁸ Diese Visa sollen den Flüchtlingen eine legale Einreise nach Europa ermöglichen, um dort ein Asylverfahren durchlaufen zu können. Zu diesem Zweck sollen die Flüchtlinge in den Auslandsvertretungen der EU-Länder ein humanitäres Visum beantragen können. So sinnvoll dieser Vorschlag scheint – ein solches Verfahren wäre nur für eine kleine Zahl von Flüchtlingen denkbar. Gerade die Erfahrungen mit dem deutschen Aufnahmeprogramm für syrische Flücht-

6 Flüchtlingslager-Streit: Schily torpediert Grüne, in: „Rheinische Post“, 22.7.2004, www.rp-online.de.

7 So Kay Hailbronner gegenüber dem „Handelsblatt“ vom 2.8.2004, www.handelsblatt.com.

8 „Berliner Zeitung“, 24.10.2014.

linge haben gezeigt, wie mühsam und schwerfällig derartige Visaverfahren sind. Zahlreiche Syrerinnen und Syrer mussten oft viele Monate auf einen Termin in der deutschen Botschaft warten – eine schier unerträgliche Belastung. Für große Zahlen von Schutzsuchenden sind derartige Botschaftsverfahren daher offenkundig ungeeignet.

Ein dritter Vorschlag sieht vor, die Asylprüfung in das Visumverfahren zu integrieren. Ein syrischer Flüchtling könnte demnach direkt in der deutschen Botschaft in Amman Asyl beantragen. Die Prüfung würde die Auslandsvertretung in Kooperation mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge durchführen und bei positivem Bescheid das Visum ausstellen. Doch ein derartiges Verfahren, das auch als Botschafts asyl bezeichnet wird, gab es in einer ganzen Reihe von EU-Ländern bereits. Viele haben dieses jedoch inzwischen wieder abgeschafft, zuletzt die Schweiz im Jahr 2012. Die Zahl der Flüchtlinge, die ein solches Visum erhielten, war ohnehin denkbar gering – sie bewegte sich deutlich unterhalb von 100 pro Jahr und Land. Auch hier stellt sich daher die Frage, für wie viele Flüchtlinge ein solches Verfahren sinnvoll wäre.

Eine temporäre Aufhebung der Visumpflicht ist nötig

Zwar können all diese Ansätze Flüchtlingen im Einzelfall helfen. Sie können allerdings keine größeren Löcher in die Festung Europa reißen. Denn diese baut darauf auf, dass für alle Herkunftsregionen von Flüchtlingen Visumpflicht besteht. Flankiert wird diese Hürde mit strikten Vorgaben gegenüber Transportunternehmen. Sie dürfen Flüchtlinge ohne Visum nicht transportieren, andernfalls drohen ihnen empfindliche Strafen. Doch um angemessen auf akute Flüchtlingskrisen wie die in Syrien reagieren zu können, müsste die Visumpflicht für die

betroffenen Länder – zumindest zeitweise – aufgehoben werden.

Darüber hinaus müssen die von der EU praktizierten illegalen Zurückweisungen – beispielsweise an den Landgrenzen zwischen der Türkei und Griechenland wie Bulgarien – endlich beendet werden. Derzeit werden dort täglich Hunderte syrische Flüchtlinge abgewiesen, obwohl ihnen sowohl das Völker- als auch das EU-Recht ein Recht auf Nichtzurückweisung garantieren. Die EU-Länder müssten sich hier nur selbst an internationales Recht halten, um legale Zugänge für Flüchtlinge nach Europa zu schaffen.

Schließlich müsste auch die Seenotrettung auf dem Mittelmeer gewährleistet werden – auch dann noch, wenn das Völkerrecht an der Grenze beachtet und weitere legale Einreisewege in die EU geschaffen würden. Denn die EU-Staaten werden es nie ganz verhindern können, dass Flüchtlinge oder Migranten diesen Weg wählen. Ein europäisches Seenotrettungsprogramm ist daher dringend nötig. Es muss sich an der Vorgehensweise von „Mare Nostrum“ orientieren und die proaktive Rettung von Menschenleben ausbauen. Das Mandat für die Seenotrettung sollte allerdings weder beim Militär noch bei der Grenzschutzagentur Frontex liegen; die Seenotrettung gehört vielmehr in zivile Hände.

All das wäre möglich – was fehlt, ist allein der politische Wille. So bleiben auch ein Jahr nach der Katastrophe von Lampedusa die Bekenntnisse zu einer humanitären Flüchtlingspolitik bloße Lippenbekenntnisse. Von einer Wende in der europäischen Flüchtlingspolitik, wie sie Martin Schulz vor gut einem Jahr forderte, kann keine Rede sein, im Gegenteil: Europa erlebt derzeit eine Rückkehr der Unmenschlichkeit.



Maria Rossbauer und Annett Mängel

Riskante Resistenzen: Die Antibiotikakrise

Wenige Tage vor dem „Europäischen Antibiotikatag“ am 18. November offenbarte eine Meldung aus Niedersachsen, wie dringend nötig ein gesellschaftlicher Bewusstseinswandel im Umgang mit Antibiotika ist: Der Oldenburgisch-Ostfriesische Wasserverband hatte im Grundwasser ein Antibiotikum nachgewiesen, das vermutlich über den Dung gelangt ist.¹ Auch wenn keine akute Gefahr vorlag, da der Wert gering war und das Trinkwasser aus tieferen Schichten entnommen wird, macht der Fund auf ein grundlegendes Problem aufmerksam: Hühner, Schweine und Kühe werden vorsorglich mit Antibiotika behandelt – mit langfristig gravierenden Folgen für die Menschheit.

„Wir sind an einem kritischen Punkt angelangt [...], die Resistenz gegen vorhandene Antibiotika hat beispiellose Ausmaße erreicht, und neue können nicht schnell genug bereitgestellt werden“, warnte bereits vor mehr als drei Jahren die Weltgesundheitsorganisation. In ihrem aktuellen Bericht spricht sie sogar von einer drohenden „Post-Antibiotika-Ära“.²

Allein in Deutschland sterben bereits jedes Jahr mehrere tausend Menschen an Infektionen mit multiresistenten Bakterien. Dabei handelt es sich um Keime, die nicht nur gegen ein Antibiotikum, sondern gleich gegen verschiedene Antibiotika Abwehrstrategien entwickelt haben und die nur

äußerst schwer zu bekämpfen sind. Experten vermuten sogar, dass weltweit mehr Menschen an Infektionskrankheiten durch resistente Bakterien sterben als an Aids.

Die Legende vom Allheilmittel

Schuld an dieser Antibiotikakrise sind die Menschen selbst: Zu lange wurde achtlos mit dem kostbaren Medikament umgegangen. So werden in Deutschland Erkältungen in 50 bis 75 Prozent der Fälle mit Antibiotika behandelt – obwohl die Medikamente hier oftmals wirkungslos sind, da es sich zumeist um Viren- und nicht um bakterielle Infektionen handelt.³ Noch immer verschreiben die Ärzte Antibiotika wider besseres Wissen, nicht selten auf Bitte der Patienten. Zu sehr hat sich die Legende vom Antibiotikum als Allheilmittel in die Köpfe eingeschlichen. Und selbst wenn Menschen das Mittel tatsächlich brauchen, verordnen Ärzte oft nicht das richtige Antibiotikum in der richtigen Dosierung und für die richtige Dauer.

Ist die Dosis zu hoch, steigt die Wahrscheinlichkeit für Resistenzbildungen, weil sich Bakterien an die Menge der eingenommenen Antibiotika anpassen. Sie steigt auch, wenn Patienten die Antibiotika nicht konsequent schlucken – wenn sie sie zu lange, zu kurz oder zusammen mit Essen einnehmen, das die Wirkung aufhebt. So züchtet man seine eigenen resistenten Bakte-

1 Vgl. Jost Maurin, Die Schweine sind schuld, in: „die tageszeitung“ (taz), 10.11.2014.

2 WHO, Antimicrobial resistance: global report on surveillance 2014, April 2014.

3 Werner Bartens, Falsche Antibiotika, 21.5.2014, www.sueddeutsche.de.

rien und überträgt sie womöglich auf Partner, Kinder, Kollegen. Ein Problem ist auch die international uneinheitliche Regelung der Antibiotikavergabe. In vielen Ländern lassen sich die Medikamente rezeptfrei erwerben, was zu einem erhöhten Verbrauch und damit auch zu mehr resistenten Keimen führt. In einigen Ländern reagieren Bakterienstämme teilweise kaum noch auf Antibiotika.

Besonders problematisch ist der immer häufigere Gebrauch von sogenannten Reserveantibiotika. Sie sollten ausschließlich dann eingesetzt werden, wenn gegen alle gängigen Mittel bereits Resistenzen bestehen. Doch schon im Jahr 2001 entfiel jede dritte Antibiotikaverordnung in Deutschland auf ein solches Reserveantibiotikum.⁴ Während für die Jahre 2008 bis 2012 erfreulicherweise die Antibiotikaverschreibungen niedergelassener Ärzte zumindest bei Kindern und Menschen über 70 Jahren etwas zurückgingen, stieg der Einsatz von Reserveantibiotika im Gegenzug deutlich an – damit drohen multiresistente Keime sich noch weiter auszubreiten.

So wenig wie nötig, so gezielt wie möglich

Enorm wichtig ist daher der angemessene und verantwortungsvolle Umgang mit den vorhandenen Medikamenten. Die goldene Regel lautet: So wenig wie nötig, so gezielt wie möglich. Um das zu erreichen, wären verpflichtende Fortbildungskurse für Hausärzte ebenso nötig wie eine „rationale Antibiotikatherapie“.⁵ Gemeint sind klare Vorgaben, Leitlinien, wann Ärzte welches Antibiotikum verschreiben sollen und

für wie lange. Solche Leitlinien gibt es in Deutschland mittlerweile zwar teilweise schon, Ärzte verschreiben jedoch nach wie vor viel nach Erfahrung oder Empfehlungen.⁶ Daran muss sich dringend etwas ändern.

Problem Massentierhaltung

Mindestens ebenso dramatisch ist der unverhältnismäßig hohe Einsatz von Antibiotika in der Fleischindustrie. Breitbandantibiotika werden den Futtermitteln der Tiere prophylaktisch beigemengt, um durch Massentierhaltung hervorgerufene Infektionen zu vermeiden.

Die resistenten Bakterien, die sich dadurch entwickeln, können sich vom rohen Fleisch auf den Menschen übertragen. Dort führen sie zwar nicht unbedingt sofort zu Infektionen, sie können aber im Körper bleiben und bei späteren Erkrankungen die Heilungschancen mindern. Das gilt sogar dann, wenn die Bakterien selbst eigentlich für den Menschen ungefährlich sind: Denn die sogenannten ESBL-Keime bilden ein Enzym, das Antibiotika unwirksam macht – auch wenn diese gegen andere Bakterien eingesetzt werden. Bereits sechs Millionen Deutsche sollen solche Keime in sich tragen. Eine im Auftrag der grünen Bundestagsfraktion erstellte Studie hat im Frühjahr 2014 in zwei Drittel der untersuchten Proben aus Putenfleisch belastete Keime gefunden.⁷

Zwar unterliegen Bauern und Tierärzte seit April 2014 strengeren Meldepflichten: Sie müssen halbjährlich melden, welche Arzneimittel sie ihren Tieren verabreicht haben. Diese Daten werden in einer Datenbank gesammelt, so wird zumindest Transparenz

4 Helmut Schröder, Katrin Nink, Judith Günther und Winfried V. Kern, Antibiotika: So lange sie noch wirken..., in: „G+G Wissenschaft“ (GGW), 2/2003, S. 7-15, hier: S. 15.

5 Das fordert Katja de With, Leiterin des Antibiotic Stewardship an der Universität Freiburg, vgl. Maria Rossbauer, Ein bedrohtes Wunder, in: taz, 9./10.6.2012.

6 Seit Dezember 2013, vgl. S3-Leitlinie. Strategien zur Sicherung rationaler Antibiotika-Anwendung im Krankenhaus, AWMF-Registernummer 092/001, www.awmf.org.

7 Vgl. Bündnis 90/Die Grünen, Antibiotikaresistenzen in der Wurst, www.gruene-bundestag.de, 21.05.2014.

hergestellt. Doch das eigentliche Problem ist damit noch nicht gelöst: Riesige Mastanlagen können nur durch den Einsatz von Antibiotika Erkrankungen vorbeugen. Insbesondere Geflügel ist davon betroffen: Ein Masthähnchen bekam 2012 durchschnittlich an zehn von 39 Lebenstagen Antibiotika verabreicht.⁸ Insgesamt wurden in der Tiermast im Jahr 2013 zwar etwas weniger Antibiotika eingesetzt als zuvor, doch auch hier gibt es einen dramatischen Anstieg bei der Vergabe von Reserveantibiotika. Das Bundesinstitut für Risikobewertung fordert daher einen grundlegenden Kurswechsel in der Tierhaltung – statt die Tiere mit Antibiotika vollzupumpen, bräuchten diese „Platz, Frischluft und gute Fütterung“⁹.

Antibiotika lohnen sich nicht

Während sich derzeit zumindest die Stimmen jener mehren, die ein Umdenken bei Ärzten wie Tierärzten einfordern, bleibt ein Aspekt in der Debatte oft außen vor: Es fehlt an Forschung zu neuen Antibiotika. Um der wachsenden Resistenz der Bakterien entgegenzuwirken, werden Antibiotika mit verschiedenen Wirkungsweisen benötigt. Doch die Neuzulassungen gehen seit Jahren zurück. Zwischen 1982 und 1991 kamen noch 28 neue Antibiotikawirkstoffe auf den Markt, 2001 bis 2011 waren es gerade einmal 13, fast alle mit bekannten Angriffsstrategien. Bisher gibt es drei Wege, um die den menschlichen Zellen ähnlichen Bakterienzellen anzugreifen. Der erste führt über die Zellwand: Antibiotika wie Penicilline schaffen es, dass das Bakterium in dem Moment, in dem es sich teilen will, platzt. Der zweite verhindert, dass das

Bakterium bestimmte Bausteine produziert, die es zu seiner Vermehrung bräuchte. Das machen Antibiotika wie Tetracycline. Der dritte Weg besteht in einem Angriff auf die Erbinformation. Fluorchinolone zum Beispiel verhindern, dass sich die Bakterien-DNA vermehrt. So bleiben die Bakterien im Teilungsprozess einfach stecken. Doch gegen all diese Angriffe haben Bakterien bereits Resistenzen entwickelt.

„Wir haben vielleicht noch genügend Antibiotika für die nächsten drei oder vier Jahre“, warnte Julia Bandow von der Universität Bochum schon vor zwei Jahren. „Es gibt nichts in der Entwicklung mit wirklich neuen Angriffspunkten.“ Selbst wenn jetzt ein Wirkstoff gefunden würde – ihn zu einem Medikament zu entwickeln, ist teuer und braucht Zeit: Die Kosten belaufen sich auf rund 800 Mio. Euro, die Entwicklung dauert zehn bis fünfzehn Jahre. Und erst dann entscheidet sich, ob das Medikament von den Behörden überhaupt zugelassen wird. Wie bei allen Medikamenten muss nachgewiesen werden, dass die Substanz nicht schlechter wirkt als solche, die bereits auf dem Markt sind. Gerade bei Antibiotika ergebe das aber keinen Sinn: „Antibiotika müssen Bakterien nicht besser oder schlechter töten, sondern einfach nur anders.“¹⁰

Selbst wenn ein neues Antibiotikum zugelassen wird, fallen die Einnahmen am Ende gering aus, denn die Patienten schlucken die Mittel meist nur ein paar Tage. Cholesterinsenker hingegen werden im Zweifel bis ans Lebensende eingenommen – für Pharmafirmen ein weitaus besseres Geschäft.

Die Behandlung wird immer schwieriger

Dabei wird die Behandlung der Patienten gegen multiresistente Keime schon

8 Vgl. Bauern verwenden weniger, aber dafür bedenklichere Antibiotika, www.zeit.de, 1.8.2014.

9 So Bernd-Alois Tenhagen, zit. nach: Joachim Wille, Gefährliche Resistenzen, in: „Zeo2“, 4/2014, www.taz.de.

10 So die Mikrobiologin Julia Bandow von der Universität Bochum, zit. nach Rossbauer, a.a.O.

jetzt immer schwieriger. Der am häufigsten zu behandelnde Erreger ist das Methicillin-resistente *Staphylococcus aureus*, MRSA. Das Bakterium existiert überall in der Natur, lebt bei vielen Menschen unbemerkt auf der Haut oder in der Nase. Dies ist an sich kein Problem. Ist jedoch das Immunsystem geschwächt oder gibt es offene Wunden, breiten sich die Besiedler schnell aus. Es kommt zu Entzündungen, nicht heilenden, eitrigen Wunden, Blutvergiftungen – manchmal mit tödlichen Folgen.

In Deutschland ist inzwischen jedes vierte Bakterium dieser Art multiresistent. In einigen Krankenhäusern sind es mehr als die Hälfte. Gerade dort infizieren sich Menschen oft mit MRSA. Das größte Problem sind Intensivstationen: Operationen, die den Keimen leichten Zutritt in offene Wunden verschaffen, mangelnde Hygiene, Menschen mit schwachem Immunsystem.

Was aber, wenn bald nicht mehr nur multi-, sondern omni-resistente Bakterien in uns eindringen? Solche, die gegen alle Antibiotika immun sind? Medizinisch gesehen fallen wir dann zurück ins Jahr 1940, bevor ein Antibiotikum zum ersten Mal einen Menschen heilte.

Mehr Reserven – und Zeit

Einen Stoff zu finden, gegen den Bakterien keine Resistenz entwickeln können, ist utopisch. Nicht umsonst sind sie die ältesten und anpassungsfähigsten Lebewesen auf der Erde. Sie leben unter den extremsten Bedingungen: 4000 Meter unter dem Eis Alaskas, in Schwefelquellen und auf dem Grund der Ozeane. Bakterien leben unter Druck, zusammen mit radioaktiven Stoffen, sie ernähren sich von Giften. Letztlich geht es also in erster Linie darum, Zeit für den Menschen zu gewinnen.

Für den Kampf gegen multiresistente Keime bedarf es vielerlei: bessere Dia-

gnosemethoden, um genau herauszufinden, welche gefährlichen Bakterien im menschlichen Körper vorhanden sind, bessere Hygiene in den Krankenhäusern, ähnlich wie in den Niederlanden – dort sind die Resistenzzahlen weit geringer als in Deutschland – und mehr Reserveantibiotika, die nicht frei auf dem Markt vertrieben, sondern für den Notfall zurückbehalten werden.

Zudem müssen politische Maßnahmen ergriffen werden: Von staatlicher Seite sollte universitäre Forschung im Bereich Antibiotika wirkungsvoller gefördert werden, und auch die Pharmaindustrie muss dazu angehalten werden, die Medikamente zu entwickeln. Darüber hinaus werden klare und verbindliche Richtlinien benötigt, wann welches Antibiotikum für welche Dauer eingesetzt werden darf, genauso wie Schulungen für Ärzte, die Antibiotika verschreiben. Auch die Hygiene in Kliniken muss sich verbessern. Und schließlich braucht es vor allem in der Tierhaltung strengere Gesetze und Kontrollen.

Nicht zuletzt können auch Patienten ihren Teil zu einem verantwortungsvollen Umgang mit Antibiotika beitragen. Wer Antibiotika nehmen soll, muss den Beipackzettel gründlich lesen und die Medikamente nur in richtiger Menge und richtiger Dauer schlucken. Vor allem nach der Zubereitung von Fleisch und Eiern sollten dringend die Hände gewaschen werden. Und: Gegen eine Erkältung hilft kein Antibiotikum.

Zwar hat die Bundesregierung das Problem inzwischen erkannt und die Deutsche Antibiotika-Resistenzstrategie ins Leben gerufen, eine Art Masterplan, mit dem sie den Resistenzentwicklungen entgegenwirken will. Auch das Europäische Parlament mahnt, die Verwendung von Antibiotika müsse strengeren Regeln unterworfen werden. Doch all das kommt viel zu spät und nur schleppend in Gang. Es müsste schneller gehen, mehr passieren. Die Zeit läuft.

Geraldine de Bastion und Markus Beckedahl

Für eine digitale Bürgerrechtsbewegung

Am 1. Dezember wurde Edward Snowden in Stockholm mit dem Alternativen Nobelpreis geehrt. „Edward Snowden hat den Bewohnern dieses Planeten einen riesigen Dienst erwiesen“, begründete Jakob von Uexküll, der Gründer der Right-Livelihood-Award-Stiftung, die Auszeichnung. „Ohne seinen Mut wüssten wir immer noch nichts über das Ausmaß der neuen Verbrechen, die der technische Fortschritt möglich gemacht hat.“

In der Tat würden wir ohne Snowden noch heute im Dunkeln tappen. Zumal die Bundesregierung weder willens scheint, die Ausspähung durch ausländische Geheimdienste aufzuklären, noch irgendwelche Konsequenzen aus diesem Skandal zu ziehen. Stattdessen treten immer wieder neue Details der globalen Überwachung zutage. So wurde nur wenige Tage vor der Verleihung des Alternativen Nobelpreises bekannt, dass der Bundesnachrichtendienst seit 2005 wusste, dass die USA und andere „befreundete Staaten“ uns ausspionieren. Dennoch hatte das Bundeskanzleramt seit Beginn der NSA-„Affäre“ im Juni vergangenen Jahres immer wieder beteuert, dass es derlei Kenntnisse nicht besessen habe.

Angesichts der andauernden Verweigerungshaltung der Bundesregierung kommt es nun mehr denn je auf eine starke digitale Bürgerrechtsbewegung außerhalb der Parlamente an. Diese muss von unten den Druck auf die politisch Verantwortlichen erhöhen. Andernfalls werden wir womöglich nie das wahre Ausmaß der Überwachung erfahren, geschweige denn diese stoppen können. Dass die netzpolitische Bürgerbewegung dazu in der Lage sein kann, hat sie in der Ver-

gangenheit bereits mehrfach bewiesen. So konnten die bundesdeutsche und europäische Zivilgesellschaft die Einführung der Vorratsdatenspeicherung verhindern und das multilaterale Handelsabkommen ACTA abwenden. Diese Erfolge gingen nicht zuletzt auf die Fähigkeit der Bürgerrechtsorganisationen zurück, zahlreiche Menschen gegen den Abbau der Grundrechte, die Einschränkung des Datenschutzes und die Einrichtung von Überwachungsinstrumenten zu mobilisieren.

Die unsichtbare Überwachung

Im Fall der NSA-Ausspähung ist eine solche Mobilisierung bislang ausgeblieben. Der Hauptgrund dafür liegt in der Unsichtbarkeit der Überwachung: Anders als im Fall der Stasi vollzieht sich die digitale Überwachung durch NSA, GCHQ und Co. größtenteils außerhalb unserer Wahrnehmung. Fing die Stasi Briefe ab, erkannte der Empfänger dies am beschädigten Umschlag. Wir dagegen bemerken es nicht, wenn unsere E-Mails und Chat-Nachrichten in Echtzeit abgegriffen, von Algorithmen gerastert und ausgewertet werden. Ebenso unbemerkt bleibt es, wenn Geheimdienste auf Datenbanken zugreifen, wo unsere Kommunikation, unsere Vorlieben und unser Nutzerverhalten gespeichert sind.

Auch waren sich die meisten DDR-Bürger darüber im Klaren, dass der Nachbar oder die Kollegin jederzeit Informationen an die Stasi weitergeben konnte. Häufig genug bekamen die Betroffenen die Folgen am eigenen Leib zu spüren, etwa wenn sie vorgeladen oder ihnen bestimmte Leistun-

gen verweigert wurden. Heute bleibt die Überwachung oft ohne sichtbare Konsequenzen. Daher sind noch immer viele Bürgerinnen und Bürger davon überzeugt, dass vor allem die Eliten aus Wirtschaft, Politik und Medien von der Ausspähung betroffen sind. Gleichzeitig beruhigen sie sich selbst damit, dass sie ohnehin nichts zu verbergen hätten.

Die Unsichtbarkeit der Überwachung und die Naivität auf Seiten der Überwachten erschweren jedoch die Kampagnenarbeit netzpolitischer Gruppen. Darüber hinaus verstärkt die systematische Aufklärungssabotage der Bundesregierung die Resignation bei den Bürgerinnen und Bürgern. All das erleichtert es der Regierung, die eminenten Rechtsverstöße unter den Teppich zu kehren.

Mangel an Personal

Gleichwohl gibt es hierzulande rund ein Dutzend netzpolitischer Organisationen. Zu diesen zählen unter anderen der Chaos Computer Club, Digital Courage, Free Software Foundation Europe, AK Zensur, AK Vorrat, Open Knowledge Foundation und die Digitale Gesellschaft. Warum gelingt es ihnen nicht, diesen Teufelskreis aus Verharmlosung und Resignation zu durchbrechen?

Tatsächlich sind die einzelnen Organisationen zwar meist gut miteinander vernetzt, allerdings gibt es viele personelle Überschneidungen der zumeist ehrenamtlichen Aktivisten. Im Ergebnis beschäftigt sich daher gerade einmal ein halbes Dutzend Festangestellte mit dem größten Überwachungsskandal der Menschheitsgeschichte. Darunter leidet insbesondere die professionelle Lobbyarbeit mit dem Ziel, Gesetze durchzusetzen, die dieser Ausspähung einen Riegel vorschieben sollen.

Ganz anders sieht es auf Seiten der Industrie aus: In den vergangenen Jahren haben insbesondere die großen

Konzerne ihre Lobbyaktivitäten massiv ausgebaut. Deren Personal übersteigt das der Nichtregierungsorganisationen um ein Vielfaches: Alleine bei Google, Microsoft oder der Deutschen Telekom sitzen mehr bezahlte Lobbyisten als der digitalen Bürgerrechtsbewegung insgesamt zur Verfügung stehen. Die Interessen, die diese Lobbyisten im Auftrag der Konzerne verfolgen, stehen in aller Regel im Gegensatz zu denen der Bürgerrechtler. So versuchen die Internetunternehmen derzeit mit allen Mitteln, die geplante Reform der EU-Datenschutzgrundverordnung zu torpedieren. Diese könnte zu mehr Datensparsamkeit führen und Geheimdiensten den Zugriff auf gespeicherte Nutzerdaten erschweren. Das widerspricht jedoch den Geschäftsmodellen von Google, Microsoft und Co.

Erschwerend kommt hinzu, dass Netzpolitik ein breites Themenfeld ist. Neben der NSA-Affäre binden zahlreiche andere netzpolitische Debatten die Kräfte und Kapazitäten der Organisationen: von der Reform des europäischen Datenschutzes über den Kampf gegen das Freihandelsabkommen TTIP und für den Erhalt der Netzneutralität bis zur überfälligen Urheberrechtsreform.

Einen Ausweg aus der Misere böte eine bessere finanzielle Ausstattung der netzpolitischen Bürgerrechtsbewegungen. Allerdings gibt es in Deutschland nach wie vor kaum Stiftungen oder Verbände, die netzpolitisches Engagement gezielt fördern.¹ Aus diesem Grund sind die meisten Gruppen auf Spendengelder angewiesen. In anderen Ländern sieht die Finanzierungslage wesentlich besser aus: So gibt es in den Niederlanden professionell arbeitende Nichtregierungsorganisationen, beispielsweise *bits of freedom*. Sie allein beschäftigt so viele Mitarbeiter wie alle deutschen netzpolitischen Organisationen zusammen.

¹ Eine Ausnahme bietet die Stiftung Bridge, eine Unterstiftung der Bewegungsstiftung.

Herausforderung Vernetzung

Kompensieren ließe sich die dünne Personaldecke durch eine engere Verflechtung der netzpolitischen Gruppen. Allerdings finden sich in den verschiedenen Gruppierungen – trotz der personellen Überschneidungen – sehr unterschiedliche politische Ansätze, wie mit den Snowden-Enthüllungen umzugehen ist.

So spricht sich ein Teil der netzpolitischen Bewegung nicht nur für das Ende der Massenüberwachung aus, sondern fordert auch die Abschaffung aller Geheimdienste. Ein anderer Teil plädiert für eine „realpolitischere“ Herangehensweise und tritt für die Reform von Geheimdiensten und eine bessere parlamentarische Kontrolle ein. Eine dritte Gruppe hat die Hoffnung auf eine Selbstkorrektur der Politik völlig aufgegeben: Überzeugt davon, dass die politisch Verantwortlichen zu tief im Überwachungssumpf stecken, konzentriert sie sich ganz auf die digitale Selbstverteidigung. Ihre Kernforderung: die Schaffung möglichst sicherer und damit vertrauenswürdiger IT-Infrastrukturen, die Anonymisierungs- und Verschlüsselungstechnologien implementiert haben. Kurzum: Die sogenannte Netzgemeinde ist keine politische Interessengemeinschaft, die über *eine* gemeinsame Position verfügt – nicht einmal im Fall der Ausspähaffäre. Aus diesem Grund wurden in der jüngsten Vergangenheit verschiedene Protestaktionen höchst unzureichend koordiniert. Bisweilen verliefen sie sogar parallel und behinderten sich damit gegenseitig.

Besonders deutlich wurde dies am Tag der Menschenrechte im Sommer 2013. Zu diesem Anlass stellte ein von der Digitalen Gesellschaft e.V. initiiertes Bündnis unter dem Motto „Stop Surveillance“ konkrete Forderungen an die Politik. Mit dabei war ein breites Spektrum an Organisationen, darunter der Chaos Computer Club, Greenpeace und die Reporter ohne Grenzen. Paral-

lel dazu ging ein Netzwerk von kritischen Schriftstellern als „Writers Against Mass Surveillance“ mit einer eigenen Petition, „Die Demokratie verteidigen im digitalen Zeitalter“, an die Öffentlichkeit. Während die Feuilletons über die Forderungen der Schriftsteller berichteten, erhielt „Stop Surveillance“ vor allem in den sozialen Medien Zuspruch. Auf diese Weise nahmen sich beide Ansätze gegenseitig den Wind aus den Segeln, anstatt sich gegenseitig zu bestärken.

Dieser Mangel an Koordination steht exemplarisch für die strukturellen Defizite der Netzbewegung. Sie ist offensichtlich nicht einmal in der Lage, einen Super-GAU wie die Snowden-Enthüllungen politisch gezielt zu nutzen – ganz im Gegensatz zur Umweltbewegung. Nach der Katastrophe von Fukushima gelang es dieser, gemeinsam mit anderen Bündnispartnern, eine große Anzahl von Menschen zu Protestaktionen zu mobilisieren – etwa über Vernetzungsorganisationen wie X1000malquer. Angesichts des wachsenden Drucks sah sich die Bundesregierung schließlich zu einer Abkehr von ihrer Atompolitik gezwungen. Auch wenn es der hiesigen netzpolitischen Zivilgesellschaft gelungen ist, zahlreiche Menschen für das Thema Überwachung zu sensibilisieren – ein vergleichbarer Erfolg liegt derzeit in weiter Ferne.

Digitale Selbstverteidigung

Dennoch müssen wir der anhaltenden Überwachung keineswegs hilflos gegenüber: Jeder Einzelne kann sich schon jetzt gegen die Ausspähung durch die Geheimdienste zur Wehr setzen – mit Hilfe digitaler Selbstverteidigung.

Bislang unterstützten Anonymisierungswerkzeuge wie TOR vor allem Dissidenten in repressiven Regimen bei ihrer politischen Arbeit. TOR verschleiert die Herkunft von Anfragen

im Internet und schützt Nutzer damit effektiv vor staatlicher Verfolgung und Repression. Mehr und mehr werden diese Instrumente zur digitalen Selbstverteidigung jedoch auch bei uns eingesetzt. Alleine in Deutschland ließ sich 2013 eine Vervielfachung der Nutzer des TOR-Netzwerkes beobachten: Deren Zahl stieg von rund 60000 auf 230000.

Dass Verschlüsselung eine Ausspähung zumindest erheblich erschwert, zeigt sich bereits daran, dass die Verbreitung von TOR der US-Regierung ein Dorn im Auge ist. Anfang Juli wurde bekannt, dass der Erlanger Student Sebastian Hahn unter besonderer Beobachtung der NSA steht. Der Grund: Hahn betreibt einen eigenen TOR-Server, dessen Dienste Nutzer auf der ganzen Welt in Anspruch nehmen können. Laut internen Geheimdienstdokumenten macht dies den Studenten zum Extremisten. Sebastian Hahn hingegen sieht sein kostenloses Angebot vor allem als Ausdruck bürgerschaftlichen Engagements zum Wohle der Allgemeinheit: „Privatsphäre ist Grundrecht, kein verschrobenes Ziel sogenannter Extremisten“, so Hahn.

Dass unbescholtene Bundesbürger von den US-Behörden als Extremisten eingestuft und besonders überwacht werden, zeigt, wie bedroht unsere demokratischen Grundwerte schon jetzt sind. Und auch hierzulande wurden Aktivisten, die sich für digitale Selbstverteidigung einsetzen, immer wieder von Politik und Sicherheitsbehörden in die Nähe von Kriminellen gerückt. So bezeichnete der Verfassungsschutz die Nutzer von Verschlüsselungssoftware ebenfalls pauschal als Extremisten.

Seiner Verantwortung für die Rechte seiner Bürger einzustehen, wird der Staat dadurch gerade nicht gerecht: Statt Instrumente der digitalen Selbstverteidigung zu kriminalisieren, müsste er die nutzerfreundliche Entwicklung von Open-Source-Projekten fördern, wie etwa die Mailverschlüsselung *gnupg*. Nur dann ist es langfristig

möglich, dass solche Instrumente auch von nichttechnikaffinen Menschen genutzt werden können.

Immerhin hat die Wirtschaft das Potential sicherer Kommunikationsinstrumente längst erkannt – auch wenn sie dabei nicht in erster Linie den Schutz der Grundrechte, sondern ihren eigenen Profit im Sinn hat. So bieten GMX und andere deutsche Anbieter inzwischen an, E-Mails verschlüsselt zu übertragen. Damit ist zwar noch nicht die sichere Verschlüsselung der Nachrichten selbst, sondern nur die Absicherung ihres Übertragungswegs gemeint. Dennoch lassen derlei Ankündigungen hoffen, dass die Bedienung von Verschlüsselungssoftware künftig einfacher wird und so mehr Menschen ihre Daten vor fremdem Zugriff schützen werden. Denn nicht nur für Journalisten und politisch Aktive sollte eine vertrauliche Kommunikation selbstverständlich sein, sondern auch für alle anderen Bürgerinnen und Bürger.

Fest steht aber auch: Die neuen Produkte senken nicht den politischen Handlungsdruck. Die Enthüllungen Edward Snowdens haben die Frage nach dem politischen System, in dem wir leben wollen, auf die politische Tagesordnung gehoben – und wie der Bürger vor unzulässigen Zugriffen des Staates geschützt werden kann.

„Seine Bevölkerung auszuspionieren ist der Anfang von Totalitarismus“, sagte der ehemalige technische Direktor der NSA, William Binney, bei der vierten Anhörung im NSA-Untersuchungsausschuss im Deutschen Bundestag und beklagte „die größte Bedrohung der Demokratie seit dem Amerikanischen Bürgerkrieg“.

Gegen diese neue Form des Totalitarismus anzukämpfen, ist die Aufgabe der digitalen Bürgerrechtsbewegung. Dabei geht es um nicht weniger als die Souveränität der Bürger, eine funktionierende Gewaltenteilung sowie die Transparenz staatlichen Handels – sprich: um die Grundwerte unserer Demokratie.

Siegfried Knittel

Starkes schwaches China

Während sich Deutschland des Mauerfalls vor 25 Jahren erinnerte, fanden – wie schon vor fünf Jahren – die historischen Ereignisse der Zukunft in der Pazifikregion statt. Vom 10. bis 12. November versammelten sich die politischen Führer zum APEC-Gipfel (Asia Pacific Economic Cooperation) in Peking. Dem langjährigen Weltbank-Ländervergleich zufolge löste China 2014 die USA als größte Volkswirtschaft der Welt ab (auch wenn die Pro-Kopf-Kaufkraft der Chinesen weit niedriger ist als die der US-Amerikaner).¹ Solche Zahlen bestärken die Führung der Volksrepublik und ihren starken Mann Xi Jinping, sich der Welt als Land der Superlative zu präsentieren. Wie schon für die Olympischen Spiele 2008 wurden auch diesmal unglaubliche Bauten errichtet, mit denen sich Peking als *die* Kapitale des 21. Jahrhunderts präsentierte.²

Die gigantische Luftverschmutzung, unter der weite Teile Chinas leiden, machten aber zugleich die Schattenseiten von Chinas Erfolgsstory deutlich. Selbst die Abschaltung von Kraftwerken, die zeitweilige Stilllegung von Fabriken und strenge Beschränkungen im Verkehr ließen den Himmel über Peking nicht blau werden.

Für Chinas Präsidenten Xi Jinping war das aber kein Hindernis, von seinem Traum eines von China geführten Asiens zu sprechen. Dem US-Ökonomen Jeffrey Sachs zufolge hat China in diesem Jahr vier große Projekte ange-

stoßen, die seine zunehmend dominierende Rolle im weltweiten Handel und der Finanzwirtschaft deutlich machen.³ Mit den anderen sogenannten BRICS-Ländern Brasilien, Russland, Indien und Südafrika gründete China die New Development Bank (NDB), die ihren Sitz in Schanghai hat und ein Konkurrenzinstitut zum IWF werden soll. Eine weitere Bankgründung, die von China dominierte Asia Infrastructure Investment Bank (AIIB), soll in Konkurrenz zur von Japan dominierten Asia Development Bank (ADB) Infrastrukturprojekte in Asien fördern und die Verkehrswege der Region ausbauen helfen. Die durch Zentralasien führende *Silk Road* wird China mit Europa verbinden und die sogenannte *Maritime Silk Road* mit Afrika und dem Indischen Ozean. China will Hunderte Milliarden Dollar in diese Projekte investieren.

Abgehängte USA

Diese Zahlen sind umso beeindruckender, wenn man sie mit den Investitionen der USA in Asien vergleicht. Während Chinas Präsident Xi Jinping auf dem East Asia Summit in Myanmar (der im Anschluss an den APEC-Gipfel stattfand) versprach, 7,8 Mrd. US-Dollar in Ostasien zu investieren, sagte Präsident Obama ganze 150 Mio. Dollar an Hilfe zu.

Besonders bemerkenswert ist Xi Jinpings Werben um Australien. China braucht vor allem das australische Eisenerz. Während Japan und die USA Australien als strategischen Partner

1 China poised to pass US as world's leading economic power this year, in: „Financial Times“, 30.4.2014.

2 Zwei Mrd. Dollar sollen die Bauten für den APEC Gipfel gekostet haben, vgl. China demonstriert seine Macht, www.tagesschau.de, 10.11.2014.

3 Jeffrey Sachs, Chinas New Global Leadership, in: „Project Syndicate“, 21.11.2014, www.project-syndicate.org.

betrachten, sucht China Australien wirtschaftlich an sich zu binden. Auf diese Weise hat es Japan und die USA im Handel mit dem Fünften Kontinent längst überholt.

Der G20-Gipfel, zu dem der Gipfeltross von Peking über Myanmar nach Brisbane in Australien weiterreiste, war für Xi Jinping die willkommene Gelegenheit, mit dem australischen Premierminister Tony Abbott ein Freihandelsabkommen zu unterzeichnen. Bei seiner Rede im Parlament von Canberra sprach Xi über Chinas schwierige Position als der Riese unter den asiatischen Ländern und zeigte Verständnis für die Sorgen der kleineren Nachbarn.

Dem Besuch in Australien folgten schließlich noch Reisen nach Neuseeland und Ozeanien. Diese Reisediplomatie führte Chinas Führung, vor allem Xi Jinping und seinen Premierminister Li Keqiang, in den letzten zwei Jahren in alle Erdteile – immer verbunden mit der Vereinbarung von Investitionen, Darlehen und Infrastrukturprojekten in den betreffenden Ländern.

Stets betont Xi Jinping dabei den friedlichen Charakter Chinas, das in seiner Geschichte niemals eine kriegsgerische Außenpolitik verfolgt habe. Tatsächlich setzt China vor allem seine Wirtschaftsmacht ein, um andere Länder in Abhängigkeit zu bringen. Selbst in den schwelenden Territorialkonflikten mit Japan, Vietnam und den Philippinen ist China nicht mit seiner Kriegsmarine, sondern immer nur mit weitgehend unbewaffneten Küstenwachtschiffen präsent. Es ist auch nicht zu erwarten, dass China diese Konflikte je mit kriegerischen Mitteln zu lösen versuchen wird. Der rasante Ausbau des Militärs dient ihm vor allem dazu, politischen Druck auf Japan und die USA auszuüben.

Xi Jinpings Traum ist die Wiederbelebung Chinas als hegemoniales Mittelreich, zu dem alle engeren und weiteren Nachbarländer in einem Vasallenverhältnis stehen. Doch Xi Jinpings Traum endet keinesfalls an den

Grenzen Asiens. Vielmehr versucht er, Chinas Einflussphäre auch auf Afrika und Südamerika und letztlich auch auf Europa auszudehnen.

Eine wichtige Rolle könnte dabei Russland zukommen. Zwar konkurrieren China und Russland um die Länder Zentralasiens und trotz bestehender Grenzverträge misstrauen sie sich zutiefst, etwa in der Frage der Zugehörigkeit weiter Gebiete Sibiriens. Doch die strategielose Ukrainepolitik von USA und EU hat Russland in die Arme Chinas getrieben. Beim Besuch Präsident Putins im Mai 2014 schlossen beide Länder einen Vertrag über russische Erdgaslieferungen über einen Zeitraum von 30 Jahren ab. Dieser Vertrag hat exakt die Größenordnung der gesamten Gaslieferungen nach Europa. Beide Länder verstärken auch ihre militärische Zusammenarbeit. Dabei handelt es sich keineswegs um eine „Freundschaft des Herzens“, sondern nur um ein Bündnis aus politischem Kalkül, das wegen der gravierenden Konfliktpotentiale auch leicht wieder zerbrechen kann.

Speziell China ist mit seinem vielen Geld, seiner wachsenden Marktmacht und seinem Machtanspruch nicht überall willkommen. In Kasachstan etwa konnte ein vor zwanzig Jahren geschlossener Freihandelsvertrag nicht erneuert werden, weil die Bevölkerung nicht sehr chinafreundlich eingestellt ist. In Vietnam kam es im Frühjahr zu großen anti-chinesischen Demonstrationen, nachdem China eine Erdölplattform bei den auch von Vietnam beanspruchten Paracel-Inseln nach Erdöl hatte bohren lassen. Und in Myanmar wurde Chinas Einfluss nach dem Wechsel in der Militärführung 2011 und der anschließenden Öffnung des Landes zurückgedrängt. Alle ASEAN-Staaten (mit Ausnahme Kambodschas) widersetzen sich zudem Pekings territorialen Ansprüchen in der South China Sea, wollen aber wegen ihrer engen wirtschaftlichen Beziehungen zu China den Konflikt klein halten.

Aufstände im Innern

Während China seinen wirtschaftlichen und politischen Führungsanspruch in Asien immer deutlicher zum Ausdruck bringt, wird die Einheit des Landes von nationalen Minderheiten in Frage gestellt. Insbesondere durch die teilweise militanten Autonomiebewegungen in Xinjiang und Tibet ist die Gefahr eines großen Aufstands in den am Rand des Riesenreiches gelegenen Gebieten immer virulent.

In Hongkong, das zwar zu China gehört, aber als ehemalige englische Kolonie über Sonderrechte bei seiner politischen Selbstverwaltung verfügt, ziehen seit Monaten Protestaktionen das öffentliche Leben beträchtlich in Mitleidenschaft. Bisher werden die Kandidaten für das Hongkonger Parlament vorher durch die Regierung in Peking ausgewählt. Die Demokratiebewegung „Occupy Central“ fordert nun die Abschaffung dieser Regelung. Viele befürchten eine Niederschlagung der Oppositionsbewegung wie auf dem Tiananmen Platz in Peking 1989. Aber die in Hongkong stationierten chinesischen Truppen blieben bis jetzt in der Kaserne. Xi Jinping will, dass die Hongkonger Stadtregierung die Bewegung alleine niederschlägt oder zum Aufgeben bewegt. Zwar haben die Gründer der Hongkonger Demokratiebewegung nach massiven Polizeieinsätzen ihren Rückzug verkündet und ihre meist studentischen Anhänger zur Beendigung der Proteste in der chinesischen Sonderverwaltungszone aufgerufen, die Protestaktionen gehen jedoch trotzdem weiter.

Ein zweites Tiananmen hätte fatale Auswirkungen vor allem auf die Beziehungen zu den südostasiatischen Nachbarn. Chinas Bemühen um ein friedliches Image würde damit zunichte gemacht. Verheerend wäre dies vor allem für seinen Versuch, die taiwanesischen Bevölkerung zu einem Anschluss à la Hongkong zu überreden. In Taiwan protestierte bereits im vergan-

genen März das sogenannte Sunflower Student Movement gegen einen neuen Handelsvertrag mit China. Unter den Studenten, aber auch in der Bevölkerung insgesamt wächst das Unbehagen über die zunehmende Abhängigkeit Taiwans von China. Prompt verlor die Regierungspartei Kuomintang die lokalen Wahlen am 29. November.

Trotz des Versprechens von Präsident Ma Ying-jeou, durch die Wirtschaftsverträge mit der Volksrepublik China mehr Wohlstand für alle zu schaffen, fürchten viele Taiwanesen die Übermacht der chinesischen Wirtschaft. Während immer mehr Taiwanesen auf dem Festland Arbeit suchen müssen, treiben die Finanzinstitute vom Festland die Immobilienpreise in Taiwan in die Höhe. Die Führung in Peking setzt auf diese zunehmende Abhängigkeit von China. Sie betrachtet Taiwans Unabhängigkeit als Bedrohung für die Einheit Chinas. Deshalb duldet sie diese ebenso wenig wie die Unabhängigkeitsstrebungen in Tibet und Xinjiang. Faktisch lebt das so dynamische und auf die asiatische Hegemonie hinarbeitende China zugleich immer in der Furcht vor seinem Auseinanderbrechen. Es wäre nicht der erste Zerfall des Riesenlandes.

Chinas Wirtschaft in der Sackgasse

Wirtschaftlich hat sich China in den vergangenen Jahren in eine Sackgasse manövriert. Indem es vor allem seit der weltweiten Wirtschaftskrise das Wachstum hochhielt, hat es eine gigantische Verschuldung des Landes zugelassen.⁴ Die Regierung fürchtete, ein geringeres Wirtschaftswachstum werde einen Anstieg der Arbeitslosigkeit zur Folge haben, was zu sozialen Unruhen führen könne. Denn die Ansprüche aus der chinesischen Arbeitslosenversicherung sind sehr gering.

4 Basu Prasenjit, Chinas crisis is coming – the only question is how big it will be, in: „Financial Times“, 27.4.2014.

So wurde ein Bauboom mit billigem Geld angeheizt, was zu riesigen Wohnungsleerständen geführt hat. 2014 sind die Wohnungspreise um 10 Prozent gefallen. Wenn die leer stehenden Häuser aber nicht verkauft werden können, drohen gewaltige Kreditausfälle. Die Immobilienblase droht zu platzen. Weil die Zinsen nun nicht mehr künstlich niedrig gehalten werden, ist das Wirtschaftswachstum Chinas von 14 Prozent im Jahr 2007 auf rund 7 Prozent in 2014 zurückgegangen. Das bedeutet, dass die Chinesen weniger verdienen und deshalb weniger konsumieren können. Wachsender Unmut ist die Folge. All das steht im Widerspruch zu dem neuen Wirtschaftsmodell, das Präsident Xi Jinping eigentlich einführen will. Seine Prämissen sind weniger Export und mehr inländischer Konsum. Dazu müssten aber die Löhne auf breiter Basis steigen. Wie aber soll dies gelingen, wenn das Wirtschaftswachstum zurückgeht?

Zudem wird die Bekämpfung der gravierenden Umweltverschmutzung enorm viel Geld verschlingen. Ignoriert die Regierung dagegen dieses Problem, wird dies zu zunehmenden Konflikten in der Gesellschaft führen. Schon heute weigern sich immer mehr Menschen, die Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen kritiklos hinzunehmen.

Das gravierendste Problem, das mittelfristig auf China zukommt, ist jedoch die Alterung der Gesellschaft. 1979 verordnete die chinesische Regierung die Ein-Kind-Politik. Auch wenn sie in den ländlichen Regionen nicht immer umgesetzt wurde, hat der Rückgang der Menschen im erwerbsfähigen Alter schon begonnen. Diese aber müssen die Mittel für die Altersversorgung der älteren Generation aufbringen. Dabei wurde mit dem Aufbau einer allgemeinen Rentenversicherung erst im Jahr 2000 begonnen.

Anders als zuvor Japan wird Chinas Gesellschaft daher alt werden, bevor sie reich geworden ist. Müsste der staatliche Rentenfonds mit seinem jetzigen

Vermögen auskommen, würde schon 2033 die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben knapp 40 Prozent des Bruttoinlandsprodukts betragen. Auf dem 3. Plenum des 18. Parteikongresses Anfang November sollte daher ein quasi revolutionäres Wirtschaftsprogramm verabschiedet werden, das diesen Problemen Rechnung trägt. Bis jetzt ist jedoch völlig unklar, was dort im Ergebnis beschlossen wurde.

Auf dem Programm des Plenums stand auch die mit der Bekämpfung der gravierenden Korruption verbundene Schaffung eines verlässlichen Rechtssystems. Viel war vom Rechtsstaat und der Einführung der Rule of Law die Rede. Tatsächlich aber wird dem Recht keine eigene Sphäre eingeräumt. Es wird zu keiner von der Exekutive unabhängigen Institution, sondern soll den staatlichen Zielen dienen. Worin die staatlichen Ziele bestehen, legt allein die Partei fest. Das mag, sofern es denn durchgesetzt werden kann, zu einer gewissen Beschneidung lokaler Willkür und zu mehr Rechtssicherheit führen, aber gewiss auch zu einer noch perfekteren Kontrolle aller Bereiche von Wirtschaft und Gesellschaft durch Staat und Partei.

Im Prinzip hat China heute exakt dieselben Wachstumsprobleme, die Japan vor zwanzig Jahren zu bewältigen hatte – und bis heute nicht bewältigt hat. Angesichts einer zehnmal größeren chinesischen Bevölkerung haben diese Probleme allerdings eine weit umfassendere, nämlich globale Dimension. Ob China, dieser Riese auf tönernen Füßen, diese massive Probleme lösen kann, ist heute noch völlig unklar.

Zugleich versteht sich China – im Gegensatz zu Japan damals – auch als politisch-militärische Großmacht. Bevor es aufgrund seiner demographischen Entwicklung nicht mehr wirtschaftlich wachsen kann, will es zum pazifisch-asiatischen Hegemon avanciert sein. Die nächsten Konflikte in der wohl wichtigsten Region des 21. Jahrhunderts sind damit vorprogrammiert.

Afrika braucht mehr Deutschland

In der letzten Ausgabe plädierte Monika Knoche für eine aktive Friedenspolitik, die statt auf militärische Intervention auf Interessenausgleich setzt. Dagegen begrüßt der Sicherheits- und Afrika-Experte **Tom Goeller**, dass Deutschland längst auf dem Weg von der „Kultur der Zurückhaltung“ zu einer „Kultur der Verantwortung“ ist – wenn nötig, auch mit militärischen Mitteln.

Fast ein Jahr ist es her, dass Bundespräsident Gauck, Außenminister Steinmeier und Verteidigungsministerin von der Leyen – durchaus in unterschiedlicher Weise, aber im Grundton einig – ein verstärktes Engagement Deutschlands in Afrika gefordert haben. Eine militärische Komponente stand dabei zwar nicht im Vordergrund, wurde aber als Handlungsoption deutlicher als bisher angesprochen. Doch von nennenswerten Veränderungen ist seither wenig zu sehen. Dabei sind die blutigen Unruhen in der Zentralafrikanischen Republik nur das jüngste Beispiel eines Staatszerfalls auf dem Nachbarkontinent. Er begann vor zwei Jahren mit einem Putsch und mündete binnen weniger Monate in eine Spirale der Gewalt zwischen muslimischen und christlichen Milizen. Der Konflikt hat inzwischen Tausende von Menschenleben gefordert. Deshalb rief UN-Generalsekretär Ban Ki-moon die Weltgemeinschaft mehrfach auf, Soldaten und Polizisten zu entsenden, um das Land stabilisieren zu helfen: „Wo es keine internationalen Kräfte gibt, haben die Zivilisten allzu oft nur die Wahl zwischen Tod oder Flucht“, sagte Ban Ki-moon. Die bisher dort eingesetzten sechstausend afrikanischen und zweitausend französi-

schen Soldaten sind nach Ansicht von Ban „nicht genug“.

Gewiss, Deutschland engagiert sich seit 2013 militärisch in Mali. Berlin unterstützt dort die französischen Truppen, die maßgeblich Islamisten bekämpft und vertrieben haben. Die einstige *Grande Nation* kann nach eigenen Worten diese Belastung nicht mehr alleine tragen. Für die Stabilisierung Malis hat Frankreich deshalb ein EU-Mandat erwirkt und neben der Bundeswehr auch Streitkräfte aus Spanien, Italien und Österreich gewinnen können. Weitere Einsätze, nicht nur in der Zentralafrikanischen Republik, sondern auch in anderen afrikanischen Staaten, zeichnen sich ab, wenn Europa den Kontinent nicht sich selbst überlassen will.

» Für den afrikanischen Kontinent gibt es keine schematische Lösung. «

Doch damit allein ist es nicht getan: Auch auf die Flüchtlingsströme aus Afrika über das Mittelmeer nach Europa muss eine andere Antwort gefunden werden als bisher. Zu glauben, man könne alleine mit Entwicklungshilfe in den Armutsstaaten südlich der Sa-

hara etwas ausrichten, ist weltfremd. Deutschland hat sich dort seit mehr als 60 Jahren in der wirtschaftlichen Zusammenarbeit massiv engagiert, doch unterm Strich sind die Ergebnisse unbefriedigend ausgefallen. Nicht, weil wir nicht genug getan hätten. Aber wir haben es gleichzeitig hingenommen, dass wir es mit Eliten und Regierungen vor Ort zu tun hatten und haben, die oft gar nicht daran interessiert waren und sind, dass die Entwicklungsprojekte dem Volk dauerhaft zugute kommen. In vielen der 54 afrikanischen Staaten fehlt es bis heute an der sogenannten *good governance* – einer verantwortungsvollen Regierungsführung.

» Gute Regierungsführung und nachhaltige Entwicklung lassen sich nicht trennen.« (Kofi Annan)

Nicht zuletzt deshalb laufen die Menschen Afrikas ihren verantwortungslosen Regierungen davon, in Richtung Norden, nach Europa. Der selbst aus Afrika stammende ehemalige UN-Generalsekretär Kofi Annan verwies schon vor Jahren darauf, dass sich „gute Regierungsführung und nachhaltige Entwicklung nicht trennen lassen“. Damit Entwicklungshilfe und wirtschaftliche Zusammenarbeit in allen afrikanischen Ländern nachhaltig sein können, muss Europa stärker dazu beitragen, dass verantwortungsvolle Regierungen etabliert werden und im Amt bleiben können.

Dazu zählen, keineswegs nur, aber auch militärische Einsätze. Nämlich dann, wenn eine demokratisch gewählte Regierung von unterlegenen Rivalen mittels Rebellentruppen oder eines Putsches aus dem Amt gejagt wird, wenn – wie im Sahara-Raum – Islamisten Anschläge verüben und Regierungen destabilisieren wollen oder wenn ethnische Konflikte plötzlich eskalieren und zum Völkermord ausarten.

Es gibt viele Gründe und Ursachen für die Krisen Afrikas und es gibt viele egoistische Politiker, die sie verursachen, schüren oder achtlos in Kauf nehmen. Deshalb gibt es für den Kontinent keine schematische Lösung; erforderlich ist vielmehr eine Analyse für jede einzelne Konfliktregion. Wir dürfen uns aber nicht scheuen, die Bundeswehr dorthin zu entsenden, wo sie zur Stabilität eines Landes beitragen kann, damit sich *good governance* dauerhaft durchsetzt.

» Nur beides zusammen, ziviles und militärisches Engagement, macht Sinn.«

Allerdings fordern inzwischen einige, erst einmal das zwölfjährige Engagement in Afghanistan auszuwerten, bevor sich die Bundeswehr mit neuen Auslandseinsätzen belastet. Die wichtigsten Lehren aus Afghanistan aber liegen schon längst auf der Hand: Wurde zu Beginn der Afghanistan-Mission die Bundeswehr in der Öffentlichkeit noch als eine Art bewaffnetes Technisches Hilfswerk charakterisiert, ist inzwischen durch die Gefechte, die deutsche Soldaten führen mussten, klar, dass die Bundeswehr im Auslandseinsatz auch kämpft.

Eine weitere Lehre lautet: Nur beides zusammen, ziviles und militärisches Engagement, macht Sinn. Jeweils eines alleine führt nicht zum gewünschten Ergebnis. Eine dritte Lehre, die aber so neu nicht mehr ist, lautet: Erforderlich ist die Ausbildung der Einheimischen, also die Hilfe zur Stärkung der Verteidigungsfähigkeit eines Landes. Seit Jahren bilden wir in Afghanistan Polizisten und Soldaten nach unseren Standards aus. Gleiches geschieht seit einem Jahr in Mali und – was wenig bekannt ist – in weiteren afrikanischen Staaten. Insofern ist das Afrika-Engagement der Bundeswehr nicht so neu, wie es in den Medien dar-

gestellt wird. Begonnen hat es bereits Anfang 1960, als die Luftwaffe und eine ABC-Abwehrtruppe im marokkanischen Agadir nach einem Erdbeben zu Hilfe eilten, es setzte sich fort über Versorgungsflüge in Hungergebiete, wie etwa 1984 in Äthiopien und 1994 in Ruanda, bis hin zum ersten UN-Einsatz 1993-1994 in Somalia. Seither gibt es einiges an Einsatzkompetenz und Erfahrung, die Bundeswehrsoldaten in Afrika erwerben konnten; der Kontinent ist für deutsche Soldaten also seit längerem kein Neuland mehr.

In Uganda ist die Bundeswehr seit 2003 immer wieder präsent, sei es zur Versorgung von anderen Friedenstruppen oder zur Ausbildung somalischer Streitkräfte. Im Kongo sorgten deutsche Soldaten im Jahr 2006 für den Schutz der Parlamentswahlen. Im Sudan unterstützte die Bundeswehr seit Dezember 2004 mehrere Missionen, angefangen von Transportflügen für die Verlegung von Friedenstruppen der Afrikanischen Union in die sudanesischen Krisenregion Darfur bis hin zu Militärbeobachtern zur Überwachung von Abkommen zwischen Konfliktparteien, seit neuestem auch im Südsudan. Gleiches gilt für Äthiopien und Eritrea sowie für die Westsahara. Und der bekannteste Einsatz ist wahrscheinlich der der Bundesmarine vor dem Horn von Afrika zum Schutz gegen Piraten.

Deutschland bewegt sich also seit längerem von der „Kultur der Zurückhaltung“ hin zu einer „Kultur der Verantwortung“, nur wird das im politischen Raum so nicht gesagt. Verständlicherweise: Zum einen will man die Bürger hierzulande nicht verschrecken, denn für Militäreinsätze im Ausland bedarf es im Grunde genommen nicht nur einer Mehrheit im Bundestag, sondern eines breiten Verständnisses in der Bevölkerung. Zum anderen, und das ist der wichtigere Grund für die Zurückhaltung der Politiker, ist für Deutschland anders als für alle anderen Nato-Größen eine militäri-

sche Option immer die *Ultima Ratio*. Die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik räumt der Krisenprävention traditionell einen hohen Stellenwert ein, offenbar einen höheren als die meisten Bündnispartner. Allerdings: Um auf dem Gebiet der Krisenprävention besser zu werden, bedarf es in der Politik schnelleren Handelns und deutlicherer Worte. Das zeigt insbesondere das Beispiel Mali.

Bis vor wenigen Jahren galt der subsaharische Staat als Musterbeispiel einer Demokratie in Afrika. Doch mit einem Militärputsch stürzte das Land in die schwerste Krise seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1960. Damit Mali kein „Failed State“ wurde, zog Frankreich nach langem Zaudern die Notbremse, mit seiner robusten Fremdenlegion. Doch genau darauf will Frankreich schon seit 2002 nicht mehr alleine setzen; auch im Fall Malis hat sich Paris rasch internationale Unterstützung geholt, aus der Europäischen Union. Denn die im Vertrag von Lissabon 2007 verankerte gemeinsame Sicherheits- und Verteidigungspolitik (GSVP) der EU enthält auch eine Beistandsklausel. Sie wird von Frankreich nun im Fall der Afrikakrisen deutlicher als bisher eingefordert.

» Deutschland ist Nato-geprägt und hat amerikanische Denk- und Handlungsweisen verinnerlicht. «

Die Entscheidung über die Entsendung von Truppen für gemeinsame Militäraktionen bleibt zwar nach wie vor den einzelnen Mitgliedstaaten überlassen. Wer aber der EU ein glaubhaftes außenpolitisches Gewicht beimessen will, sollte bereit sein, dies auch militärisch zu untermauern. Noch tun die Europäer sich schwer, die gemeinsame Sicherheits- und Verteidigungspolitik umzusetzen, noch sind die Sichtweisen der Mitgliedstaaten sehr unterschiedlich. Deutschland etwa ist Nato-

geprägt und hat amerikanische Denk- und Handlungsweisen verinnerlicht. Es ist integrationsorientiert und will möglichst im Gleichklang mit vielen handeln. Großbritannien und Frankreich dagegen haben eine hohe Interventionsbereitschaft und übernehmen bei einer Mission gerne die Führung. Vor allem Frankreich ist bestrebt, aus den Streitkräften der europäischen Mitgliedstaaten einen gemeinsamen EU-Interventionsverband zu schmieden. Davon ist Deutschland weit entfernt, auch weil die Bundesregierung der Zustimmung des Bundestages bedarf, wenn es um einen Auslandseinsatz der Bundeswehr geht.

» Weil Deutschland in Mali hohes Ansehen genießt, ist es richtig, dass die Bundesregierung das deutsche Engagement ausweitet. «

Unsere europäischen Partner erwarten allerdings, dass Deutschland seiner Bereitschaft, die gemeinsame europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik zu stärken, Taten und militärische Fähigkeiten folgen lässt. Hierzu gehört letztlich auch ein deutscher Beitrag für eine europäische Sicherheitsstrategie, die eine Begründung für das Engagement in Afrika beinhalten müsste. Der Afrikabeauftragte der Bundeskanzlerin, Günter Nooke, hat jüngst einen wichtigen Aspekt für die künftige deutsche Richtung im europäischen Verbund angesprochen: Die Bundesregierung strebe beim europäischen Engagement in Afrika eine „Konzentration beziehungsweise Arbeitsteilung nach Regionen unter den EU-Partnern“ an. Denn nicht jedes europäische Land unterhalte zu jedem afrikanischen Land die gleichen langjährigen oder engen Beziehungen.

Deutschland etwa genießt in Mali hohes Ansehen, weil es das Land nach dessen Unabhängigkeit im Jahr 1960 als erster Staat anerkannt hat. Hier

wird Deutschland hohes Vertrauen entgegengebracht, das sich andere Staaten erst mühsam erarbeiten müssten. Deshalb ist es sinnvoll, dass die Bundesregierung das deutsche Engagement in Mali ausweitet: entwicklungspolitisch, militärisch und staatlich beratend. Aus Sicht der politischen Beobachter in Bamako eignen sich die Erfahrungen Deutschlands mit seiner föderalen staatlichen Struktur hervorragend, um Mali bei der angestrebten Dezentralisierung zu unterstützen. Mali braucht eine Reform seines Staatswesens, wenn es dauerhaft die verschiedenen Stämme und Regionen zusammenhalten will. Eine zentrale Forderung der oppositionellen Tuareg im Norden Malis lautet etwa, föderale Strukturen einzuführen, die dem Autonomiebedürfnis der Tuareg entgegenkämen. Hier kann Deutschland fraglos in einem Maße beratend unterstützen wie kein zweiter EU-Staat.

Anhand dieses Einzelbeispiels wird außerdem die gesamte Dimension des europäischen Handelns für und in Afrika deutlich: Afrika ist der Kontinent, auf dem die Verbindung von wirtschaftlicher Entwicklung und staatlicher Sicherheit am offensichtlichsten zutage tritt. Um nachhaltigen Erfolg zu erzielen, bedarf es des sogenannten umfassenden Ansatzes (*comprehensive approach*). Dieser bedeutet: Nur wenn in einem Staat die Sicherheit der Bürger gewährleistet ist, kann Demokratie gedeihen, kann sich eine verantwortungsvolle Politik entwickeln, werden die Menschenrechte eingehalten, setzt sich Rechtsstaatlichkeit durch und entsteht am Ende Wohlstand, der fremde Hilfe obsolet macht. Wenn wir diesen umfassenden Ansatz ernst meinen, ist es geradezu unsere Pflicht, uns in Afrika zu engagieren, wenn nötig auch militärisch.



Orbán's Kleptokraten

Von Zoltán Kovács

Jetzt sehen wir, wohin Mauschelei, Trickserie und Manipulation mit staatlichen Geldern führen: Sechs Mitglieder der ungarischen Regierung dürfen nicht in die Vereinigten Staaten einreisen. Die offizielle Begründung für diese Entscheidung liefert die am 12. Januar 2004 von Präsident George W. Bush unterzeichnete Proklamation Nr. 7750 gegen die Korruption. Nach dieser kann Mitgliedern ausländischer Unternehmen oder Regierungen sowie ihren Mitarbeitern und Familienangehörigen die Einreise verweigert werden, wenn sie in Korruptionsangelegenheiten verwickelt sind, die den nationalen Interessen der Vereinigten Staaten schaden – und wenn sie Nutzen aus der Korruption gezogen haben.

In genau solche Angelegenheiten sind regierungsnahe Personen in Ungarn verwickelt: Nach einem Artikel des Nachrichtenmagazins „index.hu“ steht im Hintergrund des Einreiseverbots ein bereits beinahe institutionalisierter Mehrwertsteuerbetrug, von dem unter anderem amerikanische Unternehmen betroffen waren. Letztere hatten nun offenbar genug davon, dass das ungarische Finanzamt nicht gegen jene Betrüger vorging, die zuletzt versucht hatten, von dem amerikanischen Speiseölhersteller Bunge Bestechungsgelder zu fordern.

Korruption als Bindestoff des Orbán-Regimes

Seit ihrer ersten Regierungsübernahme Anfang der 90er Jahre sind Orbán's Fidesz-Partei und die von ihr geleitete

Administration ständig korruptionsumwittert. Doch die Parteiführung wusch sich mit schöner Regelmäßigkeit selbst den Dreck vom Stecken und setzte ihren Weg erhobenen Hauptes fort. Offenbar bis jetzt.

Zwar möchten die USA die Namen der mit Einreiseverbot Belegten nicht bekannt geben – und wahrscheinlich haben sie auch gar kein Interesse daran, dies zu tun. Denn die Vereinigten Staaten wollen keine Bauernopfer von Ungarn, sondern die Bekämpfung der Korruption. Doch ebendieser Erwartung kann Ungarn nicht entsprechen, denn die Korruption ist der Bindestoff des Orbán-Regimes. Im Augenblick hält sie nahezu alles zusammen. Wer seine Stimme erhebt, etwas an die Öffentlichkeit bringt, wird bloßgestellt und muss mit einem Verfahren rechnen.

Im Herbst 1999 erschien in der Literaturzeitschrift „Élet és Irodalom“ eine Serie von Investigativberichten. In ihnen wurde behauptet, dass der materielle Wohlstand der Fidesz-Parteiführung aus dem Verkauf eines früheren „Offizierskasinos“ stamme. Dieses Geld hatte die Partei als staatlichen Zuschuss zu ihrer neuen Parteizentrale erhalten. Die damaligen Wirtschaftssachverständigen der Partei (Lajos Simicska und Tamás Varga) hatten das eingenommene Geld auf nicht nachvollziehbare Weise auf diverse Wirtschaftsunternehmen verteilt. Diese Unternehmen wurden daher von der Zeitschrift als Fidesz-Unternehmen bezeichnet, denn als Geschäftsführer, als Aufsichtsratsmitglieder, als Eigentümer waren jeweils ebenjene Wirtschaftssachverständigen eingetragen.

Die Firma Quality Invest Rt. erwarb 1993 für einen unbekannten Kaufpreis einen Eigentumsanteil von 4,75 Mio. Forint von der Firma Dolomit Kft. die auf den Namen von Győző Orbán eingetragen ist, den Vater Viktor Orbáns. Kaum ein halbes Jahr später erklärte Szilárd Kövér (der Bruder des Parlamentspräsidenten László Kövér) in Vertretung der Quality Invest, dass er den zuvor erworbenen Geschäftsanteil an die Dolomit Kft. verkaufe – und zwar für 1,2 Mio. Forint, also deutlich unter seinem Nennwert. Sachverständige sehen in der kompliziert wirkenden Transaktion einen einfachen „Bargeldtransfer“: Ein Geschäftsanteil wird zu einem hohen Preis eingekauft und später für einen Bruchteil des Kaufpreises an denjenigen verkauft, dem man eine Gunst erweisen will. Auf diese Weise kam die Familie Orbán zu einem Bergwerk. Im Nachhinein lassen sich die konkreten Daten allein schon deshalb nicht mehr feststellen, weil die diesbezüglichen Unterlagen verschwunden sind. Der damalige Oberste Staatsanwalt Péter Polt sah daher keine Möglichkeit einzugreifen, inzwischen ist die Angelegenheit verjährt.

Die Fidesz-Führung strengte drei Verfahren gegen „Élet és Irodalom“ an. Zwei davon gewann die Partei, eine Klage wurde zurückgezogen. Keine der oben genannten Behauptungen wurde bestritten, nicht einmal, dass ein Teil des Geldes aus dem Verkauf des Offizierskasinos gegenüber den Mitgliedern nicht abgerechnet wurde. Fidesz' Verteidigung im Verfahren baute allein darauf auf, dass die von emblematischen Personen des Fideszgeprägten Unternehmens keine Fidesz-Unternehmen, sondern nur Fidesz-nahe Unternehmen seien. Dabei müssen im Sinne eines allgemeinen juristischen Grundsatzes Rechtstitel und Form eines Vertrages den Inhalt und das Wesen der Geschäfte enthalten, sprich: die wirklichen Vertragsabsichten der Parteien. Und selbst wenn die Sache rechtlich zu verteidigen sein sollte, moralisch ist sie es auf keinen Fall.

Diese Angelegenheit von vor über zehn Jahren ist allein schon deswegen interessant, weil es für niemanden fraglich war, dass die damalige Fidesz-Führung in eine schwierige, eigentlich unhaltbare Lage geraten war – und insbesondere der Parteivorsitzende. Vor 15 Jahren konnte man annehmen: Wenn diese Sache zu nichts anderem dient, dann doch jedenfalls dazu, dass ein Politiker, der sich schon einmal an staatlichen Finanzangelegenheiten die Finger verbrannt hat, in Zukunft vorsichtig ist. Doch weit gefehlt.

Wiederholungstäter

Kaum sechs Jahre später erschien in der „Élet és Irodalom“ eine Reportage, in der es hieß, der damals amtierende Ministerpräsident habe persönlich an einer Mitgliederversammlung des in den Interessenkreis von Viktor Orbáns Frau gehörenden Weinguts Tokajhegyalja Kft. teilgenommen. Dabei habe er unter anderem inhaltliche Bemerkungen über staatliche Unterstützungen gemacht: „Unsere sollte aber nicht am größten sein!“ Orbán hat in mehreren Erklärungen eingestanden, solche Äußerungen gemacht zu haben, allerdings nicht vor einer Mitgliederversammlung. In dem Verfahren gegen „Élet és Irodalom“ forderte der Kläger – ähnlich wie in der Bergwerks-Affäre und ebenfalls, ohne das Wesentliche der Angelegenheit auch nur zu streifen –, es solle festgestellt werden, dass die Gesellschaft an den drei genannten Kalendertagen keine Mitgliederversammlung abgehalten habe, sodass auch kein Protokoll über eine solche Versammlung erstellt werden konnte. In erster Instanz gewann „Élet és Irodalom“ den Prozess. In zweiter Instanz fällte der Gerichtshof der Hauptstadt Budapest ein entgegengesetztes Urteil. Und mit diesem Urteil in der Tasche geht der Ministerpräsident auch heute erhobenen Hauptes umher.

Eine Korruptionssache wird geschlossen, weil Unternehmen von Fi-

desz-Sachverständigen nicht als Fidesz-Unternehmen bezeichnet werden dürfen, sondern nur als Fidesz-nahe Unternehmen, und eine weitere, weil der amtierende Ministerpräsident nicht vor einer Mitgliederversammlung, sondern nur vor den Mitgliedern des Unternehmens seiner Ehefrau einen Rat mit gestaltendem Inhalt gab: Wenn sich eine Regierung mit solchen, kaum als legitim zu bezeichnenden Argumenten aus offensichtlichen Korruptionsangelegenheiten herauswinden kann, dann können wir sicher sein, dass der Augenblick nicht mehr fern ist, in dem diese Regierungsmanipulatoren an verschiedenen Orten der Welt unerwünscht sind. Jetzt ist es offensichtlich so weit.

Orbáns Oligarchie auf wackligen Füßen

Und jetzt ist die Frage zulässig: Ist Viktor Orbán, der eigenhändig und ganz nach Gutsherrenart regiert, ein korrupter Mensch? Das zu entscheiden ist schon deshalb wichtig, weil laut der Zeitung „Népszabadság“ die Nachricht über den Skandal der amerikanischen Einreiseverbote den Regierungschef aus seiner Ruhe gebracht hat. Er wurde nervös, er hätte von alledem nichts gewusst. Die Frage, noch einmal, lautet also: Ist Viktor Orbán korrupt? Vielleicht nicht. Aber das Regime samt wuchern der Korruption ist die Konsequenz seines maßlosen Machthungers und seiner politischen Kurzsichtigkeit.

Orbán denkt, dass er Ungarn mit dem ungerechten Ausschreibungssystem für Landnutzung, mit seiner parteiischen Verteilung von EU-Geldern und ganz allgemein mit dem politisch gelenkten System staatlicher Auftragsvergabe stabilisieren kann – also mit der neuen, von ihm begünstigten Schicht. Tatsächlich steht hinter ihm eine gänzlich von ihm abhängige, zumeist von EU-Geldern lebende Schicht, und die Macht des Regierungschefs ist groß. Aber selbst ein Blinder sieht, dass Orbáns auf diese

Weise erlangte Macht das Land selbst destabilisiert. Denn diese Macht kann er nur so lange erhalten, wie die Europäische Union Orbán und seine Oligarchen weiterhin alimentiert, solange der Mehrwertsteuerbetrug möglich ist, solange diffamiert wird, wer Anzeige erstattet. Vermutlich hatten die Vereinigten Staaten genau das satt und taten ihrerseits, was sie für richtig hielten.

Und wie reagiert die Regierung? Sie fordert Beweise, obwohl sie genau weiß, was in Ungarn geschieht, welche Ausmaße die staatliche Korruption angenommen hat. Mit anderen Worten: Sie will nicht die Korruption bekämpfen, so wie sie auch in den Verfahren gegen „Élet és Irodalom“ nicht die Ungerechtigkeit bekämpfen wollte, sondern sie verlangt nach Tatsachen, um so den Fall mit Hilfe ihrer domestizierten Politologen kommunikativ zum Verschwinden zu bringen.

Die Demontage der Demokratie

Doch damit nicht genug: Um die Opposition ganz zum Schweigen zu bringen, hat Orbán alle institutionellen Kontrollmechanismen abgewickelt, die in einer normal funktionierenden Demokratie unerlässlich sind. Damit hat er nicht nur die Kontrollfunktion der Opposition, sondern auch deren Mitspracherecht abgeschafft. Und mehr noch, er hat sich selbst und seine Regierung bloßgestellt. Es gibt nämlich keine Regierung, die ausschließlich gute Entscheidungen trifft. Die Wahrscheinlichkeit, falsche Entscheidungen zu treffen und diese auch in Kraft zu setzen, ist daher viel kleiner, wenn die Vorlage auch von Andersdenkenden geprüft wird und somit die Chance besteht, dass eventuelle Bremsen aktiviert werden.

Diese Mechanismen wurden durch rechtlich zweifelhafte Gesetze und Verordnungen einfach ausgeschaltet oder eliminiert, ohne jegliche Diskussion oder Koordinierung der verschiedenen Interessen.

Offensichtlich beabsichtigte Orbán, einen uneingeschränkten Machtapparat auszubauen, ohne jegliche Kontrolle. Dabei ließ er jedoch außer Acht, dass das Fehlen jeglicher Kontrollmechanismen nicht nur die Opposition auf ein Abstellgleis befördert, sondern auch ihn selbst. Seine schlechten Entscheidungen werden unkontrolliert durchgewinkt. So fuhr er beispielsweise geradewegs in die Ohrfeige hinein, die ihm durch die Idee der Besteuerung des Internets verabreicht wurde. Hätte man die Angelegenheit in einem fachlich kompetenten Arbeitskreis diskutiert, wäre der Fehler vermeidbar gewesen. Aber Orbán will davon nichts hören, er hat die beratenden Institutionen entweder abgeschafft oder unmöglich gemacht.

Der schwächste Mann Europas

Die Verwundbarkeit der Regierung ist daher offensichtlich, ihre Abhängigkeit ist vergleichbar mit einem Mann ohne Immunsystem, der in der kalten Jahreszeit in eine volle Straßenbahn steigt. Kein Widerstand nirgends: Möglicherweise ist Viktor Orbán ein Mann mit demokratischer Gesinnung – oder auch nicht, wie auch immer: Die Garantie für Demokratie ist niemals personenbedingt, sie wird durch die Institutionen gewährleistet. Demokratie wird nicht durch irgendwen „zugelassen“, sondern von Institutionen ausgeübt, deren Wirkungskreis und Kompetenz gesetzlich festgelegt sind. Genau mit ihnen räumte Orbán auf, und nun steht er selbst praktisch schutzlos auf dem Gipfel dieses abgeschafften Systems. Damit hat er Ungarn beschenkt und es zeigt sich auch, dass er für die Lösung dieses Problems über keinerlei Strategie verfügt.

Vor einigen Monaten schrieb das regierungsnahe Wochenblatt „*Heti Válasz*“ über ihn: „Viktor Orbán ist der starke Mann Europas.“ Das war schon damals hochkomisch. Was war geschehen? Er hat sich im Wirrwarr der Wahl des Präsidenten der EU-Kommission

dem britischen Premier angedient, um Jean-Claude Juncker zu verhindern. Doch Cameron nahm davon überhaupt keine Kenntnis. So ist Orbán momentan der schwächste Mann Europas, was nur deshalb schmerzlich ist, weil es dem Land schadet.

Innerhalb von Ungarn mögen sich unbequeme Angelegenheiten mit Hilfe der Staatsanwaltschaft, der staatlichen Kontrollorgane und gelegentlich der Gerichte aus dem Weg schaffen lassen; in den außenpolitischen Beziehungen funktioniert das nicht. Im Gegenteil, die Schande wächst sogar. Einer immer weiter verbreiteten Meinung zufolge würde Ungarn die größte Blamage vermeiden, wenn es selbst darum bäte, die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft der europäischen Demokratien zu beenden, um so einem Ausschlussbeschluss vorzuzukommen.

Die ungarische Außenpolitik verkommt von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Der frühere Außenminister János Martonyi war noch auf Einladung von US-Außenministerin Hillary Clinton zu einem offiziellen Besuch in den Vereinigten Staaten. Er traf sich in Washington mit seiner amerikanischen Kollegin und hielt an der renommierten Johns Hopkins University einen Vortrag. Als der neue Außenminister Péter Szijjártó kürzlich zur Vorstellung in die Vereinigten Staaten reiste, wurde er nur noch von Victoria Nuland empfangen, der stellvertretenden Staatssekretärin für Regionalfragen. Sie hat ihn vermutlich darüber belehrt, dass es in solchen Fällen keine Öffentlichkeit gibt. Diese Ohrfeige hat sich der Außenminister inzwischen abgeholt.

© Elet és Irodalom (www.es.hu)

Übersetzung: Christina Kunze und Sabine Back



Eva Senghaas-Knobloch: Frieden von unten. Initiativen gegen Gewalt in Israel und Palästina, S. 39-48

Nicht erst der jüngste Krieg gegen den Gazastreifen hat gezeigt, wie dramatisch die Lage in Palästina ist. Vor allem die israelische Besatzungspolitik verhindert das würdevolle Zusammenleben beider Völker. Eva Senghaas-Knobloch, Professorin für Arbeitswissenschaft an der Universität Bremen, sieht dennoch Anzeichen einer Annäherung von unten – von israelischen Soldaten, die sich gegen die verordneten Schikanen wehren, bis zu palästinensischen Initiativen, die sich für Frieden und Dialog einsetzen.

Katajun Amirpur: »Islam gleich Gewalt«. Der fatale Gleichklang von Kriegen und Kritikern, S. 49-55

Während die Terrororganisation „Islamischer Staat“ weiter Angst und Schrecken verbreitet, ist für westliche Beobachter oft unklar, was diese konkret mit dem Islam verbindet – oder eben gerade nicht. Katajun Amirpur, Professorin für Islamische Studien und Mitherausgeberin der „Blätter“, vertritt die These, dass die Ideologie des IS die islamische Tradition völlig ignoriert. Die Gleichsetzung des Islam mit Gewalt – durch die Krieger und ihre Kritiker – zeuge von einem Fundamentalismus des Wortes.

Christoph Butterwegge: Armutsfalle Mindestlohn, S. 56-62

Zehn Jahre nach Einführung der Hartz-Reformen folgt nun endlich das, was deren Kritiker seit Langem fordern – der gesetzliche Mindestlohn. Doch wie wirksam ist dieser tatsächlich, um Armut zu bekämpfen? Christoph Butterwegge, Professor für Politikwissenschaft, kommt zu einem ernüchternden Ergebnis: Der Niedriglohnsektor wird bloß auf höherem Niveau zementiert – durch zu viele Ausnahmen von einem ohnehin zu niedrigen Mindestlohn.

Wolfgang Streeck: Von der Gesellschaftssteuerung zur sozialen Kontrolle. Rückblick auf ein halbes Jahrhundert Soziologie in Theorie und Praxis, S. 63-80

Zu Beginn ihrer Gründung galt die Soziologie als die Lehre von der Steuerung moderner Gesellschaften. Vom *New Deal* bis zum *Progressive Movement* sollten Gesellschaften mit Hilfe soziologischer Instrumente umgebaut und Konflikte dadurch gelöst werden. Wolfgang Streeck, langjähriger Direktor am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln, kann diese Steuerungsmacht in der gegenwärtigen Soziologie nicht mehr erken-

nen. Stattdessen stellt er eine Entwicklung hin zu neuartigen Formen der sozialen Kontrolle fest – auf Basis hoch individualisierter digitaler Daten.

Sven Beckert: Der blutrote Faden. Das globale Baumwollimperium und die permanente Revolution des Kapitalismus, S. 81-92

Über ein Jahrhundert lang dominierte Europa den globalen Baumwollhandel. Doch seit Ende der 1960er Jahre hat sich diese Vormachtstellung in Richtung Asien verschoben. Sven Beckert, Professor für Geschichte an der Harvard University in Cambridge, zeichnet die Entwicklung des globalen Baumwollimperiums nach – vom Kriegs- zum Industriekapitalismus. Sein Fazit: Mit der asiatischen Dominanz haben sich dort jene ausbeuterischen Bedingungen von Sklaverei und Enteignung etabliert, die noch im 18. und 19. Jahrhundert in der europäischen Baumwollindustrie herrschten.

Gisela Burckhardt: Von Primark bis Hugo Boss: Geschäfte ohne Skrupel, S. 93-100

Ob Primark und H&M oder Tommy Hilfiger und Hugo Boss: Der private Konsum von Kleidung, egal ob billig oder teuer, ist rapide gestiegen. Gisela Burckhardt, Vorstandsvorsitzende von FEMNET e.V., nimmt die Arbeitsbedingungen in Asien und speziell in Bangladesch unter die Lupe. Ihr Befund: Nicht allein die klassischen Billiganbieter, sondern auch Luxusmarken wie Hugo Boss zeichnen sich durch die Ausbeutung ihrer Arbeiterinnen aus.

Karl-Martin Hentschel: IKEA: Zahlst Du noch oder hinterziehst Du schon?, S. 101-108

IKEA präsentiert sich gern als sozial engagiertes Unternehmen. Doch das ist nur die helle, öffentliche Seite. Der Ökologieexperte Karl-Martin Hentschel blickt hinter die Kulissen des Milliardenkonzerns. Sein Fazit: IKEA beutet nicht „nur“ seine Arbeiter aus und verstößt gegen Umweltauflagen, sondern „umgeht“ auch Steuern in einem noch nie da gewesenen Ausmaß.

Jan M. Piskorski: Vom Heldenkult zur Opferverehrung. Zum Wandel der Erinnerungskultur, S. 109-120

Seit Menschen existieren, gedenken sie ihrer Helden. Doch Jan M. Piskorski, Professor für Vergleichende Geschichte Europas an der Universität Stettin, stellt einen fundamentalen Wandel fest – weg von der Helden- hin zur Opferverehrung. Nicht zuletzt durch den Holocaust etabliert sich diese Verehrung der Opfer als eigenständige Erinnerungskultur.

Frieden von unten

Initiativen gegen Gewalt in Israel und Palästina

Von Eva Senghaas-Knobloch

Seit Jahren ist der Nahe Osten eine, wenn nicht *die* Krisenregion der Welt. Doch in diesem Jahr hat sich die Lage noch einmal dramatisch zuge- spitzt, speziell in Palästina und Israel. Nach dem verheerenden Krieg gegen den Gazastreifen droht sich der Konflikt religiös und sprachpolitisch aufzu- laden, unter anderem durch die Vorlage eines neuen Nationalitätsgesetzes. Käme dieses durch die Knesset, wäre die arabische Sprache als offizielle Lan- dessprache in Israel nicht mehr vorgesehen. Wie dramatisch die Lage ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass immer wieder selbst israelische Militärs und Geheimdienstkräfte darauf aufmerksam machen, dass die Sicherheit Israels durch die Fortsetzung des jetzigen politischen Kurses stärker gefährdet ist als durch eine neue Politik der Gleichberechtigung und für friedliche Koexistenz.

So erklärten im September 2014 43 Reservisten der israelischen Geheim- dienstelteeinheit mit der Nummer 8200 öffentlich, dass sie keine Informa- tionen mehr sammeln werden, die dazu dienen, Palästinenser angesichts persönlicher Schwächen und Verwundbarkeiten zur Kollaboration mit dem Besatzungsregime zu nötigen.¹ Die Reservisten äußerten sich entsetzt darü- ber, dass die Tötung unschuldiger Menschen in Gaza keinen breiten Protest mehr in Israel hervorrief. In der mangelnden Betroffenheit wird eine innere Gefahr für die eigene israelische Gesellschaft gesehen.

Im November 2014 wandten sich daher 106 ehemalige IDF-Generäle, Mossad-Agenten und Polizeikommissare in einem Offenen Brief an den israelischen Premierminister Netanjahu, um ihn zu dem fälligen „diploma- tischen Prozess“ aufzufordern, der auf einem regionalen Rahmen für einen Frieden mit den Palästinensern basieren müsse. Einige der Unterzeichner erklärten, dass Israel die Stärke und Mittel zur Erreichung einer Zweistaa- tenlösung hätte, die kein Sicherheitsrisiko darstelle. Und Generalmajor d. R. Eyal Ben-Reuven warnte im israelischen Fernsehen: „Wir befinden uns auf einer steilen Abfahrt in Richtung auf eine zunehmend polarisierte Gesell- schaft und einen moralischen Zerfall wegen der Notwendigkeit, Millionen von Menschen unter Besatzung zu halten mit Behauptungen, die im Zusam- menhang mit der Sicherheit genannt werden.“²

1 Vgl. Kritik an Regierung. Israelische Geheimdienstler verweigern Dienst, www.heute.de, 12.9.2014.

2 Zit. nach: 106 ex-Generäle und frühere Geheimdienstler: „Tu was für den Frieden“, <http://tachles.ch>, 4.11.2014.

Auch der israelische Präsident, Reuven Rivlin, sprach während einer Konferenz im Herbst 2014 von einer „Erkrankung“ der israelischen Gesellschaft. Viele Araber seien in Israel Rassismus ausgesetzt.³ Und schon Mitte Oktober hatten 363 namhafte israelische Persönlichkeiten, unter anderen ehemalige Diplomaten und Minister, in einem Brief das britische Parlament aufgerufen, sich für eine Anerkennung des Staates Palästina auszusprechen, was nicht dort, aber später in Schweden Gehör fand.⁴

Das Besatzungsregime als Kern des Problems

Der Kern des Problems ist die anhaltende Besatzung des palästinensischen Gebiets. Sie verhindert bis heute, dass zwei Völker mit gleicher Würde und auf Augenhöhe über die Art des Zusammenlebens miteinander sprechen können. Die dramatische Konsequenz: Die Palästinenser werden in dieser aussichtslos erscheinenden Situation faktisch dazu genötigt, Widerstand zu leisten als Recht und als Pflicht – so die Position von Gideon Levy, eines wegen seiner unermüdlichen kritischen Reportagen von Landsleuten bedrohten israelischen Journalisten. In der Zeitung „Haaretz“ hat er diesen Gedanken am 26. Oktober 2014 so eindringlich formuliert, dass er an dieser Stelle ausführlich zitiert sei: „Man stelle sich vor, ein Palästinenser zu sein; vielleicht ein Bewohner Ost-Jerusalems. 47 schwierige Jahre liegen hinter einem; eine große deprimierende Dunkelheit liegt vor einem. Die israelische Tyrannei, die dein Schicksal dem Untergang weihet, erklärt arrogant, dass alles auf immer so bleibt. Deine Stadt wird unter Besatzung bleiben – auf immer und ewig. Der Verteidigungsminister, der Zweite in der Regierung, die dich unterwirft, sagt, es wird niemals ein palästinensischer Staat errichtet werden. Man stelle sich vor, man sei Palästinenser und deine Kinder sind in Gefahr. Vor zwei Tagen töteten die Besatzungsmächte noch ein Kind, weil es ‚eine Feuerbombe angezündet‘ habe. Die Wörter ‚Tod den Arabern!‘ wurden nahe deiner Wohnung an die Wand gesprüht. Wohin man sich auch wendet, schreit dich ein Soldat oder die Grenzpolizei an. Jede Nacht könnte deine Wohnung brutal überfallen werden. Du wirst nie wie ein menschliches Wesen behandelt. Sie werden zerstören, demütigen, einschüchtern, vielleicht dich auch verhaften – möglichst ohne Gerichtsverhandlung. [...] Die Palästinenser haben fast alles versucht – was auch immer geschieht – Verhandlungen und Terror mit einer Karotte und mit einem Stock, mit einem Stein und mit Bomben; in Demonstrationen und mit Selbstmordangriffen. Alles vergeblich. Werden sie verzweifeln und aufgeben? Das ist fast nie in der Geschichte geschehen, also werden sie weitermachen. Manchmal verwenden sie legitime Mittel, manchmal hässliche. Es ist ihr Recht zu widerstehen. Sie wollen nicht, dass Israel sie weiter terrorisiert, also leisten sie Widerstand. Sie werfen Steine und Brandbomben. So sieht Widerstand aus. Zuweilen handeln sie mit

3 Vgl. „Süddeutsche Zeitung“, 4.11.2014.

4 Vgl. Clemens Ronnefeldt, Nach Kerry-Initiative und Gaza-Krieg: Eskalation oder Deeskalation im Nahen Osten?, in: „Friedensforum“, i. E., vgl. Dokumentation unter www.versoehnungsbund.de.

Mord auf abscheuliche Weise. Aber selbst dies ist nicht so schlimm wie die Gewalt des Besatzers. Es ist ihr Recht, es ist ihre Pflicht zu widerstehen.“⁵

Frieden in welchen Grenzen?

Angesichts dieser gewaltträchtigen Situation in Israel und Palästina kommt es umso mehr darauf an, den gesamten historischen Kontext in den Blick zu nehmen. Gleichzeitig ist dabei einer Gefahr zu wehren: Der gebannte Blick auf Gewalt, Tod und Zerstörung blendet die vielfältigen zivilgesellschaftlichen Bewegungen aus, in denen sowohl besorgte israelische als auch palästinensische Frauen und Männer gegen die Gewalt protestieren und ihre jeweiligen Landsleute auf eigene Handlungsmöglichkeiten für eine Überwindung der gewaltträchtigen Situation aufmerksam machen.

Von mehr als 120 Initiativen insgesamt ist heute die Rede. Viele verlangen ein Ende des israelischen Besatzungsregimes und die Anerkennung Palästinas, auch wenn dies nur ein symbolischer Akt sein wird. Von ihnen geht eine realpolitische Bewegung aus, die auf einen rechtsbasierten Frieden zielt.

Verständlicherweise haben, schon aufgrund der asymmetrischen Konfliktstruktur, die Aktivitäten israelischer Bürgerinitiativen andere Schwerpunkte als die palästinensischen Initiativen. Doch allen geht es um neues Denken in der eigenen Gemeinschaft, gewaltfreien Protest, öffentlichen Widerstand und alternative Handlungsmöglichkeiten.⁶

Um die Arbeit der Initiativen wirklich zu verstehen, muss man sich die Situation der palästinensischen Gebiete vor Augen führen. Im *Interims-Agreement on the West Bank and Gaza Strip* von 1995 wurde eine Aufteilung in drei Zonen vereinbart, deren Problematik sich seither immer weiter verschärft hat. Ziel der Interimsvereinbarung war es, innerhalb einer Übergangszeit von nicht mehr als fünf Jahren die israelische Besatzung des palästinensischen Territoriums in den Grenzen abzulösen, die am Ende des Kriegs von 1949 als sogenannte Grüne Linie demarkiert worden waren: Zone A sollte im Rahmen abgestufter staatlicher Gewalt in der ausschließlichen Zuständigkeit der palästinensischen Autorität liegen, Zone B sah eine gemeinsame Verwaltung von Israelis und Palästinensern vor, Zone C eine Verwaltung durch die Israelis.⁷

Doch zwischen 1995 und 2000 wurden die Zonenzuordnungen mehrfach durch die Standortveränderungen des israelischen Militärs verschoben. Zudem wurde die hoheitliche Autorität allmählich auf die neu gegründete

5 Gideon Levy, The Palestinians' right and duty to resist, in: „Haaretz“, 26.10.2014, www.haaretz.com, Übersetzung aus dem Englischen von Ellen Rohlf.

6 Diese und die folgenden Beobachtungen verdanken sich zahlreichen Gesprächen im Rahmen einer Studienreise vom 12. bis 21.10.2014, die vom Evangelischen Bildungswerk und der Bremischen Evangelischen Kirche organisiert war.

7 Vgl. zum Folgenden die Dokumente des in Ost-Jerusalem gelegenen Büros der Vereinten Nationen: United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs occupied Palestinian territory (OCHA), Area C Vulnerability Profile. East Jerusalem 2014; Dies., Barrier Update. Seven Years after the Advisory Opinion of the International Court of Justice on the Barrier. The Impact of the Barrier in the Jerusalem Area, Special Focus, East Jerusalem July 2011.

Palästinensische Behörde (Palestinian Authority) übertragen. Seit dem Jahr 2000 gab es zwar keine weiteren offiziellen Veränderungen, wohl aber ständige Ausdehnungen israelischer Siedlungen im palästinensischen Gebiet: Im Jahre 2014 leben nach Angaben des Büros der Vereinten Nationen in Jerusalem im ganzen Westjordanland 2,7 Millionen Palästinenser; entgegen dem geltenden Völkerrecht haben sich 520 000 israelische Siedler in 150 Siedlungen und 100 Außenposten niedergelassen. Zudem wurden palästinensische Wohngebiete in Militärzonen (*Firing Zones* für militärisches Training) umdefiniert, die insgesamt 18 Prozent des Westjordanlandes ausmachen.⁸

Die Zone C ist die größte der drei Zonen,⁹ sie umfasst über 60 Prozent des besetzten Westjordanlandes und steht fast vollständig unter israelischer Kontrolle, einschließlich Rechtsdurchsetzung, Planung und Bauvorhaben. In ihr leben etwa 300 000 Palästinenser in rund 530 Wohngebieten¹⁰; 341 000 israelische Siedler haben etwa 135 Siedlungen und zusätzlich 100 Außenposten bezogen.¹¹ 70 Prozent der Zone C liegen innerhalb der von den regionalen Räten der israelischen Siedler gezogenen Grenzen, die jedoch von den Gemeindegrenzen (*municipal boundaries*) abweichen. 6200 Palästinenser leben in *Firing Zones*. Die Bewegungsfreiheit der Palästinenser wird in der Zone C durch ein komplexes System von physischen Barrieren (von Erdwällen, Gräben, Toren und Elektrozäunen bis hin zu Mauern) extrem eingeschränkt. Die Sperranlage, unter anderem die Trennmauer in Jerusalem,¹² verläuft zu 85 Prozent innerhalb des palästinensischen Westjordanlands und isoliert, wenn sie eines Tages vollendet ist, 9,4 Prozent des Westjordanlands einschließlich Ost-Jerusalem (und des sogenannten Niemandslands). Palästinenserinnen und Palästinenser, die zwischen Trennmauer und der Waffenstillstandslinie von 1949 („Grüne Linie“) in der sogenannten Grenzzone (*Seam Zone*) leben, brauchen besondere Genehmigungen, um durch die speziellen Tore nach Ost-Jerusalem oder ins Westjordanland zu kommen. Das durch die Besatzungsmacht erlassene differenzierte Ausweis- und Passierscheinwesen an insgesamt mehreren hundert (teilweise mobilen) Kontrollpunkten *innerhalb* des Westjordanlands wird von israelischen Militärs kontrolliert. Die Passiererlaubnis wird nach undurchsichtigen Regeln oft nicht erteilt, was landwirtschaftliche Arbeiten erschwert oder auch unmöglich macht, ebenso auch den Zugang zu lebensnotwendigen Versorgungseinrichtungen.

Nur einer der verschiedenen Brennpunkte ist die Stadt Hebron, wo bedeutende Grabstätten für die drei abrahamitischen Religionen (Christentum, Judentum, Islam) liegen. Sie gehört zwar zur Zone A, die im Rahmen der

8 Dazu gehören z. B. 19 Wohneinheiten in Hebron. Zu den *Firing Zones* vgl.: OCHA, Area C Vulnerability Profile. East Jerusalem 2014, S. 2.

9 Zu den Angaben in diesem Abschnitt vgl. OCHA, Area C of the West Bank: Key Humanitarian Concerns. Fact Sheet. Update August 2014, East Jerusalem 2014.

10 Von diesen 530 Wohngebieten liegen aber nur 241 vollständig in der Zone C, viele andere überlappen in die Zone A oder B hinein. Das trägt zur Undurchsichtigkeit von Zuständigkeiten bei.

11 Darüber hinaus ist das den Siedlern von der israelischen Verwaltung zugesprochene Land für die Vergrößerung ihres Gebiets neunmal größer als ihr gegenwärtig eingezäuntes Gebiet.

12 Sie wurde 2002 aufgrund der Selbstmordanschläge von der israelischen Regierung mit dem erklärten Ziel der Sicherheit beschlossen. Zur Folgesituation vgl. OCHA, Barrier Update. Seven Years after the Advisory Opinion of the International Court of Justice on the Barrier. The Impact of the Barrier in the Jerusalem Area, Special Focus, East Jerusalem July 2011.

Oslo-Vereinbarungen Mitte der 1990er Jahre eine ausschließliche Zuständigkeit der palästinensischen Autorität vorsieht; gleichwohl haben sich dort durch Ansiedlungen nationalreligiöser israelischer Siedler seit 1997 wiederum zwei Zonen ergeben: In der Zone H2, die unter israelischem Regime steht, leben neben etwa 800 Siedlern rund 30 000 Palästinenser. Zur Absicherung der Siedler wurden unter anderem die mehr als tausend Läden der zuvor blühenden Haupteinkaufsstraße der Palästinenser geschlossen, das Betreten verboten und etwa tausend israelische Soldaten abgestellt.¹³ Das mit zahlreichen Sperren abgeriegelte Gebiet reicht weit in die Altstadt hinein.

Der eigenen Gesellschaft den Spiegel vorhalten

Angesichts dieser Zustände schlossen sich bereits 2004 junge israelische Soldatinnen und Soldaten, die ihren Wehrdienst an den Kontrollpunkten absolviert hatten, zu der Kampagne *Breaking the Silence* zusammen. Ihr Ziel besteht darin, die israelische Öffentlichkeit und die politischen Repräsentanten darüber aufzuklären, was sich alltäglich an den Kontrollpunkten bzw. in den besetzten Gebieten abspielt: wie die palästinensische Bevölkerung im Alltagsleben schikaniert wird, Kinder geängstigt und inhaftiert werden, nächtliche Hausdurchsuchungen auch dort stattfinden, wo garantiert keine verdächtige Person ist, Ehr- und Schamgefühle durch Leibesvisitationen in einem für Frauen und Männer gemeinsamen Raum verletzt werden, Väter vor ihren Kindern gedemütigt, Willkürherrschaft ausgeübt wird; kurz, so der Gründer der Initiative, der heute 31jährige orthodox-jüdische Sergeant der Reserve, Jehuda Schaul, wie sich die jungen israelischen Soldatinnen und Soldaten als „Monster“ aufführen. Niemand habe „saubere Hände“, weil sie gelernt hätten, palästinensische Menschen nicht als ihresgleichen wahrzunehmen, ihnen nicht die gleiche Würde zuzuerkennen. Der Grund für dieses Verhalten – so Schaul – ist der Auftrag, die palästinensische Bevölkerung das Fürchten zu lehren und die militärische Präsenz spüren zu lassen; ein Auftrag, der kaum mit Schutz und Sicherheit zu tun hat, wohl aber mit der Besatzung. Wenn der Auftrag unmoralisch ist, kann er nicht moralisch sauber umgesetzt werden. Das ist es, was *Breaking the Silence* bewusst machen will.

Aussagen und Fotos von Seiten der Soldatinnen und Soldaten werden bis heute gesammelt und anonymisiert veröffentlicht¹⁴; von ihnen wird – wo immer danach gefragt wird – öffentlich erzählt. Stadttouren werden gemacht, Filme gedreht, Bücher geschrieben, Broschüren gedruckt, beispielsweise darüber, wie sich Soldatinnen hervortun, um zu zeigen, wie cool sie sind; wie neu hinzukommende Soldaten in den gängigen herrschenden Umgang mit Palästinensern eingeführt werden; wie nicht mehr gilt, was man ansonsten über militärische Moral gelernt haben mag. All dies wird unternommen, um der israelischen Gesellschaft, die nicht sehen und hören will, was in ihrem

13 Vgl. Temporary International Presence in Hebron, www.tiph.org.

14 Vgl. auch die deutsche Publikation der Organisation: *Breaking the Silence* (Hg.), *Israelische Soldaten berichten von ihrem Einsatz in den besetzten Gebieten*, Berlin 2012.

Namen geschieht, den Spiegel vorzuhalten. Ein Ende des Schweigens auf Seiten der Soldatinnen und Soldaten, die sich ihrer Verantwortung bewusst geworden sind, so die Hoffnung, müsste die Politiker an ihre Verantwortung für die Folgen ihres Auftrags an die Soldaten erinnern, müsste im Land zu einem Umdenken führen. „Bringing Hebron to Tel Aviv“ war daher der Slogan einer Ausstellung, die von Soldaten selbst aufgenommene Fotos und ihre Zeugenaussagen in die Knesset, das israelische Parlament, brachte. Diese Ausstellung löste eine Woche der Aufregung aus, dann senkte sich wieder politischer Routinebetrieb über das, was gezeigt, gehört und gesehen wurde. Die Praktiken, von denen die Soldatinnen und Soldaten – oft voller Scham über ihre eigene Handlungsweise – berichten, wurden als Einzelfälle, als Ausnahmen abgetan.

Zur politischen Bewusstseinsbildung im eigenen Gemeinwesen beizutragen, ist auch das Hauptziel der israelischen Fraueninitiative *Machsom Watch* (Kontrollpunktbeobachtung). Sie hat es sich – ebenfalls seit der zweiten Intifada – zur Aufgabe gemacht, täglich das Geschehen an 40 Kontrollpunkten (von den insgesamt vielen hunderten) zu beobachten: am sehr frühen Morgen, wenn die palästinensischen Arbeiter zu ihrem Arbeitsplatz in Jerusalem kommen wollen, und am Abend, wenn diese zurückkehren. Sie dokumentieren Menschenrechtsverletzungen, setzen sich aber auch direkt bei den diensthabenden Soldaten für eine andere Haltung gegenüber den Palästinensern ein, wenn sie Willkür wahrnehmen.

Neben ihrer Beobachtungsaufgabe unterstützen die Frauen wie Ronny Perlman von *Machsom Watch* auch anwaltschaftliche Bemühungen, vor allem wenn palästinensischen Menschen ohne Begründung die Einreise verweigert wird. Sofern sich in den Akten keine Beschuldigungen finden, gehen die Frauen von *Machsom Watch* bis zum Höchsten Gericht; dann kann es womöglich zu außergerichtlichen Einigungen kommen. Die Frauen werden vor allem durch die Sorge für die junge Generation und die Zukunft Israels getrieben. Allerdings steckt in der Generationenfrage auch ein Problem: Die Bürgerinitiative umfasste einmal 400 Frauen, es sind inzwischen erheblich weniger, die Mitgliedschaft ist deutlich älter geworden.

Brennpunkt Jerusalem

Neben der Besatzung des Westjordanlandes stellt die Situation in Jerusalem ein ganz eigenes Problem dar. Am 30. Juli 1980 verabschiedete die Knesset unter Premierminister Begin das sogenannte Jerusalemgesetz, demzufolge ganz Jerusalem einschließlich der 1967 besetzten Gebiete von Ost-Jerusalem als Israels ewige und unteilbare Hauptstadt erklärt wurde. Dieser Akt der Annexion Ost-Jerusalems wurde am 20. August 1980 in der Resolution 478 des UN-Sicherheitsrats für nichtig erklärt.¹⁵ Doch handelt die internationale Gemeinschaft nicht konsistent. Teilweise, etwa von der EU, wird daran

¹⁵ Vgl. Ilona Margarita Stettner, Positionen zum rechtlichen Status von Jerusalem, 2014, www.kas.de.

festgehalten, dass *ganz* Jerusalem, wie in der UN-Resolution 181 von 1947 festgelegt, unter internationaler Kontrolle steht (*Corpus Separatum* von ganz Jerusalem); gleichwohl werden aber längst nur noch jene faktischen, rechtlichen und administrativen Aktionen Israels verurteilt, die in Ost-Jerusalem stattfinden, nicht aber jene in West-Jerusalem.

Durch die Eingemeindung von palästinensischem Land, auf dem neue israelische Siedlungen errichtet wurden, ist Jerusalem um etwa 70 km² bzw. um 12 neue Stadtgebiete erweitert und die Stadtgrenze verschoben worden. Die Stadtgrenze entspricht aber nicht der Führung der Trennmauer, die teilweise bis zu acht Meter hoch ist; diese grenzt faktisch wiederum einige eingemeindete palästinensische Dörfer bzw. Stadtteile von der Versorgung durch öffentliche Güter aus. Innerhalb der Stadtgrenzen gilt israelisches Zivilrecht. Es wird allerdings bei der palästinensischen Wohnbevölkerung Ost-Jeruselems (mit Jerusalemer Identifikationskarte, in welcher der fragile, weil immer wieder zu beweisende Rechtsstatus als *permanent residents* dokumentiert ist) auf andere Weise umgesetzt als für die israelischen Staatsbürgerinnen und -bürger.

Vermüllte Flächen verweisen auf mangelhafte bis fehlende Versorgung palästinensischer Stadtteile durch die kommunale Müllabfuhr, wie der frühere Panzerkommandant, Reservedienstverweigerer und heutige alternative Stadtführer Yaniv Mazor darlegt. Parks, die in benachbarten israelischen Siedlungen vorhanden sind, fehlen ebenso wie ausreichende Wasserversorgung (Wasser fließt mancherorts nur zwei Stunden am Tag), Krankenhäuser und Ärzte. Es fehlt an öffentlicher Sicherheit, denn es gibt keine intakte Selbstverwaltung dieser marginalisierten palästinensischen Wohngebiete. Nur für etwa die Hälfte der Kinder Ost-Jeruselems gibt es Platz in den öffentlichen Schulen. Das Oberste Gericht in Israel hat die Stadtverwaltung angewiesen, mehr Schulen zu bauen, ohne dass bisher viel geschah.

Obwohl Palästinenser wie Israelis Steuern zahlen, wird das Steueraufkommen zum geringsten Teil für die in Jerusalem eingemeindeten Wohngebiete eingesetzt. 40 Prozent der Einwohner Jeruselems sind Palästinenser, 10 Prozent der Jerusalemer Haushaltsmittel werden für Ostjerusalem eingesetzt, eine Praxis, die Yaniv Mazor als ethnische Diskriminierung bezeichnet.

Blickt man beispielsweise auf die Siedlung Pisgat Ze'Ev, die unweit des palästinensischen Wohngebiets Shu-fat liegt, wird der Kontrast sehr deutlich: Die israelischen Siedlungen wirken geplant und wohlhabend, die Wohngebiete der Palästinenser, so wie sie in der behördlichen Praxis behandelt werden, dagegen völlig ungeplant und stark vernachlässigt. Der Grund dafür: Da Baugenehmigungen für Palästinenser fast nie erteilt werden, bauen diese ohne Stadtplanung und Genehmigung, denn ihre Bevölkerung wächst. Offen wird erzählt, dass es die Angst der israelischen Regierung vor diesem palästinensischen Bevölkerungswachstum ist, die den nicht erteilten Baugenehmigungen, den Hauszerstörungen und der Vernachlässigung der palästinensischen Viertel Jeruselems zugrunde liegt, mit dem Ziel, so die palästinensische Bevölkerung zur Abwanderung zu bewegen. Yaniv Mazor berichtet von jährlich 60 bis 70 Häusern, die in Ost-Jerusalem von der israelischen

lischen Behörde zerstört werden. Er gehört auch dem Israelischen Komitee gegen Hauszerstörung an, das 1997 von acht Friedensaktivisten gegründet wurde; gegenwärtiger Direktor ist Jeff Halper, früher Professor für Anthropologie an der Ben-Gurion-Universität. Zu den Zielen der Organisation gehört die Verhinderung von Hauszerstörungen, anderenfalls ihre Dokumentation und möglichst breite öffentliche Bekanntmachung, unter anderem in einem Blog mit dem Titel „Sagt nicht, wir hätten es nicht gewusst“.¹⁶

Andere israelische Bürgerrechtsbewegungen (neben der besonders bekannten und auch von der EU-Kommission geförderten Menschenrechtsorganisation B'Tselem) organisieren beispielsweise Mahnwachen in Jerusalem, so die Frauen in Schwarz; Ärzte bieten angesichts der systematisch vernachlässigten Infrastruktur in den besetzten Gebieten kostenlose Behandlungen an oder führen sie mit palästinensischen Kolleginnen gemeinsam durch, Anwälte nehmen sich palästinensischer Rechtsfälle an. All diese Gruppierungen suchen gewaltfreie Praxisformen, mit denen sie die israelische Gesellschaft überzeugen wollen, dass die israelische Politik einen Weg eingeschlagen hat, der langfristig nicht allein zur moralischen Selbstzerstörung führt.¹⁷

Motiv für friedensfördernde Aktivitäten kann auch Betroffenheit durch tiefe persönliche Verluste sein, die durch den gewaltträchtigen Konflikt entstanden sind. So finden sich beispielsweise Elterngruppen, die den gewaltsamen Verlust ihrer Kinder gemeinsam beklagen und darüber eine Brücke zwischen Israelis und Palästinensern geschlagen haben.¹⁸

Palästinensische Tatkraft – oder: Lasst uns Olivenbäume pflanzen

All die hier geschilderten Erfahrungen und Initiativen von Israelis sind weitreichend und verändern die Perspektive derer, die sich ihnen anschließen. Gleiches gilt für die palästinensischen Initiativen, die sich vor allem auf den inneren Aufbau örtlicher palästinensischer Gemeinschaften konzentrieren. Wie den Initiativen auf israelisch-jüdischer Seite geht es ihnen um Bewusstseinsbildung – allerdings mit besonderer Betonung einer konstruktiven Praxis, die selbst schon ein Vorgriff auf eine bessere Zukunft und ein Vorbild für den als richtig angesehenen gewaltfreien Weg sein soll.

So setzen sich beispielsweise Initiativen palästinensischer Christen gegen alle Versuche der Landenteignung zur Wehr; sie wollen das Vertrauen in die gemeinsamen lokalen Kräfte stärken – durch den Anbau von Oliven-, Citrus- und anderen Bäumen, durch Schulungen, Nähkurse sowie Förderung von Kultur und Kreativität. Beispielhaft hierfür steht das Projekt Zelt der Völker.

16 Auf www.icahd.de. Hier werden Berichte über Häuserzerstörungen ständig aktualisiert und dokumentiert. Nach Angaben des OHCA wurden in der Zone C des Westjordanlandes im Jahre 2013 565 Bauwerke, die in palästinensischem Eigentum waren, zerstört (Area C of the West Bank. Key Humanitarian Concerns). Oft werden die Abrisskosten den Hauseigentümern auferlegt. Häuser werden auch als Kollektivstrafe mit der Begründung der Abschreckung zerstört, wenn es um Sanktionen gegen Palästinenser geht, die als Terroristen eingestuft werden.

17 Vgl. dazu Udo Steinbach, Gaza-Krieg – bis zum nächsten Mal?, in: „W&F“, 4/2014, S. 5-7.

18 Vgl. Johannes Zang, Unter der Oberfläche. Erlebtes aus Israel und Palästina, Berlin 2014, S. 232ff.

Es wurde von der christlich-palästinensischen Familie Nassar ins Leben gerufen. 1916 hatte die Familie Land erworben, um welches es seit Jahren Streit gibt, obwohl die Familie diesbezüglich über rechtskräftige Dokumente verfügt. Pflege und Ernte der vielfältigen fruchtbringenden Gehölze von Feigen bis Wein werden durch die israelische Militärverwaltung massiv behindert: teils durch Barrieren auf der Zubringerstraße, teils durch grundlegende Verweigerung des Baus von Zisternen, Gebäuden, Solarinstallationen, teils durch Zerstörung der Bäume, teils durch endlose Rechtsstreitigkeiten, wie beispielsweise die erneut angeforderte Eintragung des Eigentums in die Grundbücher des israelischen Militär-Grundbuchamtes.

Dennoch setzt diese Familie unbeirrbar auf Dialog. Ihre Lebensdevise steht – in Arabisch, Englisch und Deutsch – auf einem Stein am Eingang zu ihrem Anwesen: „Wir weigern uns, Feinde zu sein.“ Die Familie weigert sich auch, Opfer zu sein, wie Daoud Nassar betont; der Familie geht es um Gewaltfreiheit und Standfestigkeit – und zwar sowohl gegenüber der israelischen als auch der palästinensischen Seite. Daoud Nassar erläutert, dass seine Familie das Land nicht verlassen und ihren christlichen Glauben leben will; dass sie unermüdlich bei den palästinensischen Menschen, die in den benachbarten Dörfern wohnen, dafür wirbt, trotz allergrößter Schwierigkeiten sich beim wirtschaftlichen Aufbau zu betätigen und sich nicht allein auf die Hilfe der internationalen Gemeinschaft zu verlassen. So soll das Gemeinwesen wirtschaftlich, sozial und kulturell durch gemeinsamen Aufbau und Wiederaufbau, Sommercamps für die Dorfjugend, auch durch tatkräftige Mitarbeit internationaler Gäste zusammengehalten werden.

Zuspruch und Besuch kommen auch von den Israelis, die sich ein Bild von der Situation in den besetzten Gebieten machen möchten und Wege aus dem jahrzehntelangen gewaltträchtigen Konflikt suchen. Durch sein Studium, das Daoud Nassar in Deutschland absolvierte, hat die Familie die Chance, ihre Situation, aber auch ihren dialogischen Ansatz breiter bekannt zu machen. Ihre Erfahrungen zeigen, dass es möglich ist, die Erosion der palästinensischen Dorfgemeinschaften aufzuhalten, dass dies allerdings auch äußerer Unterstützung bedarf.

Community development im Zentrum für Internationale Begegnungen

Die Bedeutung des *community development* wird auch vom Diyar Zentrum für Internationale Begegnungen in Bethlehem hervorgehoben. Das Zentrum ist besonders durch seinen Gründer Mitri Raheb bekannt geworden, den Pfarrer der ev. Lutherischen Weihnachtskirche, der auch Autor zahlreicher theologischer Bücher ist und unter anderem die Dar-al-Kalima-Schule gegründet hat. Ihm ist es gelungen, eine Vielzahl von kulturellen Aktivitäten zu etablieren – für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit, Bildung und Ausbildung sowie Sport, auch für Mädchen. All diese Aktivitäten dienen dazu, den palästinensischen Christen, aber auch der nichtchristlichen palästinensischen Bevölkerung Selbstvertrauen in die eigenen Möglichkeiten zu ver-

mitteln und so Handlungskompetenzen zu stärken – und dies angesichts und trotz der Tatsache, dass inzwischen 19 israelische Siedlungen auf Bethlehemem Gebiet errichtet wurden.

Für diese Aktivitäten gibt es keine Mittel von der EU, wie Raheb erwähnt. Dabei kommt es gerade im Bereich der Kultur darauf an, dem gefährlichen Trend zur Retraditionalisierung in der palästinensischen Gesellschaft etwas entgegenzusetzen. So werden speziell die palästinensischen Frauen immer mehr durch einen starken Kodex von Ehre und Schande in ihrer Freiheit beschränkt. Das Diyar-Zentrum und Mitri Raheb setzen hier bewusst einen Gegenakzent, etwa durch eine eigens gegründete Fußballmädchenmannschaft. Dem Theologen Raheb ist es wichtig, jenen christlichen Theologen zu widersprechen, in deren biblischer Auslegung das gegenwärtig lebende palästinensische Volk ignoriert wird. Dagegen wird eine kontexttheologische Argumentation vorgetragen, die auf die Universalität und Inklusivität der Heilsgeschichte abhebt.¹⁹

Gleiches gilt für das Netzwerk des interkonfessionellen Aufrufs „Kairos Palästina. Die Stunde der Wahrheit – Ein Wort des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung aus der Mitte des Leidens der Palästinenser und Palästinenserinnen“. Dieser Aufruf aus dem Jahr 2009 fordert das Ende der Besatzung. Das Netzwerk ist im Bethlehemer Zentrum angesiedelt. Ausgangspunkt für das Kairos-Dokument²⁰ war das Zentrum für Befreiungstheologie in Jerusalem, das 1989 von Reverend Naim Ateek gegründet wurde.²¹ Dieses Zentrum beherbergte die Zusammenkünfte der Vertreter verschiedener christlicher Konfessionen.

Das Kairos-Dokument ist ein lauter Aufruf nicht nur nach innen, sondern ebenso an die Christen außerhalb Palästinas und Israels, sich gegen eine Gleichsetzung des heutigen Staates Israel mit dem biblischen Israel zu wenden. Offenbar bedarf es auch einer neuen theologischen Besinnung, damit gegenwärtiges Unrecht an den Menschen, die im Land leben, nicht durch eine fundamentalistische Lesart biblischer Texte – beispielsweise über die Landverheißung – legitimiert wird.

Auch hier zeigt sich: Es ist dringend geboten, endlich auf die zahlreichen zivilgesellschaftlichen Initiativen vor Ort zu hören und insbesondere deren Stimmen für ein Ende des Besatzungsregimes zu stärken. Denn alle diese Initiativen bringen eines zum Ausdruck: Ohne eine Politik der Gewaltfreiheit, des fairen Interessenausgleichs und der Zuerkennung gleicher Würde für Israelis und Palästinenser wird es auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten keinen Frieden in dem Land geben, das so vielen Menschen heilig ist.

19 Vgl. dazu seit Neuestem: Mitri Raheb, *Glaube unter imperialer Macht*, Gütersloh 2014.

20 Kairos Palästina, *Die Stunde der Wahrheit. Ein Wort des Glaubens und der Hoffnung aus der Mitte des Leidens der Palästinenser*, Berlin 2012.

21 Vgl. Naim Stifan Ateek, *Justice and only Justice. A Palestinian Theology of Liberation*, Maryknoll, N.E. 1998.

»Islam gleich Gewalt«

Der fatale Gleichklang von Kriegern und Kritikern

Von **Katajun Amirpur**

Islam und Gewalt – die Frage, ob sich der Terror des sogenannten Islamischen Staates oder die Gewalttaten von Al Qaida oder Boko Haram islamtheologisch rechtfertigen lassen, ob sie gar im Islam selbst begründet sind, ist *das* Thema der letzten Wochen, vielleicht sogar der letzten Monate und Jahre. So stellte beispielsweise die Zeitschrift „Cicero“ in ihrer Oktoberausgabe die Frage: „Ist der Islam böse?“ Auch wenn hier ein Fragezeichen steht, so ist man eben doch nur ein Fragezeichen entfernt von der Aussage, der Islam sei böse – und nur wenige Zeilen weiter kommt Autor Martin Meyer denn auch zu diesem Schluss. Er bemüht den berühmten, weil einst von Papst Benedikt zitierten Satz: „Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, und da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden wie dies, dass er vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten.“¹ Meyers Schlussfolgerung: Der IS tut eigentlich nur das, worin der Prophet selbst den Muslimen ein Vorbild war.

Auch in der „Zeit“ mit ihrer weitaus breiteren Leserschaft liest sich das nicht viel besser: Hier behauptet der palästinensisch-israelische Psychologe Ahmed Mansour unwidersprochen, die Inhalte des IS seien im Mainstream-Islam angelegt, den viele Muslime in Deutschland praktizieren.² Und Hamed Abdel-Samad behauptet ebenfalls in der „Zeit“: „Dass das religiöse Gesetz das oberste sei, wird nicht nur von Islamisten, sondern von vielen frommen Muslimen akzeptiert.“³ Ja, in der Tat, da hat er recht. Aber die Schlussfolgerung, die er daraus zieht, ist fatal: „Auch deshalb konnte der IS mit wenigen tausend Kämpfern sogar Millionenstädte erobern.“

Wenn man so denkt, ist es nur folgerichtig, allenthalben die Forderung zu erheben, Muslime müssten sich vom Islamischen Staat distanzieren – man hat die grundsätzliche Nähe von Muslimen zum IS-Terror ja gerade erst herbeiarargumentiert. Zweierlei ist hierbei für mich besonders bizarr: Wieso glaubt man, deutsche Muslime stünden jenen Muslimen näher, die Jesiden und Christen verfolgen, als jenen, die ihnen zur Hilfe eilen und ihnen Unterschlupf gewähren? Denn es sind doch gerade Muslime, die versuchen, dem

1 Vgl. Islam. Die totalitäre Religion, in: „Cicero“, 19.8.2014, www.cicero.de.

2 Vgl. „Die Inhalte des IS sind im Mainstream-Islam angelegt“, Interview mit Ahmad Mansour, www.zeit.de, 5.9.2014.

3 Hamed Abdel-Samad, Die neuen Religionskriege, www.zeit.de, 3.10.2014.

sogenannten Islamischen Staat das Handwerk zu legen. Es hat sich scheinbar noch nicht überall herumgesprochen: Beim Kampf gegen den Islamischen Staat handelt es sich *nicht* um einen Kampf zwischen dem Westen und den Muslimen. Schließlich sind es zuallererst sunnitische Araber, die in der Freien Syrischen Armee die IS-Terrorbande in Syrien bekämpfen, sowie sunnitische Kurden und schiitische Araber, welche das im Irak tun. Sie nehmen dort die christlichen und jesidischen Flüchtlinge auf und versorgen sie unter den allerschwersten Bedingungen – denn „der Westen“ ist ja trotz aller Rhetorik, dass sich die westliche Kultur auf die christlich-jüdische Zivilisation stütze, nicht einmal willens, eines der zentralsten christlichen Gebote zu erfüllen, das da lautet: Notleidenden zu helfen. Die Lage der Flüchtlinge ist katastrophal und ein zum Himmel schreiendes Unrecht.

Die Ignoranz der Islamkritiker

Ebenso merkwürdig an der Debatte über Islam und Gewalt ist, dass die so vehement eingeforderten Distanzierungen kaum registriert werden, wenn sie denn stattfinden, gerade so, als wollte man nicht glauben, dass es sie gibt. Nach dem 11. September 2001 hatten wir das gleiche Phänomen. Auch damals hieß es, selbst als Muslime zu Zehntausenden in Köln auf die Straße gingen, noch: „Ihr distanziert euch nicht.“

Heute haben sich sowohl die muslimischen Dachverbände als auch die Schura in Hamburg mehrfach von der IS-Mörderbande distanziert. Ebenso haben sich die Professorinnen und Professoren für Islamische Theologie eindeutig zu den Gräueltaten positioniert: „Deutungen des Islam, die ihn zu einer archaischen Ideologie des Hasses und der Gewalt pervertieren, lehnen wir strikt ab“, heißt es in der Stellungnahme.⁴ Auch die islamischen Autoritäten bis hin zu dezidiert konservativ-traditionalistischen Kreisen haben diese Organisation als rundherum barbarisch und unislamisch verdammt. Das gilt sogar für den Groß-Mufti von Saudi-Arabien, Abdul Asis bin Abdullah al-Scheich, der bisher nicht durch allzu große Liberalität aufgefallen ist.

Aber: Wenn Islamkritiker diese Positionierungen und damit die islamische Theologie ignorieren und dennoch eine Nähe des Islam zum IS-Terror behaupten, dann – so muss man wohl sagen – entspricht ihr Islambild ziemlich genau dem der Fundamentalisten.

Beispiele für ein solch diffamierendes Islambild finden sich nicht nur in der Presse, sondern sind weit verbreitet. Nur um wahllos ein Beispiel herauszugreifen: In der Veröffentlichung einer Bürgerinitiative, die sich gegen einen Moscheebau in Hessen richtet, heißt es: Angesichts der Entwicklungen um die Terrororganisationen IS, Boko Haram und Al Qaida sei es unverständlich, dass eine Moschee gebaut werden soll. „Dass all diese Exzesse nichts mit dem Islam zu tun haben sollen, können nur die glauben, die das von Amts wegen zu glauben beschlossen haben: ignorante Politiker.“

4 Vgl. „Die Deutungshoheit über den Islam darf nicht Extremisten und Gewalttätären überlassen werden“, Dokumentation der Stellungnahme auf www.blaetter.de, 1.9.2014.

Mit dem Islam der allermeisten Muslime und ihrer Autoritäten in diesem Land hat ein solches Islambild jedoch nicht viel zu tun. Auf diesen Islam, speziell den Mainstream-Islam, von dem es heißt, in ihm seien die Inhalte des IS-Terrors angelegt, soll im Folgenden ein genauerer Blick geworfen werden.

Es gibt deutlichen Widerspruch gegen den Terror der IS

Um einen Einblick in die Haltung dieses Islam zur Gewalt zu geben, ist der kürzlich veröffentlichte Brief von über 120 namhaften Gelehrten an die Anhänger des sogenannten Islamischen Staates besonders aufschlussreich.⁵ Diese Gelehrten kommen größtenteils aus einem konservativen Spektrum des Islam und sind keine modernen Reformer oder islamischen Aufklärer. Stattdessen setzen sie sich innerhalb einer dezidiert orthodoxen Denkstruktur mit der Ideologie und den Koranbezügen des IS auseinander. Man kann sie dementsprechend nicht leicht als verwestlicht in eine bestimmte Ecke stellen; man kann ihnen auch nicht vorwerfen, ihnen würde die große Masse sowieso nicht zuhören.

Unter den Autoren ist der Großmufti von Ägypten, Scheich Shawqi Allam, ebenso wie Scheich Ahmad Al-Kubaisi, der Gründer der Ulama-Vereinigung des Irak. Es finden sich unter ihnen Gelehrte aus dem Tschad über Nigeria bis Sudan und Pakistan. Offensichtlich ist es ihnen ein Bedürfnis, dass sich die islamische Theologie eindeutig gegenüber den Terroristen positioniert. Wie sonst lässt sich erklären, dass islamische Gelehrte an Terroristen schreiben? Sie wenden sich explizit gegen die Behauptung, der IS würde umsetzen, was „im Koran geschrieben steht“, wie es erst kürzlich ein IS-Mann, der in der Türkei neue Anhänger rekrutiert, in einem Gespräch mit „Spiegel Online“ formulierte.⁶ Adressiert ist der 25seitige Brief an Ibrahim Awwad al-Badri, alias „Abu Bakr al-Baghdadi“ und an die Kämpfer und Anhänger des selbst ernannten „Islamischen Staates“. Angesprochen sind auch jene Muslime, von denen die Autoren befürchten, dass sie in die Fänge der IS-Propaganda geraten könnten. Als Kalif wird der 1971 im Irak geborene al-Baghdadi, der sich selbst nach dem ersten Kalifen des Islam, Abu Bakr, nennt und der mit dem Namenszusatz al-Baghdadi seinen Anspruch auf Bagdad, die Hauptstadt der Abbasidenkalifen, geltend macht, von den Autoren allerdings nicht angesprochen. Denn, so die Verfasser, nach islamischem Recht kann die Ausrufung eines Kalifats, also die politische Nachfolge des Propheten, nur im Konsens mit allen Muslimen erfolgen.

Insgesamt benennen die Verfasser 24 Vergehen, derer sich der sogenannte Islamische Staat schuldig macht: „Es ist im Islam verboten, Sendboten, Botschafter und Diplomaten zu töten; somit ist es auch verboten, alle Journalisten und Entwicklungshelfer zu töten.“ Oder: „Es ist im Islam verboten, Christen und allen anderen Schriftbesitzern – in jeder erdenklichen Art – zu

⁵ www.lettertobaghdadi.com

⁶ Hasnain Kazim, Rekrutierer des „Islamischen Staates“ im Interview: „Demokratie ist was für Ungläubige“, www.spiegel.de, 23.10.14.

schaden oder sie zu misshandeln.“ Oder: „Dschihad ist im Islam ein Verteidigungskrieg. Er ist ohne die rechten Gründe, die rechten Ziele und ohne das rechte Benehmen verboten.“ Oder: „Es ist im Islam verboten, Menschen zur Konvertierung zu zwingen.“ Oder: „Die Wiedereinführung der Sklaverei ist im Islam verboten. Sie wurde durch universellen Konsens aufgehoben.“ Und: „Es ist im Islam verboten, Frauen ihre Rechte zu verwehren.“

Jede dieser Aussagen wird ausführlich begründet. So bezeichnen es die Autoren etwa als Pflicht aller Muslime, die Jesiden als Schriftbesitzer zu erachten: „Aus islamrechtlicher Sicht sind diese Menschen Majus, über die der Prophet [...] sagte: ‚Behandelt sie wie die Schriftbesitzer.‘“ Dementsprechend sei es illegitim, sie zu Ungläubigen zu erklären oder gar als vogelfrei zu behandeln. Mit Fußnoten wird fein säuberlich belegt, woher die Zitate stammen. In diesem Falle findet sich das Hadith bei Imam Malik und Imam ash-Shafi'i, also zweien der vier Gründer der vier sunnitischen Rechtsschulen, mithin allergrößte Autoritäten.

Auch auf die Voraussetzungen für die islamische Rechtsprechung gehen die Verfasser ein und sprechen damit indirekt dem selbst ernannten Kalifen jegliche Autorität und Kompetenz dafür ab, rechtsverbindliche Aussagen zu treffen. Denn gemäß den Verfassern des Briefes lautet die im Koran durch Gott und in den Hadithen durch den Propheten Mohammed festgesetzte Methodologie: Alles, was zu einer bestimmten Fragestellung offenbart wurde, muss in seiner Gesamtheit betrachtet werden. Der Fokus darf nicht auf einzelnen Fragmenten liegen. Diese Methodologie geht aus der Schrift selbst hervor, unter anderem aus dem folgenden Vers: „Glaubt Ihr denn nur an einen Teil des Buches und leugnet den anderen?“ (2:85)

Wenn alle relevanten Textstellen zusammengebracht sind, muss das „Allgemeine“ vom „Spezifischen“, das „Bedingte“ vom „Absoluten“ und die eindeutigen Verse von den mehrdeutigen unterschieden werden. Daraufhin müssen die „Anlässe der Offenbarung“, die *asbab al-nuzul*, für all diese Verse sowie alle anderen hermeneutischen Bedingungen, welche die klassischen Gelehrten festgelegt haben, einbezogen werden. Erst dann wird Recht gesprochen oder eine Interpretation gegeben, basierend auf allen vorhandenen schriftlichen Quellen.

Mit anderen Worten: Man darf nicht einen Vers interpretieren, ohne den gesamten Koran und alle Überlieferungen zu beachten. So heißt es in dem Brief: „Es ist nicht gestattet, [...] nur die Rosinen unter den Koranversen herauszupicken, ohne diese in ihrem Gesamtkontext zu begreifen.“ Die Verfasser des Briefes sehen es als Pflicht, alle Texte so weit wie möglich miteinander in Einklang zu bringen. Sie berufen sich dabei auf Imam al-Shafi'i und auf einen universellen Konsens unter allen Gelehrten der Rechtstheorie.

Der Koran ist kein Freibrief zur Gewalt

In diesem Zusammenhang setzen sich die Autoren auch mit jenen Versen des Koran auseinander, die scheinbar Gewalt legitimieren: „Denen, die bekämpft

werden, wurde es erlaubt [zu kämpfen], weil man ihnen Unrecht tat.“ (22:39) Meist sind es diese und ähnliche Verse der zweiten Sure, die Islamkritiker im Negativen, Dschihadisten im Positiven zitieren, um die angeblich dem Islam innewohnende Gewaltbereitschaft bzw. -notwendigkeit zu belegen. Demgegenüber beziehen die Verfasser des Briefes diese Verse ausschließlich auf ein bestimmtes Ereignis – eben weil sie alle anderen Texte und vor allem den Offenbarungsanlass in die Interpretation mit einbezogen haben.

Folglich geht es in dem Vers nur um die folgende konkrete Situation: Im Jahre 630 marschierte der Prophet in Mekka ein, um die heidnischen Mekkaner zu bekämpfen und brach damit einen Friedensvertrag, den er selbst zwei Jahre zuvor geschlossen hatte. Sein Handeln bedurfte einer Legitimation, die der Vers liefert: Die Mekkaner durften bekämpft werden, weil sie sich zuvor an der Gemeinde des Propheten versündigt hatten. Sie hatten seine Anhänger vertrieben und ihn selbst töten wollen. Eine allgemeine Anweisung für alle Muslime lässt sich aus dem Vers folglich nicht ableiten. Die Autoren erklären: „Daher ist der Dschihad an das Fehlen von Sicherheit, das Berauben der Freiheit der Religion oder an den Betrug sowie das Vertreiben aus dem eigenen Land geknüpft. Diese Verse wurden offenbart, nachdem der Prophet [...] und seine Gefährten dreizehn Jahre lang Folter, Mord und Verfolgung durch die Hände der Götzendiener ausgesetzt waren. Es gibt keinen offensiven und aggressiven Dschihad, nur weil die Menschen einer anderen Religion angehören oder eine andere Meinung vertreten.“

Diese Lesart ist keineswegs modern oder westlich inspiriert. Denn hier wird eine Methode angewandt, die es bereits seit Jahrhunderten in den islamischen Wissenschaften gibt. Ein ganzer Zweig von ihr beschäftigt sich mit den besagten Anlässen für die Offenbarung. Schon immer ging man also von einer dialektischen Beziehung zwischen Text und Adressat aus und forschte nach dem Kontext, in den hinein ein Vers offenbart wurde, um seinen Sinn und seinen Wirkungsbereich besser verstehen zu können. Ein Einzelfall wie jener, den der Vers beschreibt, kann dabei nicht als Präzedenzfall für andere, in der Sache ähnliche Situationen gelten. Zwar ist das islamische Recht wesentlich durch ein Denken in Präzedenzfällen bestimmt, aber, wie die Verfasser des Briefes formulieren: „Es ist nicht gestattet, einen bestimmten Vers des Koran auf eine Begebenheit zu beziehen, die 1400 Jahre nach seiner Offenbarung geschehen ist.“

Fest steht – und das zeigt der Brief ganz deutlich: Die islamische Theologie besitzt genügend argumentative Ressourcen, um dem sogenannten Islamischen Staat entgegenzutreten.

Das Gegenteil hatte Martin Rhonheimer, Professor für Ethik und politische Philosophie an der Päpstlichen Hochschule Santa Croce in Rom, kürzlich in einem breit rezipierten Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ behauptet. Rhonheimer schrieb: „Der IS ist keine Häresie, [...] sondern handelt genau nach dem in der Geschichte wiederkehrenden Muster kriegerischer islamischer Expansion. Das Vorbild ist Mohammed selbst. Legitimationsgrundlage sind der Koran und das islamische Recht, die Scharia.“ Und weiter: „Darin gründet die theologische Not muslimischer Intellektueller: Sie können auf-

grund ihrer religiösen Tradition den IS-Terror nicht prinzipiell verurteilen.“⁷ Man könnte fast meinen, die über 120 Gelehrten hätten ihren Brief als Antwort auf Rhonheimers Unterstellungen verfasst.

Doch trotz der aufgeklärten Haltung gegenüber dem selbst ernannten Islamischen Staat findet sich im Ansatz der Briefverfasser aus liberal-modernistischer Sicht noch genug Problematisches. Denn auch wenn sie die Anwendung der Körperstrafen an strenge Kriterien binden, halten die über 120 Autoren an deren Gültigkeit fest. Ebenso wenden sie sich zwar gegen sexuelle Gewalt, wenn sie die Wiedereinführung der Sklaverei kritisieren, und missbilligen, dass der Islamische Staat Frauen ihre Rechte vorenthalte. Doch ein Bekenntnis zur Gleichberechtigung sucht man in dem Brief vergeblich. Was Frauenrechte anbelangt, sind die Autoren ganz offensichtlich noch in traditionellen Strukturen verhaftet. Hier muss viel deutlicher Position bezogen und deutlich gemacht werden, dass Körperstrafen und Geschlechterdiskriminierung im 21. Jahrhundert nicht nur mit den Werten des Westens unvereinbar sind, sondern auch mit dem Ethos des Islam.

Andere islamische Denkerinnen und Denker haben dies durchaus schon getan und Gleichberechtigung gefordert. Als Frauenrechtlerin beispielsweise kann man dabei mit dem Geist argumentieren, der aus den koranischen Bestimmungen spricht bzw. den *maqasid ash-shari'a*, den Zielen der Religion. Die Argumentation kann wie folgt lauten: Der Koran hat die Situation von Frauen verbessert. So verbietet er beispielsweise das Töten weiblicher Säuglinge, was damals gang und gäbe war. Und er gestand Töchtern die Hälfte des Erbes zu, das die Söhne bekamen. Vollständige Gleichberechtigung konnte diesem Ansatz zufolge jedoch nicht hergestellt werden, weil dies der damaligen Gesellschaft nicht vermittelbar gewesen wäre. Doch durch die erfolgte Verbesserung ist das Ziel der Prophetie klar zu erkennen. Und in diesem Sinne muss heute Gleichberechtigung verwirklicht werden. Mit diesem Ansatz kann man auch eine Lösung für Sure 4:34, den sogenannten Züchtigungsvers, finden – jenen Vers, der Gewalt gegen Frauen scheinbar legitimiert: Eben wegen der damals herrschenden Situation konnte die Gewalt gegen Frauen nicht abgeschafft werden, aber das Ziel der Prophetie tritt allein dadurch hervor, dass der Prophet, mithin der erste Interpret des Koran, seine Frauen nie geschlagen hat.

Deutlich liberalere Denker als die Autoren des Briefes an den IS, haben andere Methodologien entwickelt, um die Botschaft des Koran in die heutige Zeit zu übertragen, etwa die Methode des sogenannten *Double Movement* des Pakistaners Fazlur Rahman. Ihm zufolge müsse man zuerst den Kontext studieren, in den hinein der Koran verkündet worden sei; nur so könne man die ursprüngliche Botschaft verstehen. Daraus ließen sich dann in einer zweiten Bewegung die Prinzipien und Werte ableiten, die der Koran als Norm propagiere.

Wie die Autoren des Briefes kritisiert auch Rahman einen Ansatz der Exegese, der den Koran als eine Serie isolierter Verse betrachtet und somit

7 Martin Rhonheimer, Töten im Namen Allahs, in: „Neue Zürcher Zeitung“, www.nzz.ch, 6.9.2014.

kein Verständnis der koranischen Weltanschauung zu vermitteln vermag. Viele Muslime hätten nicht begriffen, schrieb er, dass der Koran eine Einheit sei, sie seien stattdessen atomistisch vorgegangen. Diese bruchstückhafte Behandlung des Koran habe in der Moderne noch zugenommen. Doch Fazlur Rahman und mit ihm viele, die sehr von ihm geprägt wurden, gehen inhaltlich deutlich weiter als die traditionell denkenden Verfasser des Briefes – so gelangt Rahman über seinen *Double-movement*-Ansatz zu einer islamischen Begründung für eine pluralistische Religionstheologie und lehnt nicht nur Gewalt gegen Andersgläubige ab, sondern verspricht ihnen sogar einen Platz im Himmel.⁸

Was Fundamentalisten und Islamkritiker verbindet

So unterschiedlich weitreichend die Ansätze der Briefschreiber und der modern-liberalen Autoren auch sein mögen, Tatsache ist: Auch die traditionell denkenden Verfasser des Briefes an al-Baghdadi setzen einen Bezug von Offenbarung und Geschichte voraus und bestehen auf der Notwendigkeit, selbst scheinbar klare Verse einer detaillierten sprachlichen und historischen Interpretation zu unterziehen, statt sie einfach wörtlich zu verstehen. Damit betrachten sie den Koran in seinem Gesamtkontext und immer mit Blick auf seine Deutungsgeschichte. Dagegen ist das Verfahren, sich einzelne Verse aus dem Koran herauszupicken, um die eigenen Thesen zu belegen, wie es Islamkritiker und Fundamentalisten gleichermaßen praktizieren, aus islamisch-theologischer Sicht grotesk, ja mehr noch: Es ist ein Zeichen vollständiger Ignoranz. Der Koran ist kein Steinbruch, und Suren-Ping-pong gehört nicht zum Kanon der islamischen Wissenschaften.

Fundamentalisten, aber auch die bekannten Islamkritiker missachten eine 1400jährige Gelehrsamkeit, wenn sie davon ausgehen, dass sich der Koran ohne Rückgriff auf die elaborierten Methoden seiner Interpretation von selbst verstünde. So zeigt beispielsweise die Forderung der Publizistin Necla Kelek in Richtung islamische Gelehrsamkeit, dass sie von diesen Methoden noch nie etwas gehört hat: „Die friedliebenden Muslime werden den Fundamentalisten so lange argumentativ hilflos gegenüberstehen, solange sie nicht bereit sind, auch den Koran als historischen und zu hinterfragenden Text und den Zweifel als legitim zu betrachten.“⁹ Genau das aber hat die islamische Gelehrsamkeit schon immer getan: Sie betrachtet den Koran in seinem historischen Kontext – und das nicht erst seit heute. Einen Islam jenseits seiner Deutung durch die Muslime und muslimische Theologie, die ihrerseits äußerst heterogen sind, gibt es jedenfalls nur im Fundamentalismus der Krieger und der Kritiker.

8 Vgl. dazu Fazlur Rahman, *Major Themes of the Qur'an*, Chicago 1980 sowie Katajun Amirpur, *Den Islam neu denken. Der Dschihad für Demokratie, Freiheit und Frauenrechte*, München 2013, S. 91-116.

9 Necla Kelek, *Gewalt und Unterdrückung im Islam. Eine Religion der Beliebigkeit*, in: NZZ, www.nzz.ch, 20.9.1024.

Armutsfalle Mindestlohn

Von Christoph Butterwegge

Am 1. Januar 2005 trat das „Vierte Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ – besser bekannt unter dem Kürzel „Hartz IV“ – in Kraft. Auf den Tag genau zehn Jahre später führt die schwarz-rote Koalition nun endlich ein, was Kritikerinnen und Kritiker von Beginn an gefordert hatten – einen gesetzlichen Mindestlohn. Das „Gesetz zur Regelung eines allgemeinen Mindestlohns“, kurz: Mindestlohngesetz (MiLoG), taucht nicht ohne Grund bereits in Artikel 1 des von Arbeits- und Sozialministerin Andrea Nahles durchgesetzten „Tarifautonomiestärkungsgesetzes“ auf. Schließlich stellt es wohl dessen Kernbestandteil dar.

Weil dieser Mindestlohn nicht sofort für alle Branchen gilt und zudem bei einer Höhe von lediglich 8,50 Euro pro Stunde liegt (das entspricht einem Bruttolohn von 1280 Euro bei Vollzeitwerbstätigkeit), sieht mancher darin allerdings keinen wirksamen Mechanismus zur Armutsbekämpfung. Zudem gibt es zahlreiche Ausnahmetatbestände bzw. Übergangsbestimmungen, die das sozialdemokratische Renommierprojekt zweifelhaft erscheinen lassen. Umso mehr stellt sich die Frage, ob und was der Mindestlohn an den fatalen Auswirkungen des mit dem Namen von Peter Hartz verbundenen Gesetzespaketes ändert – oder ob es sich dabei letztlich um bloße Reformkosmetik handelt. Damit aber ist man im Zentrum der Debatte angelangt, nämlich bei der Kardinalfrage, was wirklich hinter der Chiffre „Hartz IV“ steckt.

Hartz IV bedeutet einen Paradigmenwechsel im deutschen Wohlfahrtsstaat – von der Lebensstandard- zur bloßen Existenzsicherung.¹ Das primäre Ziel war eine weitere Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit des „Wirtschaftsstandorts Deutschland“ durch systematisches Lohn- und Sozialdumping. Mit der 1956 – acht Monate vor dem Arbeitslosengeld – eingeführten Arbeitslosenhilfe fiel 2005 nämlich zum ersten Mal, seit der Sozialstaat in Deutschland besteht, eine für Millionen Menschen existenziell wichtige Transferleistung weg. Zugleich wurde das aus der Weimarer Republik stammende dreigliedrige Unterstützungssystem (aus Arbeitslosengeld, -hilfe und Sozialhilfe) für Erwerbslose zerschlagen. Dadurch wurden diese mehrheitlich ihres „Arbeitsbürger-Status“ beraubt und auf eine prekäre Existenz zurückgeworfen – so die Bilanz von Matthias Knuth, einem der besten Kenner von Hartz IV, anderthalb Jahre nach dessen Inkrafttreten: „Die Einführung der Grundsicherung für Erwerbsfähige ohne gleichzeitige gesetzliche Mindest-

1 Vgl. Christoph Butterwegge, Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik?, Weinheim und Basel 2015, S. 119ff.

lohnregelung leistet einer Abwärtsspirale Vorschub, bei der Entlohnungsbedingungen immer mehr nach unten ausfransen und ergänzende staatliche Unterstützung erforderlich machen, während die Beitrags- und Besteuerungsbasis erodiert.“²

Arbeitslosengeld-II-Bezieherinnen und -Bezieher müssen seither auch Stellen annehmen, die weder tarifgerecht noch ortsüblich entlohnt werden. So blieb wegen der erneut verschärften Zumutbarkeit neben dem Berufs- und Qualifikationsschutz auch die Würde der Betroffenen auf der Strecke. Da nur die Gesetz- und die Sittenwidrigkeit als Barrieren gegen Hungerlöhne übrig blieben – junge Frauen wurden von einzelnen Arbeitsvermittlern gleichwohl auch schon mal auf Beschäftigungsmöglichkeiten im Rotlichtmilieu verwiesen –, steht den Fallmanagern im Jobcenter seither ein umfassendes Disziplinierungs-, Druck- bzw. Drohpotential gegenüber ihren „Kunden“ zur Verfügung.³ Unter der Sittenwidrigkeit eines Lohns versteht die deutsche Arbeitsrechtsprechung, dass er mehr als 30 Prozent unter dem ortsüblichen (Tarif-)Lohn liegt. Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter trieb deshalb verstärkt die Furcht um, Arbeit könne in Zukunft „billig wie Dreck“ werden. Tatsächlich zwangen teils drastische Leistungskürzungen, strengere Zumutbarkeitsklauseln und scharfe Sanktionsdrohungen bei Hartz IV die davon Betroffenen, ihre Arbeitskraft zu Spottpreisen zu verkaufen.

Gewerkschaften im Unklaren

Einzelne DGB-Gewerkschaften wie die NGG (Nahrung-Genuss-Gaststätten) unter ihrem langjährigen Vorsitzenden Franz-Josef Möllenberg forderten daher schon damals einen allgemein verbindlichen Mindestlohn, während sich andere, beispielsweise Ver.di oder die IG Metall, aus Sorge um die Tarifautonomie noch reserviert hielten. Auch in der medialen Öffentlichkeit wurde kontrovers diskutiert, ob man Hartz IV quasi nach unten sozial abfedern sollte, indem man laut Gesetzestext „zumutbare Arbeit“ wenigstens halbwegs menschenwürdig entlohnt. „Zeit“-Wirtschaftsredakteur Kolja Rudzio suchte die aufgebrachtten Gemüter dagegen mit dem Argument zu beruhigen, der von Gewerkschaftern befürchtete Lohnsturz sei ein „Mythos“ und ein staatlich festgesetzter Mindestlohn die „falsche Antwort“ auf Hartz IV.⁴

Zwar verfügten die meisten EU-Mitgliedsländer seinerzeit längst über einen solchen Mindestlohn und haben damit auch recht gute Erfahrungen gemacht.⁵ Ein Mindestlohn hätte jedoch den Sinn und Zweck des Hartz-IV-

2 Matthias Knuth, „Hartz IV“ – die unbegriffene Reform, in: „Sozialer Fortschritt“, 7/2006, S. 160-168, hier: S. 165.

3 Vgl. Frank Oschmiansky, Reform der Arbeitsvermittlung (Erhöhung der Geschwindigkeit, einschließlich neue Zumutbarkeit und PSA), in: Werner Jann und Günther Schmid (Hg.), Eins zu Eins?, Eine Zwischenbilanz der Hartz-Reformen am Arbeitsmarkt, Berlin 2004, S. 19-37, hier: S. 27.

4 Vgl. Kolja Rudzio, Mythos vom Absturz. Ein staatlicher Mindestlohn ist die falsche Antwort auf Hartz IV, in: „Die Zeit“, 26.8.2004.

5 Vgl. Gabriele Peter, Gesetzlicher Mindestlohn. Eine Maßnahme gegen Niedriglöhne von Frauen, Baden-Baden 1995, S. 146 ff.; dies., Gesetzlicher Mindestlohn für die Bundesrepublik?, in: „Gewerkschaftliche Monatshefte“, 2/1998, S. 90-97, hier: S. 96f.

Systems konterkariert, das darauf gerichtet war, einen möglichst breiten Niedriglohnsektor zu schaffen. Denn genau dies war das Ziel: Mittels Leistungskürzungen, rigiden Zumutbarkeitsregelungen und Maßnahmen zur Überprüfung der „Arbeitsbereitschaft“ zwingt man die erwerbsfähigen Hilfebedürftigen, fast jede noch so schlecht bezahlte Stelle anzunehmen. „Arbeitslosengeld II ist ganz klar als ergänzende Sozialleistung zum Niedriglohn konzipiert“, warnten Kritiker wie Martin Bongards daher von Beginn an.⁶ Dies hatte gravierende Auswirkungen auf die (noch) Beschäftigten: „Wenn Millionen Arbeitslose endlich so wenig Geld bekommen, dass sie für jeden Lohn alles machen, wenn also das Heer der Niedriglöhner (Marx sprach noch von der ‚industriellen Reservearmee‘) groß und gefügig genug ist, wird es den erhofften Lohndruck auf die geben, die noch für einen Mehrwert tätig sind.“⁷

Dass dies durchaus intendiert war, zeigte Gerhard Schröders Auftritt auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos am 28. Januar 2005. Der damalige Bundeskanzler feierte es als großen Erfolg seiner Koalitionsregierung, „einen der besten Niedriglohnsektoren“ in Europa geschaffen zu haben: „Wir haben einen funktionierenden Niedriglohnsektor aufgebaut, und wir haben bei der Unterstützungszahlung Anreize dafür, Arbeit aufzunehmen, sehr stark in den Vordergrund gestellt.“⁸ Offenbar mit durchschlagendem Erfolg: Heute verfügt Deutschland nach den USA über den größten Niedriglohnsektor eines hoch entwickelten Industrielandes überhaupt.

Offenbar verfolgte die rot-grüne Bundesregierung mit ihrer „Agenda“-Politik und Hartz IV eine arbeitsmarkt- und finanzpolitische Doppelstrategie: Einerseits sollte die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe bzw. die Abschiebung der Langzeiterwerbslosen in die Fürsorge den stark defizitären Staatshaushalt entlasten, andererseits wollte man durch materiellen Druck und Einschüchterung der Betroffenen mehr „Beschäftigungsanreize“ schaffen. Dabei fehlte es gar nicht hieran, sondern an geeigneten Arbeitsplätzen, die durch Hartz IV jedoch in keiner Weise geschaffen wurden.

Mindestlöhne für immer mehr Branchen?

Erst während der im November 2005 gebildeten Großen Koalition unter Angela Merkel und Franz Müntefering rückte der gesetzliche Mindestlohn stärker auf die parlamentarische Tagesordnung – nicht zuletzt durch Erfolge für PDS, WASG und die von ihnen gegründete Linkspartei bei Kommunal- und Landtagswahlen. Hierdurch sah sich insbesondere die SPD genötigt, ihre frühere Regierungspraxis zu überdenken und ihr soziales Profil zu schärfen. Nach zähem Ringen mit der Union, privaten Postdienstleistern wie TNT Post oder PIN Mail AG (und den daran beteiligten Zeitungsverlegern

6 Martin Bongards, Hartz IV – Realität des neuen Gesetzes, in: Holger Kindler, Ada-Charlotte Regelman und Marco Tullney (Hg.), Die Folgen der Agenda 2010. Alte und neue Zwänge des Sozialstaats, Hamburg 2004, S. 57-75, hier: S. 63.

7 Gabriele Gillen, Hartz IV. Eine Abrechnung, Reinbek 2004, S. 19.

8 Rede von Bundeskanzler Gerhard Schröder vor dem World Economic Forum in Davos, 28.1.2005.

wie der Axel Springer AG) setzten die Sozialdemokraten zwar per Rechtsverordnung des Arbeitsministeriums einen für Briefboten ab Januar 2008 gültigen Mindestlohn durch, den das Bundesverwaltungsgericht jedoch zwei Jahre später wieder kippte.

Die sozialdemokratische Strategie sah Allgemeinverbindlichkeitserklärungen und damit separate Regelungen für immer mehr Branchen vor. Das in diesem Rahmen eingeführte Arbeitnehmerentsendegesetz (AentG) zeitigte jedoch schon deshalb nicht die gewünschten Resultate, weil die Nachfrage auf der Kapitalseite schlicht zu gering war. Lediglich der Leiharbeitssektor, das Wach- und Sicherheitsgewerbe sowie einige Nischenbranchen hatten Interesse an Lohnuntergrenzen, aber nicht – wie von der SPD erhofft – Schlüsselbranchen wie der Einzelhandel, die Gastronomie und die Landwirtschaft.

An Grenzen stieß das SPD-Konzept auch deshalb, weil es starke Gewerkschaften voraussetzte. Dabei brauchten diese den Mindestlohn gerade aufgrund ihrer Schwäche. Auch das novellierte Gesetz über die Festsetzung von Mindestarbeitsbedingungen reichte daher nicht aus, Lohnuntergrenzen auch in solchen Wirtschaftszweigen einzuziehen, wo (flächendeckende) Tarifverträge fehlen. Am Ende wurde auch die wichtige Leiharbeit nicht in das Entsendegesetz aufgenommen, weil sich die Union weigerte, sogar den niedrigsten, von einer „christlichen“ (Schein-)Gewerkschaft ausgehandelten Tariflohn der Branche für allgemeinverbindlich zu erklären. Stattdessen sollte eine Lohnuntergrenze für Leiharbeiterinnen und Leiharbeiter im Arbeitnehmerüberlassungsgesetz verhindern, dass deren Löhne von den Tariflöhnen der Stammbeschaften abweichen (sogenanntes Equal-pay-Prinzip). Für diesen dürftigen Kompromiss mit der Union verzichtete die SPD 2009 bei den Verhandlungen über das „Konjunkturpaket II“ auf eine zunächst von ihr geforderte Erhöhung der „Reichensteuer“, die eigentlich zu dessen Finanzierung beitragen sollte. Die Strafe bei den Bundestagswahlen folgte auf dem Fuß.

Armut trotz Mindestlohn

Nach der Bundestagswahl 2013 wechselte die SPD bekanntlich zum dritten Mal in ihrer Nachkriegsgeschichte als Juniorpartnerin in eine Große Koalition. Und was für die CDU im Koalitionsvertrag die „Mütterrente“ und für die CSU die Pkw-Maut darstellt, war für die SPD der Mindestlohn – nämlich eine *Conditio sine qua non*. Aus gutem Grund: Denn ohne einen allgemeinen gesetzlichen Mindestlohn in der Höhe von 8,50 Euro, das war jedem klar, hätte sich beim anschließenden Mitgliederentscheid über den Koalitionsvertrag keine Mehrheit für den Regierungseintritt erreichen lassen.

In der medialen Öffentlichkeit wurde dagegen der Eindruck vermittelt, als vernichte das Gesetzesvorhaben vor allem die Arbeitsplätze von Geringqualifizierten. Neoliberale Ökonomen warnten vor dem Untergang der westlichen Marktwirtschaft. Da der Mindestlohn aber kaum mehr zu verhindern war, traten selbst dessen schärfste Gegner bloß noch für möglichst weit

gefasste Ausnahmeregelungen ein und taten so, als ob diese im Sinne der sozial Benachteiligten seien. So entdeckte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ ihr Herz für geringqualifizierte Niedriglöhner, als sie feststellte: „Der Mindestlohn vernichtet keine Arbeit, sagt die Regierung. Doch eigentlich wären viel mehr Stellen für Hilfsarbeiter nötig. Den Schaden haben vor allem Zuwanderer.“⁹ Derweil erklärte die „Zeit“, dass der Mindestlohn „neue Ungerechtigkeiten“ schaffe und dass die Ausnahme davon (für Praktikanten) im Medienbereich „eher ein Glück“ sei, weil Springer, Burda, Gruner + Jahr, ProSiebenSat.1, RTL, Produktionsfirmen und viele andere Häuser sonst weniger Hospitationsstellen für künftige Journalisten anböten.¹⁰

Eine unmittelbare Folge der medialen Kampagne: Vergleicht man den Ursprungsentwurf mit dem endgültigen Gesetzestext, wird überdeutlich, wie stark Arbeits- und Sozialministerin Nahles unter Druck geraten sein muss. Dem Wirtschaftsflügel der Union, den Unternehmerverbänden und der Verlegerlobby ist es gelungen, das Mindestlohngesetz vor seiner Verabschiedung durch massive Einflussnahme aufzuweichen. Dies gilt besonders im Hinblick auf neu eingefügte Ausnahme- und Übergangsregelungen für einzelne Branchen bzw. Personengruppen, etwa Zeitungszustellerinnen und Erntehelfer. Auch wenn es keine unterschiedlichen Lohnuntergrenzen für Ost- und Westdeutschland gibt, ist der großkoalitionäre Mindestlohn nicht „flächendeckend“. Vielmehr ähnelt er einem Flickenteppich, was Kontrollen hinsichtlich seiner Einhaltung erschwert und Gesetzesverstöße erleichtert.

Die wichtigsten Ausnahmen

Besonders fatal sind die verschiedenen Ausnahmen. Jugendliche ohne Berufsausbildung vom Mindestlohn auszunehmen, ist nicht bloß verfassungs- und europarechtlich (Altersdiskriminierung) problematisch, sondern wird auch das Gegenteil dessen herbeiführen, was angeblich angestrebt wird: Statt junge Leute davor zu bewahren, eine Ausbildung wegen eines besser bezahlten Aushilfsjobs abzubrechen oder gar nicht zu beginnen, macht sie der fehlende Mindestlohnschutz als Niedriglöhner für Unternehmen erst attraktiv.¹¹ Die absehbare Konsequenz: Unternehmen werden ältere durch junge Beschäftigte ersetzen und noch weniger ausbilden.

Auch Langzeitarbeitslose sind generell sechs Monate lang vom Mindestlohn ausgeschlossen – also nicht, wie ursprünglich vorgesehen, bloß solche, die durch Lohnkostenzuschüsse der Jobcenter gefördert werden. Das bedeutet schwerwiegende Nachteile sowohl für die Betroffenen als auch für das Tarifvertragssystem.¹² Unternehmer ohne Tarifbindung können solche Per-

9 Dietrich Creutzburg, Kein Platz für Hilfsarbeiter, in: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 18.6.2014.

10 Siehe Jana Gioia Baurmann und Alina Fichter, Rein in die Absolventenfalle. Der Mindestlohn schafft neue Ungerechtigkeiten – ein Blick in die Medienbranche, in: „Die Zeit“, 24.7.2014.

11 Vgl. Marc Amlinger, Reinhard Bispinck und Thorsten Schulten, Jugend ohne Mindestlohn? – Zur Diskussion um Ausnahme- und Sonderregelungen für junge Beschäftigte, in: „WSI-Report“, 14/2014, S. 19f.

12 Vgl. dies., Kein Mindestlohn für Langzeitarbeitslose?, in: „WSI-Report“, 15/2014, S. 10.

sonen nach der Probezeit entlassen und einen anderen vom Gesetz für diesen Zeitraum ebenfalls nicht geschützten Langzeitarbeitslosen einstellen (Dreh-türeffekt). Von der Ausnahmeregelung für Langzeiterwerbslose werden daher vor allem tarifungebundene Betriebe profitieren, die sich Zusatzgewinne durch Lohndumping und Schmutzkonkurrenz verschaffen. Insoweit honoriert und forciert das Tarifautonomiestärkungsgesetz paradoxerweise gerade die Tariffucht.

Hartz, aber fair?

Wollten die Koalitionspartner das Grundübel der Hartz-Gesetze tatsächlich heilen – nämlich einen ausufernden Niedriglohnsektor, in dem mittlerweile fast ein Viertel aller Beschäftigten tätig sind –, müsste der Mindestlohn flächendeckend sein und zumindest Vollzeitkräften das soziokulturelle Existenzminimum sichern. Nur so ließe sich das Haupteinfallstor für Erwerbs- und spätere Altersarmut schließen.

Dass der vereinbarte Mindestlohn die dafür notwendigen Voraussetzungen erfüllt, erscheint aber mehr als fraglich. Vieles deutet eher darauf hin, dass es sich nur um eine politische Mogelpackung und ein soziales Trostpflaster für Hartz-IV-Betroffene handelt.

So geht die Höhe von 8,50 Euro auf eine DGB-Forderung aus dem Jahr 2010 zurück. Hinzu kommt: Ab 1. Januar 2015 gilt der Mindestlohn zwar für die meisten, jedoch erst ab 1. Januar 2017 für sämtliche Branchen. Doch alle westeuropäischen Staaten (bis auf das neoliberale Musterland Großbritannien) haben bereits heute einen höheren Mindestlohn. Und durch den Preisauftrieb bei Mieten, Energie und Nahrungsmitteln werden 8,50 Euro im Jahr 2017 selbst bei Vollzeiterwerbstätigkeit nicht mehr zur Deckung des soziokulturellen Existenzminimums reichen.

Kurzum: Dass die SPD in der dritten Großen Koalition auf Bundesebene einen solchen Mindestlohn realisiert hat, ist nicht dazu angetan, die negativen Konsequenzen der „Agenda“-Politik und der Hartz-Gesetze zu beseitigen oder auch nur zu lindern.¹³ Ganz im Gegenteil: Ausgerechnet die schutzbedürftigsten Gruppen – Langzeiterwerbslose, Jugendliche ohne Berufsausbildung, Praktikanten, Saisonarbeiter und Zeitungsausträgerinnen – können nach wie vor zu Dumpinglöhnen beschäftigt werden.

Das Arbeitslosengeld II ist nach dem „Kombilohn“-Muster konstruiert: Um halbwegs menschenwürdig leben zu können, müssen seine Bezieherinnen und Bezieher zusätzlich erwerbstätig sein. Analog dazu muss beim großkoalitionären Mindestlohn ergänzend Arbeitslosengeld II bezogen werden, weil seine Höhe kaum zur Deckung des Lebensunterhalts ausreicht. Bei einem Stundenlohn von 8,50 Euro bleiben Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen selbst bei einer 42,5-Stunden-Woche weit unter der Niedriglohnschwelle von zwei Dritteln des Medianverdienstes, also des mittleren Monatseinkommens

13 Vgl. Christoph Butterwegge, Hartz IV und die Folgen, a.a.O., S. 204 ff.

aller Vollzeitbeschäftigten, das Ende 2010 laut amtlicher Entgeltstatistik bei 1802 Euro brutto lag.¹⁴

Daraus folgt: Geringverdienerinnen und -verdiener mit Kindern, die in einer Großstadt mit den heute üblichen hohen Mieten wohnen, haben bei diesem Mindestlohn praktisch keine Chance, der Hartz-IV-Abhängigkeit zu entkommen. Sie müssen nach wie vor die Grundsicherung für Arbeitssuchende in Anspruch nehmen und den entwürdigenden Gang zum Jobcenter antreten.

Der zehn Jahre nach Hartz IV eingeführte Mindestlohn reicht offensichtlich weder aus, um die wachsende Erwerbs- und Altersarmut in Deutschland einzudämmen, noch zieht er Hartz IV die Giftzähne: Die rigiden Zumutbarkeitsregeln bleiben ebenso erhalten wie die drakonischen Sanktionen. Im Ergebnis wird der Niedriglohnsektor nur auf einem etwas höheren und weniger unerträglichen Durchschnittsniveau zementiert.

Ob eine spürbare Erhöhung des Mindestlohns in Zukunft leichter durchzusetzen sein wird als seine Einführung, muss sich zeigen. Fest steht heute nur eins: Ohne die Verstärkung des parlamentarischen und außerparlamentarischen, vor allem des gewerkschaftlichen Drucks ist auch in Zukunft kein wirklicher Durchbruch in der Lohnfrage zu erwarten.

Dabei lässt sich nur durch einen Mindestlohn in existenzsichernder Höhe sowie durch eine bedarfsgerechte, armutsfeste und repressionsfreie Grundsicherung für Langzeiterwerbslose die Würde der Arbeit im vereinten Deutschland wiederherstellen. Durch den am 1. Januar 2015 in Kraft tretenden Mindestlohn wird dagegen höchstens eine weitere Lohnspreizung verhindert. Denn der Niedriglohnsektor wird zwar nach unten abgedichtet, aber keineswegs eingedämmt oder gar abgeschafft. Das wäre jedoch unbedingt nötig, um Armut und soziale Ausgrenzung wirksam zu bekämpfen.

Dies gilt in noch stärkerem Ausmaß für das Problem der künftig wahrscheinlich stark zunehmenden Altersarmut.¹⁵ Durch die seit der Jahrtausendwende in die gesetzliche Rentenanpassungsformel eingefügten „Dämpfungs-“ bzw. Kürzungsfaktoren (sogenannte Riester-Treppe, Nachhaltigkeits- und Nachholfaktor) sinkt das Rentenniveau vor Steuern von 53 Prozent zur Jahrtausendwende auf 43 Prozent im Jahr 2030. Die fatale Konsequenz: Ohne größere Lohnsteigerungen wird in Zukunft selbst ein jahrzehntelang bezogener Durchschnittslohn nicht mehr ausreichen, um im Alter ohne staatliche Grundsicherung über die Runden zu kommen. Armes reiches Deutschland!

14 Vgl. DGB-Bundesvorstand, Abteilung Arbeitsmarktpolitik (Hg.), „Arbeitsmarkt aktuell“, 6/2012, S. 1 ff.

15 Vgl. hierzu: Christoph Butterwegge, Gerd Bosbach und Matthias W. Birkwald (Hg.), *Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung*, Frankfurt a.M. und New York 2012; vgl. auch Martin Staiger, Schröder, Riester, Müntefering: Die Demontage der Rente, in: „Blätter“, 3/2014, S. 109-118; Matthias W. Birkwald, Neue Renten, ohne Niveau, in: „Blätter“, 6/2013, S. 13-16; Hans-Jürgen Urban, Flexibel im Alter: Der Rentner als Retter?, in: „Blätter“, 11/2014, S. 73-80.

Von der Gesellschaftsteuerung zur sozialen Kontrolle

Rückblick auf ein halbes Jahrhundert Soziologie
in Theorie und Praxis

Von **Wolfgang Streeck**

Als ich anfang, Soziologie zu studieren, im Jahr 1966, habe ich mir das Fach mehr oder weniger als wissenschaftliche Anleitung zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse vorgestellt. Im Hintergrund meiner Entscheidung für die Soziologie stand eine Überzeugung, die sich irgendwie in den Teilen meiner Generation verbreitet hatte, die später die „68er“ genannt werden sollten: dass die demokratischen Freiheiten, die sozialen Rechte der „kleinen Leute“ und die neue Friedfertigkeit der damaligen Gesellschaft prekär waren und verteidigt werden mussten; dass dies von den damals Regierenden nicht unbedingt zu erwarten war; und dass ohne breite politische Beteiligung von unten die Katastrophen der nahen Vergangenheit, die man nicht mehr miterlebt hatte, deren Spuren aber noch überall zu besichtigen waren, sich wiederholen könnten. Von der Soziologie insbesondere erhoffte man sich Aufklärung über den tatsächlichen Charakter der Gesellschaft, in der man lebte: über das, was einem von denen, die Bescheid wussten, verschwiegen wurde, und darüber, welche Kräfte einer besseren Zukunft im Wege standen und wie man mit diesen fertig werden konnte – ein Wissen, das man an diejenigen weitergeben wollte, die noch keinen Zugang zu ihm hatten. Theoretische, politische und technische Fragen verschoben sich ineinander und waren am Ende nicht mehr zu unterscheiden: Wie war es um die tatsächlichen Machtverhältnisse in der Nachkriegsgesellschaft bestellt? Wer regierte wirklich? Was stand hinter dem Antikommunismus der Lehrpläne und der herrschenden Rhetorik? Was musste man lernen, was musste wer tun, um autoritäre Traditionen zu beenden, den gesellschaftlichen Fortschritt voranzubringen und der Ungleichheit der Klassenlagen und Lebenschancen ein Ende zu setzen?

Über ein Fach, das man gerade zu studieren beginnt, kann man nicht viel wissen.¹ Das gilt vor allem, wenn man, wie viele damals, ich auch, aus

* Abschiedsvorlesung als Direktor am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, 30.10.2015.

1 So ahnten wir nichts von der Blütezeit der deutschen Soziologie unter dem Nationalsozialismus; machten uns die Soziologie als sozialistische Revolutionstheorie zurecht, hielten Freyer und Gehlen für bizarre Randerscheinungen in einer Disziplin, in der sie eigentlich nichts zu suchen hatten (auch, weil Adorno seinen tiefen Respekt für Gehlen für sich behielt), und sahen in jemandem

„bildungsfernen“ familiären Verhältnissen stammt. Die Erwartungen, die manche in meiner Generation an die Sozialwissenschaften hatten, waren anspruchsvoll, man darf sagen: unrealistisch anspruchsvoll. Eine Zeit lang wirkten sie auf das Selbstverständnis vor allem der Soziologie zurück, die sich als kommende Leitwissenschaft einer modernen und sich weiter modernisierenden Industriegesellschaft zu fühlen begann – als wissenschaftliche Methode nicht nur zur Ermittlung der Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern auch zur Unterscheidung zwischen guten und schlechten, zukunftssträchtigen und zukunftshemmenden Entwicklungen, und als privilegierte Lieferantin theoretischen Wissens, mit dessen Hilfe sich politische Strategien und administrative Sozialtechnologien zur Verwirklichung erstrebenswerter gesellschaftlicher Zustände entwickeln ließen. Soziologie versprach eine Politik, die ihre Gesellschaft als Gegenstand planmäßiger rationaler Umgestaltung zu behandeln vermochte, unter Einsatz eines demokratischen Staates, durch den hindurch eine durch Wissenschaft handlungsfähig gemachte Gesellschaft auf sich selber würde einwirken können. Soziologie sollte die moderne Gesellschaft in die Lage versetzen, die Blindheit eines als Nebenfolge unkoordinierten individuellen Handelns zustande kommenden sozialen Wandels durch Aufbau zu bewusstem Ansteuern bewusst gewählter kollektiver Ziele fähiger kollektiver Akteure zu überwinden. In Kürze: Soziologie wurde gesucht und bot sich an als Lehre von der wissenschaftlich-vernünftigen Steuerung moderner Gesellschaften.

Steuerungsoptimismus als soziologischer Traditionsbestand

Niemand kann behaupten, dass dies nicht in ihrer Tradition gelegen hätte. Schon Comte, ihr Gründer, hatte Soziologie als praktische Fortschrittswissenschaft konzipiert: als wissenschaftliche Anleitung zum Neu- und Umbau einer post-tritionalen Gesellschaft, im Dienst der Vernunft als Göttin der Moderne. Comtes Schüler Durkheim hatte dafür die ontologische Begründung geliefert, indem er Gesellschaft zur Realität *sui generis* erklärte, die nur mit Hilfe einer Wissenschaft *sui generis*, der Soziologie, verstanden und notfalls repariert werden konnte.² Und Notfälle konnten jederzeit eintreten: eine Garantie, dass die sozialen Strukturen der sich rasch ausbreitenden modernen Gesellschaft von alleine so werden würden, dass sie ihre Funktionen füreinander und für ihre Mitglieder erfüllten, gab es nicht. Wie „pathologische“ Abweichungen von dem zu erkennen und zu berichtigen waren, was die Soziologie als „normal“ identifiziert hatte³, das zu wissen war der Beruf des Soziologen als Lehrer und Berater des Sozialingenieurs. Nicht alle Soziologen

wie Schelsky eine Art von sozialdemokratischem Jugendforscher und Universitätsreformer. Aufklärung über das Ausmaß unserer Missverständnisse gab es erst später, jedenfalls nicht während eines Frankfurter Soziologie-Studiums in den 1960er und 1970er Jahren, vgl. Alexandra Schauer und Silke van Dyk, 2010: Die DGS und der Nationalsozialismus, in: „Soziologie“, 4/2010, S. 411-424 sowie Silke van Dyk und Alexandra Schauer: „...daß die offizielle Soziologie versagt hat“: Zur Soziologie im Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS, Essen 2010.

2 Emile Durkheim, Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt a. M. 1984 [1894].

3 Ders., Über soziale Arbeitsteilung. Frankfurt a. M. 1977 [1893].

des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sahen das so – siehe Max Weber – aber doch viele, und man kann Marx, und in seinem Kielwasser Engels und Lenin mit ihrem „wissenschaftlichen Sozialismus“, hier durchaus einschließen.

Der Wissenschafts- und, wenn man so will, Steuerungsoptimismus der Soziologie überlebte bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. Seinen Höhepunkt erreichte er in den Vereinigten Staaten während des *Progressive Movement* und des *New Deal* und, vor allem, des Zweiten Weltkriegs, als Wissenschaft als Schlüssel zum Sieg im Überlebenskampf der angelsächsischen Demokratien galt. Auch die Sozialwissenschaften konnten nicht anders, als sich der Herausforderung zu stellen, durch Forschung an den Grenzen ihres Wissens dazu beizutragen, dass der Krieg gewonnen wurde.⁴ Nichts und niemand wurde ausgeschlossen: Psychologie, Sozialpsychologie, Betriebswirtschaftslehre (mit der neuen Disziplin des *operations research*) und Arbeitsbeziehungen bis hin zur Anthropologie und soziologischen Systemtheorie. Dass es sich dabei um anwendungsorientierte, auf praktischen Nutzen gerichtete Forschung handelte und handeln musste, konnte unter den gegebenen Umständen nicht streitig sein. Anders als in der vorwissenschaftlichen Vergangenheit jedoch sollte es in dem nun angebrochenen neuen, wissenschaftlich-technischen Zeitalter nicht um pragmatische, Versuch und Irrtum abgewonnene Faustregeln gehen, sondern um abstraktes theoretisches Wissen, formuliert in Kausalmodellen aus analytischen Variablen, deren Zusammenhänge sich im Idealfall quantifizieren ließen – also um empirisch basierte und methodisch gesicherte, auf praktische Probleme hin spezifizierbare allgemeine Erkenntnisse. Später, im Rückblick, sollte der Bau der Atombombe zum Musterfall dieser Art von wissenschaftlich begründeter Technik erklärt werden: die Konstruktion einer Maschine, wie es sie noch nie gegeben hatte, auf der alleinigen Grundlage von theoretischen Modellen jenseits aller Alltagserfahrung.

Ein für das Max-Planck-Institut besonders interessantes Beispiel für den konstitutiven Anwendungsbezug moderner sozialwissenschaftlicher Theorien, auch solcher, die uns heute vollkommen praxisfern erscheinen, sind die Ursprünge dessen, was wir als historischen Institutionalismus oder *comparative historical analysis* bezeichnen, in der Kriegsmaschinerie der Vereinigten Staaten vor und nach 1945.⁵ Schon vor dem Kriegseintritt befassten sich die in Entstehung begriffenen Geheimdienste der USA mit der Frage, wie es dazu gekommen sein konnte, dass Deutschland zu einer aggressiven faschistischen Diktatur geworden war und was dies für die Strategie der USA zu bedeuten hatte. Die zuständige Abteilung des Office for Strategic Studies (OSS), Vorläufer der CIA, stützte sich dabei auf die Kenntnisse zahlreicher in die USA geflohener europäischer Sozialwissenschaftler, darunter Karl Deutsch, Otto Kirchheimer, Herbert Marcuse und Franz Neumann. Amerikanische Fachkollegen, die als Deutschlandkenner galten, unter ihnen

4 Ähnliches gilt, wie wir nun wissen, auch für das damalige Deutschland. Ich beziehe mich hier vor allem auf die USA, weil die Soziologie, die meine Generation zu studieren glaubte, sich uns als in Deutschland traditionslos und aus den USA importiert, oder bestenfalls re-importiert, darstellte.

5 Siehe zum Folgenden: Wolfgang Streeck, *Comparative Historical Analysis: Past, Present, Future*, in: James Mahoney und Kathleen Thelen (Hg.), *Comparative Historical Analysis* Cambridge 2015.

Talcott Parsons, wurden zusätzlich herangezogen, um über den Umgang mit Deutschland nach einem gewonnenen Krieg nachzudenken, und insbesondere darüber, ob und wie das Land dauerhaft demokratisch umerzogen werden konnte. Die dabei entstandenen Arbeiten waren teilweise von hohem theoretischen Niveau und wurden nach der Demobilisierung an Universitäten wie Harvard und Columbia zum Gründungskapital weltweit vorbildlicher sozialwissenschaftlicher Forschung.

Besonders wichtig für die spätere Entwicklung der Sozialwissenschaften wurde die Zusammenarbeit und persönliche Freundschaft zwischen Herbert Marcuse und Barrington Moore, die in der Forschungsabteilung des OSS begonnen hatte.⁶ In der Zeit des Kalten Krieges wandten sich Moore und Marcuse der Untersuchung der Sowjetunion zu, wie schon bei Deutschland unter der Fragestellung, ob es sich bei dieser um eine zu Frieden und friedlicher Entwicklung fähige Variante der modernen Industriegesellschaft handelte. Einer ihrer Widersacher war der deutsche Emigrant und ehemalige Parteikommunist Karl Wittfogel, wie Marcuse vor 1933 Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung. Wittfogel, Professor an der University of Washington in Seattle, vertrat die These, dass Sowjetrussland eine „asiatische“, von Westeuropa und den USA grundverschiedene Gesellschaft war, die zu Konvergenz mit dem Westen unfähig war und von außen zur Umkehr gezwungen werden musste.⁷ Die Kontroverse wurde unter interessierter Beobachtung durch die Organe der amerikanischen Außenpolitik und die einflussreichen großen Stiftungen der Ostküste ausgetragen, mit bemerkenswert differenzierten historischen, empirischen und theoretischen Argumenten, die sich unter anderem aus der Marxschen und Weberschen Tradition Vorkriegseuropas speisten. Dass Marcuse und Moore sich bald in die Einsamkeit und Freiheit der amerikanischen Eliteuniversitäten zurückzogen, war kein Abschied der Theorie von der Praxis, sondern umgekehrt einer veränderten Praxis von einer sich selbst treu gebliebenen Theorie.

Soziologie als politische Theorie: Die 60er Jahre

Die 1960er Jahre waren die hohe Zeit politikorientierter sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung in den USA, weit über die vergleichende historische Makrosoziologie hinaus, die in Harvard mit Moores 1966 erschienenem schulbildendem Buch über die sozialen Ursprünge von Demokratie und Diktatur weiterging.⁸ Die Verwissenschaftlichung von Politik und Gesellschaft hatte sich, so die allgemeine Überzeugung, im Zweiten Weltkrieg bewährt; nun drang sie auf breiter Front in den sozialen und politischen Alltag vor. Zu den zentralen Themen gehörten die Bedingungen stabiler Demokratie nach amerikanischem Muster in den USA selber und welt-

6 Tim B. Müller, *Krieger und Gelehrte: Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg*, Hamburg 2010.

7 Vgl. Karl A. Wittfogel, *Oriental Despotism: A Comparative Study of Total Power*. New Haven 1957.

8 Barrington Moore, *Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966.

weit; führend waren hier die Arbeiten von Seymour Martin Lipset zuerst über Gewerkschaften und dann über ganze Gesellschaften. Die Grenzen zu einer wissenschaftlich angeleiteten, innen- wie außenpolitischen antikommunistischen Praxis waren dabei durchaus fließend.⁹ Später, unter dem Vorzeichen der *Great Society*, ging es zunehmend auch um die Neuordnung der amerikanischen Gesellschaft selber, nicht zuletzt um den Um- und Ausbau der Institutionen des *New Deal* angesichts neuer Herausforderungen, vor allem durch die Bürgerrechtsbewegung im Süden, und allgemein um die Verfeinerung des Planungs- und Durchsetzungsrepertoires der mit der Sicherung von Wohlstand und innerem Frieden, aber auch mit der Pazifizierung der Grenzgebiete des amerikanischen Imperiums betrauten staatlichen Institutionen, wobei Wissenschaft gleichermaßen für den *War on Poverty* und die präventive wie kurative Aufstandsbekämpfung („*counterinsurgency*“) im globalen Süden in Anspruch genommen wurde.

Die amerikanischen Sozialwissenschaften der Nachkriegszeit hatten sich wie selbstverständlich in den Dienst einer wissenschaftlich angeleiteten Steuerung der, wie das damals überall hieß, modernen Industriegesellschaft stellen lassen. Von ihnen erhoffte sich die Politik, dass sie politische und industrielle Konflikte, die aus der Perspektive der „wissenschaftlich-technischen Zivilisation“ als irrational und überholt erschienen, durch technische Problemlösungen überflüssig machen würden; das von den Sozialwissenschaften selber hierfür erfundene Schlagwort hieß „Entideologisierung“. Deren Programm fasste John F. Kennedy 1962 in einer berühmt gewordenen Rede vor Studenten der Elite-Universität Yale wie folgt emblematisch zusammen: „Auf dem Spiel steht nicht etwa eine Auseinandersetzung zwischen rivalisierenden Ideologien, sondern das praktische Management der modernen Wirtschaft. Was wir brauchen, sind nicht Schubladen und Klischees, sondern eine grundlegendere Erörterung der komplexen und technischen Fragen, die eine große Wirtschaftsmaaschinerie am Laufen halten. Wir brauchen technische, keine politischen Antworten.“¹⁰ Dabei richteten sich die Hoffnungen von Theoretikern und Praktikern gleichermaßen auf die neuen Rechenmaschinen, die versprachen, komplexe Problemlagen und Prozesse, die sich bisher zielorientierter Kontrolle entzogen hatten, durchschaubar und beherrschbar zu machen. Der wissenschaftliche und praktische Gestaltungsoptimismus der damaligen Vereinigten Staaten wirkte machtvoll auf das alte Europa zurück, wo der Wiederaufbau der Sozialwissenschaften nach Krieg und Diktatur unter amerikanischen Vorzeichen stattfand, vermittelt sowohl über die Rückkehr der ehemaligen Emigranten mit ihren amerikanischen Erfahrungen als auch über die Ausbildung einer neuen Generation von Soziologen und Politikwissenschaftlern an den Elite-Universitäten der USA.

9 Lipsets politische Soziologie lief auf die Behauptung einer untrennbaren Einheit zwischen Kapitalismus und Demokratie hinaus, die eine formalistische Revision des Demokratiebegriffs voraussetzte; vgl. Seymour Martin Lipset, *Political Man: The Social Bases of Politics*, Garden City/New York 1963 [1960]; ders., Martin A. Trow und James S. Coleman, *Union Democracy: The Internal Politics of the International Typographical Union*. New York 1977 [1956].

10 Commencement Address, Yale University, 1962, zit. nach Robert Reich, *Supercapitalismus. Wie die Wirtschaft unsere Demokratie untergräbt*, Frankfurt a. M. 2008, S. 70f.

1972 allerdings, als ich, um den Frankfurter Querelen¹¹ zu entgehen, als *graduate student* an die Columbia University wechselte, hatte die Hoffnung auf eine sozialwissenschaftlich rationalisierte Politik ihren Zenit bereits überschritten. Das Ende Lyndon Johnsons, das Scheitern der Pazifizierungsstrategien in den Ghettos, an den Universitäten und in Vietnam, die endlosen Auseinandersetzungen über die Umsetzung der neuen Sozialprogramme und, schließlich, die Übernahme der Präsidentschaft nach den Wahlen von 1968 durch Richard Nixon verwiesen auf Konfliktlagen, die sich wissenschaftlich-technokratischer Rationalisierung entzogen und stattdessen in traditionellen politischen Machtkämpfen Ausdruck suchten. Nixon brauchte keine sozialwissenschaftlichen Theorien, um zu wissen, wie er mit seinen Gegnern umzuspringen hatte, und das galt für diese genauso. Die Watergate-Affäre, die man damals täglich im Fernsehen und in der *New York Times* verfolgen konnte, zerstörte endgültig das Urvertrauen der Amerikaner in den guten Willen ihrer politischen Führung; wirklich zurückkommen sollte es bis heute nicht. Dass die fundamentalen Probleme der amerikanischen Gesellschaft nach innen und außen durch überlegenes wissenschaftliches Wissen in den Händen ihres Regierungsapparats zu lösen sein sollten, stellte sich mehr und mehr als selbstinteressierter Tagtraum einer Machtelite heraus, die sich ihre Bürger als dankbare Empfänger zugemessener Belohnungen dachte und wünschte: bereit, geduldig abzuwarten, bis die Planung von ihnen Notiz nehmen und ihnen das Ihre anweisen würde. Man musste nur einmal mit dem Bus durch die South Bronx fahren, um zu verstehen, wie unrealistisch, ja irrational der politische Rationalismus der 60er Jahre in Wirklichkeit gewesen war.¹²

Das Elend des Positivismus

Es kann hier nicht darum gehen, die Ursachen für das Scheitern des amerikanischen Steuerungsoptimismus in den 1970er Jahren im Einzelnen nachzuzeichnen.¹³ Eine wichtige Rolle spielte die Unmöglichkeit, einer von Interessenkonflikten fragmentierten und nach innen wie außen hoch gewaltbereiten Gesellschaft gemeinsame Ziele nach Maßgabe einer Theorie gesellschaftlicher Entwicklung wissenschaftlich-objektiv zu- und vorzuschreiben. Zielentscheidungen lassen sich nicht wegrationalisieren oder gar Computermodellen übertragen; selbst wo sie wie immer auch demokratisch zustande gekommen sein mögen, können sie überdies von mächtigen Son-

11 Die ich hier nicht (auch noch) behandeln kann.

12 So war denn schon Mitte der 60er Jahre ein so prominenter Vertreter des liberalen Establishments der USA wie Barrington Moore so weit, dass er am Ende seines großen Buches darüber räsionierte, ob nicht auch die USA in ihrer damaligen Verfassung revolutionärer Gewalt bedürften, um sich demokratisch weiterzuentwickeln. Siehe Barrington Moore, *Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966, S. 508.

13 Siehe hierzu nunmehr Ariane Leendertz, Gesellschaftliche „Komplexität“ als intellektuelle und politische Herausforderung in den 1970er Jahren, in: dies. und Wencke Meteling (Hg.), *Die neue Wirklichkeit: Bezeichnungsrevolutionen, Bedeutungsverschiebungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt a. M. 2015.

derinteressen im Prozess ihrer Verwirklichung sabotiert werden. Technokratische Steuerungsmodelle unterstellen der zu steuernden Gesellschaft allgemein geteilte, sich von selber verstehende Ziele und neigen dazu, andere Ziele als die von ihnen unterstellten als irrational zu delegitimieren – wie etwa das unvernünftige Bestehen der Vietnamesen darauf, sich selber zu regieren, wo es ihnen doch als Teilhaber am „amerikanischen Traum“ so viel besser hätte ergehen können. Auch übersehen sie, dass darüber, was ein zu lösendes Problem ist, nicht notwendig Einigkeit besteht: des einen Problem kann des anderen Lösung sein, und die Lösung eines Problems kann zu einem Problem für die Lösung eines anderen werden.

Hinzu kommt, dass positivistische sozialwissenschaftliche Theorien die Realität menschlicher Gesellschaften ontologisch missverstehen. Nomothetische Formulierungen kausaler gesellschaftlicher Zusammenhänge klammern aus, dass Gesellschaften die über sie produzierten Theorien zur Kenntnis nehmen, strategisch auf sie reagieren und dadurch ihre Revision erzwingen oder sie gar außer Kraft setzen können. Steuerungstheorien kranken deshalb nicht nur daran, dass sie die Sollwerte ihrer Modelle als gegeben voraussetzen,¹⁴ obwohl diese regelmäßig Gegenstand von Interessenkonflikten sind, sondern sie tendieren auch dazu, Gesellschaften als unbelebte Natur zu modellieren, also passiv und gehorsamsbereit. Menschliches Handeln ist aber insofern immer reflexiv, als Menschen ihrem Handeln zugeschriebene Gesetzmäßigkeiten als an sie gerichtete Erwartungen interpretieren können, gegen die sie sich wehren und die sie enttäuschen können. Systemische Objektivität gibt es deshalb nur unter kontingenten Voraussetzungen erzwingener oder freiwilliger Disziplin. Eine positivistische Theorie der Gesellschaft, die diese als lebloses Objekt behandelt, scheitert nicht nur an der faktischen Komplexität ihres Gegenstands, sondern auch und vor allem an der „Kreativität des Handelns“¹⁵, von der Sozialwissenschaftler wie Sozialingenieure ständig neu überrascht werden – etwa im Vietnamkrieg, den die mit ausgefeiltester Wissenschaft jeglicher Art bewaffnete amerikanische Kriegsmaschine schmählich verlor.

Anfang der 1970er Jahre fanden das praktische Scheitern und die theoretische Unzulänglichkeit der verschiedenen Spielarten sozialwissenschaftlich-positivistischer Steuerungstheorien Ausdruck in einer neuen Blüte „radikaler“ – im Klartext: mehr oder weniger marxistischer – Soziologie, vor allem bei Studenten, begleitet von einem Rückzug der führenden Departments aus anwendungsorientierter Forschung in mehr oder weniger „reine“ Theorie. An der Columbia University standen dafür Robert K. Merton und Peter Blau, während Amitai Etzioni, zu dessen zahlreichen *research assistants* ich

14 Entweder nach Art herkömmlicher Modernisierungstheorien, die über das, was „modern“ und damit Ziel und Sollwert gesellschaftlicher Entwicklung ist, nicht in Zweifel sind, oder indem sie sich in Bezug darauf, wohin gesteuert werden soll, agnostisch verhalten und die Zielbestimmung dezisionistisch offenlassen, sie sich also etwa von der gewählten Regierung oder einer demokratischen Mehrheit vorgeben lassen. Wer die Sollwerte einer Gesellschaft weder als objektive Fortschrittsziele aus modernisierungstheoretischen Entwicklungsgesetzen ablesen noch sich von exogenen Dezierionen irgendwelcher übergeordneter Instanzen vorgeben lassen will, muss sich an Modellen für eine Rationalisierung von politischen Wert- und Zielentscheidungen versuchen.

15 Hans Joas, *The Creativity of Action*, Cambridge 2005.

gehörte, noch auf eine Renaissance der Policy-Forschung hoffte.¹⁶ Das von ihm aufgebaute und geleitete Center for Policy Research arbeitete unverdrossen weiter an New Deal-Themen, etwa einer Verbesserung der Regulierung privater Pflegeheime, und Etzioni selber unterhielt enge Beziehungen zu dem damaligen Senator Walter Mondale, für viele der letzte Bannerträger einer amerikanischen Sozialreform. Mondale wurde 1976 Vizepräsident unter Carter, und Etzioni war bis zur Niederlage Carters gegen Reagan 1980 innenpolitischer Berater im Weißen Haus. 1984 kandidierte Mondale gegen Reagan und verlor; mit seiner Niederlage endeten alle Hoffnungen auf eine Wiederbelebung der sozialwissenschaftlich inspirierten Reformpolitik der 1960er Jahre.

Das »moderne Deutschland« schaffen: Die Sozialwissenschaften und die sozial-liberale Koalition

In Deutschland hinkte die Entwicklung wie immer der in Amerika um ein gutes Jahrzehnt hinterher. Mit der Regierungsübernahme der sozialliberalen Koalition 1969 waren die Würfel zugunsten dessen gefallen, was die SPD im Wahlkampf als das „moderne Deutschland“ zu „schaffen“ versprochen hatte. Modernisierung war Ziel und Mittel zugleich, galt weithin als überfällig, und was sie bedeutete, erschien klar: keynesianische „Globalsteuerung“ in der Wirtschaftspolitik und „Reformen“, etwa in Schulen und Universitäten, die zusammen aus Deutschland nach der Restauration unter Adenauer und der Stagnation unter Erhard eine „moderne Industriegesellschaft“ machen sollten.

Die Sozialwissenschaften, vor allem was 1968 und danach von ihnen sichtbar geworden war, galten als natürliche Verbündete der Reformkräfte, die sich daran machten, so der Slogan der sozialliberal gewendeten FDP, die „alten Zöpfe“ abzuschneiden. Wer diese behalten wollte, kam sehr bald auf die Idee, das ganze Programm mit den neomarxistischen Gedankenspielen zu identifizieren, die damals an den Universitäten in Mode waren. „Soziologendeutsch“ wurde zum Erkennungsmerkmal des kommunistischen Feindes von Freiheit, Demokratie und Marktwirtschaft, etwa in den Verlautbarungen des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“, in denen das Reformprogramm der neuen Bundesregierung als Ausgeburt der „kritischen“, also neomarxistischen Soziologie Frankfurter und später auch Starnberger Provenienz beschrieben wurde.¹⁷

16 Etzionis Buch von 1968, *The Active Society*, erscheint mir bis heute als die theoretisch fortgeschrittenste Version einer soziologischen Steuerungstheorie. Auch Etzioni scheiterte jedoch an der Frage, wer bestimmt oder bestimmen soll, wohin gesteuert wird, und an dem Versuch, die Richtung des Fortschritts der „aktiven Gesellschaft“ theoretisch vorzugeben. Seine Lösung, die nur wenig Anklang fand, bestand im Wesentlichen in einem Rückgriff auf psychologische Vorstellungen von biologisch verankerten Bedürfnishierarchien in Anlehnung an ein existenzphilosophisches Konzept von Authentizität.

17 Ariane Leendertz, „Finalisierung der Wissenschaft“: Wissenschaftstheorie in den politischen Deutungskämpfen der Bonner Republik, in: „Mittelweg“, 4/2013, 93-121; Dies., Medialisierung der Wissenschaft: Die öffentliche Kommunikation der Max-Planck-Gesellschaft und der Fall Starnberg (1969-1981), in: „Geschichte und Gesellschaft“, 4/2014.

Damit war der Streit über die Ziele wissenschaftlich informierter Politik auch in Deutschland angekommen. Der von der Wucht des Gegenschlags konsternierten soziologischen Profession fiel dazu nichts anderes ein, als sich, lange vergeblich, als „empirische“, „zweckfreie“ und damit harmlose, vielleicht sogar beruhigend langweilige Normalwissenschaft darzustellen, in der Hoffnung, durch strikte „Professionalisierung“ in der Rolle dessen, was Adorno einmal spöttisch „Hilfswissenschaft der Verwaltung“ genannt hatte, zu öffentlicher Anerkennung, Forschungsmitteln und Arbeitsplätzen für ihre Absolventen zu kommen.

Auch das, was später Steuerungstheorie werden sollte, war darauf bedacht, von „kritischer“ oder gar „radikaler“ Soziologie oder Politikwissenschaft Abstand zu halten. Ihr Ursprung lag in den Rechts- und Verwaltungswissenschaften, wenn auch auf deren progressivem Flügel, der mit der neuen Regierung sympathisierte und zu Recht befürchtete, dass der ererbte Regierungsapparat weder in der Lage noch bereit sein würde, die ihm nun vorgegebenen Reformziele zu verwirklichen. Diese Befürchtung wurde von der Regierung geteilt, und so sollte ein Beitrag der Sozialwissenschaften zum „modernen Deutschland“ darin bestehen, den Staatsapparat zu einem effektiven Instrument von Reformpolitik um- und aufzurüsten. Die damalige Organisationssoziologie war hier ebenso gefragt wie die in den USA seit einiger Zeit betriebene Forschung über die Implementation von Regierungsprogrammen, die sich mit der Frage befasste, wie sichergestellt werden konnte, dass sich Politiken im Vollzug nicht bis zur Unkenntlichkeit veränderten. Konkret ging es um Themen wie die Brechung des Juristenmonopols in der öffentlichen Verwaltung, die Stärkung des Kanzleramts gegenüber den Ministerien, die Ersetzung starrer Abteilungen durch flexible Projektgruppen usw. Bekanntlich scheiterte schon diese, hausinterne Reform. Dasselbe Schicksal ereilte Bemühungen, das Verhältnis zwischen Bund und Ländern mit dem Ziel einer Verbesserung der Steuerungsfähigkeit des Bundes zu verändern – von der Universitäts-, Gesundheits- und beruflichen Bildungspolitik gar nicht zu sprechen.

Steuerungstheorie und »Kampagnenforschung«

Die Geschichte der Nutzung der Sozialwissenschaften für progressive Gesellschaftsreform in Deutschland blieb kurz. Von 1976 an arbeitete ich an dem von Fritz Scharpf geleiteten International Institute of Management am Wissenschaftszentrum in Berlin, wo unser Ziel war, die Übertragung der damals als vorbildlich geltenden „aktiven“ Arbeitsmarktpolitik Schwedens nach Deutschland wissenschaftlich vorzubereiten. Ich erinnere mich, wie Fritz uns des Öfteren vorhielt, dass wir nicht bezahlt würden, um kluge Artikel zu schreiben, sondern dafür, die sich abzeichnende Misere einer sich verfestigenden strukturellen Arbeitslosigkeit beheben zu helfen – wir nannten das „Kampagnenforschung“. Ein paar kluge Artikel haben wir trotzdem geschrieben, und sie sind auch das Einzige, was von unseren ein gutes Jahrzehnt umspannenden Anstrengungen geblieben ist. Heute gibt es die schwedische

Arbeitsmarktpolitik von damals nicht mehr, und nachdem es den Deutschen nicht gelungen war, die Schweden nachzumachen, sehen die Schweden heute zu, wie ihr Arbeitsmarkt dem deutschen immer ähnlicher wird.¹⁸

Nicht, dass die „Steuerungstheorie“ nicht versucht hätte, aus ihrem Scheitern zu lernen. Am von Renate Mayntz als Gründungsdirektorin geleiteten Kölner Max-Planck-Institut, zu dessen Vorläufern die Projektgruppe Verwaltungsreform der sozialliberalen Bundesregierung gehörte und an das Fritz Scharpf 1986 überwechselte, ging man von der gesamtgesellschaftlichen Betrachtung zu einer Differenzierung nach Sektoren über und löste sich von der noch aus der Verwaltungswissenschaft stammenden etatistischen Sichtweise, indem man die „Selbstorganisation“ der zu steuernden Sektoren in das Steuerungszentrum gewissermaßen kooptierte, konzeptionell wie durchaus auch präskriptiv. Der Staat wurde so zum Architekten einer Arena, in der die kollektiven Akteure eines Sektors unter kluger Regie der Regierung so miteinander verhandeln mussten und konnten, dass am Ende ein gemeinwohlverträgliches Ergebnis herauskam – das jedenfalls war die Idee. Steuerung durch Verhandeln statt durch Anordnen und Umsetzen war die Parole, und die Theorie dazu hieß nun „akteurzentrierter Institutionalismus“¹⁹. Hier tauche auch ich wieder auf, nämlich 1995 nach meiner zweiten Rückkehr aus den USA als Nachfolger von Renate Mayntz und Kollege von Fritz Scharpf. Was ich damals mit- und einbrachte waren wohl in erster Linie meine von der Tarifaufonomie inspirierten Untersuchungen über *the public use of private organized interests*, die ich schon am WZB begonnen hatte und aus der mein Beitrag zur Theorie des Korporatismus als Modus gesellschaftlicher Steuerung und Ordnungsstiftung geworden war, also der Einbindung von organisierten Interessen in institutionalisierte Verantwortungssysteme, in denen es zum Eigeninteresse der beteiligten Organisationen werden sollte, ihre jeweilige *logic of membership* mit einer durch staatliche Rahmensetzung integrativ gestalteten *logic of influence* übereinzubringen.

Auch die korporatistische Ergänzung des Etatismus der Steuerungstheorie konnte das Projekt jedoch nicht retten. Gewissermaßen unter unseren Augen verloren die Gewerkschaften weltweit an Mitgliedern und Macht; die Tarifvertragssysteme – unser wichtigstes Beispiel für sozialverträglich delegierte Entscheidungsmacht an organisierte Interessen – brachen zusammen oder wurden im Namen einer neoliberalen „Flexibilisierung“ der Arbeitsmärkte von der staatlichen Politik zerlegt; Arbeitgeberverbände weigerten sich, weiterhin als private Interessenregierungen unter staatlicher Lizenzierung zu agieren usw.²⁰ Auch hier war der Bruch besonders deutlich in Schweden, dem Musterland des demokratischen Korporatismus. Damit endete nun auch die *Steuerungstheorie*, nachdem die *Steuerungseuphorie* sich schon lange ver-

18 Philip Mehrrens, Staatsschulden und Staatstätigkeit: Zur Transformation der politischen Ökonomie Schwedens. Frankfurt a. M. 2014.

19 Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf, Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus. In: dies., (Hg.), Gesellschaftliche Selbstregulierung und politische Steuerung. Frankfurt a. M. 1995, 39-72.

20 Wolfgang Streeck, The Study of Interest Groups: Before 'The Century' and After, in: Colin Crouch und Wolfgang Streeck (Hg.), The Diversity of Democracy: Corporatism, Social Order and Political Conflict. London 2006, 3-45.

abschiedet hatte. In der deutschen Soziologie und Politikwissenschaft wurde dies weithin als Sieg des Luhmannschen systemtheoretischen Dogmas registriert, wonach in modernen, funktional „ausdifferenzierten“ Gesellschaften jedes Subsystem nach seiner eigenen Logik funktioniert und deshalb nur selbstbezogene Zielwerte realisieren kann, weshalb keines von ihnen, einschließlich Politik und Wirtschaft, die anderen und die Gesellschaft als ganze zu „steuern“ vermag. Den Kölner pragmatisch-empirischen Argumenten für die Möglichkeit einer aktiven gesellschaftsgestaltenden Politik, noch beim Politologentag 1988 von Scharpf in öffentlicher Debatte mit Luhmann vorgetragen,²¹ hatte die historische Entwicklung den Boden entzogen. Als Mayntz und Scharpf im Jahre 2004 ausgerechnet den Luhmann-Preis der Stadt Bielefeld erhielten, konzedierte sie ihre Niederlage, allerdings ohne sich Luhmanns Erklärung derselben zu eigen zu machen: aus ihrer Sicht war nicht eine naturgesetzlich steigende funktionale Differenzierung der modernen Gegenwartsgesellschaften für deren zurückgehende Steuerbarkeit verantwortlich, sondern die „Globalisierung“ von Wirtschaft und Politik und die von ihr bewirkte Entmachtung des Nationalstaats – eine historisch-kontingente statt einer ontologisch-metaphysischen Erklärung.²² Dieser Gedanke schlug sich dann auch im damals erneuerten Forschungsprogramm des Kölner Max-Planck-Instituts nieder, das erstmals Institutionen als eingebettet in Märkte statt Märkte als eingebettet in staatliche und nichtstaatliche Institutionen behandelte.

Der Siegeszug des Neoliberalismus...

Während in Deutschland die Sozialwissenschaften im Gefolge der Luhmannschen Systemtheorie allen Steuerungsambitionen abschworen, nahm von ihnen unbemerkt eines der radikalsten Steuerungsprojekte der Geschichte seinen erfolgreichen Lauf: die weltweite Liberalisierung des demokratischen Kapitalismus. Leitwissenschaft war diesmal die Ökonomie, und Ziel war der planmäßige Abbau gesellschaftlicher Institutionen kollektiver Zielsetzung und Selbststeuerung zum Zweck der Freisetzung und Entblößung der Individuen für den ungehinderten Zugriff von Marktanreizen. Die Rede von der „Globalisierung“ war ein Versuch, den Wandel zu benennen, blieb jedoch an der Oberfläche. Beginnend in den 1970er Jahren, waren die politisch-ökonomischen Institutionen der Nachkriegszeit unter dem Druck veränderter Machtverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit und zwischen Wirtschaft und Politik ins Rutschen geraten und fanden ihre Fähigkeit immer mehr beschnitten, das „freie Spiel der Marktkräfte“ zu korrigieren. Ererbte Institutionen „griffen“ nicht mehr oder verlangten, „liberalisiert“ zu werden, um Platz zu schaffen für eine neue Art gesellschaftlicher Steuerung, nämlich durch von der Politik eingerichtete, ansonsten aber sich selbst überlas-

21 Vgl. Niklas Luhmann, Politische Steuerung: Ein Diskussionsbeitrag. In: Hans-Hermann Hartwich (Hg.), Macht und Ohnmacht politischer Institutionen, Opladen 1989, S. 12-16 und Fritz W. Scharpf, Politische Steuerung und politische Institutionen, in: Ebd., S. 17-29.

22 Vgl. Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf, Politische Steuerung – Heute?, MPIfG Working Paper Nr. 05/1.

sene Märkte. Bald wurden diese zur führenden Ordnungsmacht, mancherorts schneller und umfassender als anderswo, insgesamt aber überall mit derselben Stoßrichtung. Unter den neuen Bedingungen verloren die alten sozialdemokratischen Konzepte gesellschaftlichen Fortschritts durch politische Lenkung des sozialen Wandels an Plausibilität und machten zunehmend effizienztheoretischen Weltanschauungen Platz, für die die Rolle der Politik darin bestand, das individuelle Handeln so umfassend wie möglich „ökonomischen Gesetzen“ zu unterwerfen und die soziale Ordnung laufend an sich ändernde Erfordernisse des wirtschaftlichen Wettbewerbs und gelingender Kapitalakkumulation anzupassen. Damit war der Steuerungstheorie der 1970er Jahre ihr Gegenstand abhanden gekommen, und zwar nicht nur normativ, insofern als gesellschaftlicher Fortschritt mit ökonomischer Effizienzsteigerung gleichgesetzt wurde, sondern auch technisch-instrumentell: Herauszufinden und zu verwirklichen, was gut ist, wurde im aufziehenden Neoliberalismus Sache des Marktes und der von ihm geleisteten Aggregation der Präferenzen der Individuen hinter deren Rücken. In dem Maße, wie die Politik sich unter dem Druck der Wirtschaft zunehmend in den Dienst der Liberalisierung stellte, hörte die Sozialwissenschaft denn auch auf, von „Steuerung“ zu sprechen, und benannte das, was sie ursprünglich für eins ihrer wichtigsten Themen gehalten hatte, in „governance“ um. Aber der Versuch, so Anschluss an den post-etatistischen Diskurs zu finden, war nicht mehr als ein Rückzugsgefecht. Für dieses hatte das neue Konzept allerdings den Vorteil, dass niemand genau sagen konnte, was es bedeuten sollte, außer vielleicht jede Art von lokaler oder globaler Ordnungsbildung mit oder ohne Staat, unter Beteiligung eines „Netzwerks“ aller irgendwie Beteiligten, ohne Zentrum und ohne Ziel. Wer von *governance* spricht, kann ohne einen Maßstab auskommen, anhand dessen die jeweilige Steuerungsleistung und die von ihr hervorgebrachte Ordnung für unzulänglich befunden werden könnten – es sei denn in Bezug auf ihre „Effizienz“ (nicht umsonst stammt der Begriff aus der Transaktionskostenökonomik!). In jeder anderen Hinsicht ergibt sich der Sinn der Ordnungsstiftung immer erst retrospektiv, was natürlich mit dem neoliberalen Credo hervorragend vereinbar ist.²³

...und die Hilflosigkeit der Soziologie

Man mag fragen, warum die Soziologie, soweit sie sich überhaupt noch mit Institutionen und nicht schon nur noch mit Individuen befasste, dem Vordrin-

23 Wenn es allerdings, wie man vermuten darf, bei der Ersetzung von Steuerung durch *governance* darum ging, dem normativ-politischen Problem der Zielfindung zu entkommen, blieb das Manöver erfolglos. „Governance“ ebenso wie „government“ leitet sich von dem lateinischen *gubernare* ab, das nichts anderes bedeutet als steuern (nämlich ein Schiff). *Gubernare* wiederum ist dasselbe Wort wie das griechische κυβερνω, das ebenfalls „steuern“ bedeutet. Von diesem abgeleitet ist übrigens Kybernetik, englisch *cybernetics*, als Bezeichnung für die Theorie selbst steuernder bzw. selbst regulierender, „intelligenter“ Systeme. Auch bei einem Thermostat muss man aber den Sollwert, also beispielsweise die gewünschte Raumtemperatur, wählen und einstellen. Vgl. Wolfgang Streeck, Von der gesteuerten Demokratie zum selbststeuernden Kapitalismus: Die Sozialwissenschaften in der Liberalisierung, in: „WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung“ 1/2009, 13-33.

gen des Neoliberalismus so rat- und hilflos gegenüberstand.²⁴ Ich vermute, dass dies zumindest in Deutschland daran lag, dass sie in den 1970er und 1980er Jahren ein zweites Mal die Wirtschaft an die Ökonomie abgetreten hatte, aus Berührungsangst gegenüber Marxismus und Neomarxismus und unter dem Druck der Gegenbewegung zu „1968“.²⁵ So hatte sie zu den neuen politisch-ökonomischen Konflikten nichts zu sagen. Ohne den analytischen Apparat einer politischen Ökonomie des Kapitalismus und seiner Eigendynamik ließen sich die Verweigerung des Kapitals gegenüber den politischen Bewährungsaufgaben der Nachkriegszeit und der Wiederaufstieg des Marktes zur dominanten gesellschaftlichen Ordnungsmacht ebenso wenig verstehen wie etwa die sich durchsetzende Auffassung des liberalen Korporatismus als Problem statt als Lösung – als Effizienzproblem statt als Gerechtigkeitslösung – oder die zunehmende Ökonomisierung des Alltagslebens als neue Form sozialer Disziplinierung und Gegenmittel gegen die in den 1970er Jahren am Horizont aufgezugene *revolution of rising expectations*, in Gestalt von verschärfter Konkurrenz und der Ersetzung sozialer Normen durch wirtschaftliche Belohnungen und Bestrafungen.

Es brauchte eine gewisse Zeit, bis die ehemalige Steuerungstheorie erkannte, dass ihr Ende und das des „sozialdemokratischen Zeitalters“ alles andere als das Ende gesellschaftlicher Steuerung war. Auch der siegreiche Neoliberalismus steuerte und steuert die Gesellschaft, und auch er verfolgt ein kollektives Transformationsprojekt. Allerdings unterscheidet sich dieses von der Reformpolitik der 1970er Jahre, zu der die Sozialwissenschaften beizutragen versucht hatten. Wieder geht es um Modernisierung, und erneut als alternativloses und selbst erklärendes Ziel, diesmal freilich nicht verstanden als Sicherung und Ausbau sozialer Bürgerrechte – als politische Nutzung wirtschaftlichen Fortschritts für gesellschaftlichen, oder in der Sprache der damaligen Zeit: als Versuch, in einem „modernen Deutschland“ „mehr Demokratie [zu] wagen“ –, sondern als Rationalisierung und Effizienzsteigerung.

Der neue Liberalismus steuert die Gesellschaft, indem er ihre Märkte von marktverzerrenden und damit effizienzverzehrenden Institutionen befreit und ihre Verteilungsergebnisse als intendierte Ziele in die Politik importiert – man könnte auch sagen: indem er die Anarchie der kapitalistischen Produktionsweise zur führenden gesellschaftsgestaltenden Kraft erhebt. Der dazu zur Verfügung stehende theoretische Werkzeugkasten besteht zum einen aus dem, was sich Neue Politische Ökonomie nennt: aus Rezepten, abgeleitet aus der neoklassischen Volkswirtschaftslehre, zum Um- und Neubau von Institutionen wie Demokratie, Tarifautonomie, sozialer Sicherung usw. zur Bekämpfung von *moral hazards* jeglicher Art mittels maximaler Durchsetzung von „Eigenverantwortung“, Privatisierung und Staatsentlastung.²⁶ Als „Mikrofundierung“ dient dabei, zum anderen, eine hochvereinfachte Theo-

24 Und ihr zum Beispiel die Affinität des Luhmannschen Differenzierungsmodells mit der anbrechenden Hayekisierung der politischen Ökonomie des OECD-Kapitalismus nicht ins Auge fiel.

25 Ein zweites Mal nach den 1920ern (und den 1960ern in den USA); in beiden Fällen ging es um die Etablierung der Soziologie als akademische Disziplin auf einem abgegrenzten, „eigenen“ Territorium.

26 In traditioneller Formulierung: mittels Rückgängigmachung jeder Art von Dekommodifizierung bzw. größtmöglicher Rekommodifizierung der sozialen Beziehungen.

rie individuellen Handelns als *rational choice*, angeschlossen an das Modell des *Homo oeconomicus*, die es möglich machen soll, das Handeln von als strikt nutzenmaximierend vorgestellten Individuen durch gezielt gesetzte Anreize und Ausmerzung von Fehlanreizen („Anreizkompatibilität“) von oben und außen zu steuern – ein wegen seiner Einfachheit und politischen Voraussetzungslosigkeit der Emanzipationsrhetorik der 1960er und 1970er Jahre pragmatisch weit überlegenes Steuerungsmodell.

Von der Gesellschaftssteuerung zur sozialen Kontrolle

Die Ökonomisierung der entwickelten kapitalistischen Gesellschaften unter dem Vorzeichen des neuen Liberalismus bereitete den Weg für neuartige, individualisierte Formen der sozialen Kontrolle. Von diesen gibt es viele. Gemeinsam ist ihnen, dass es nicht mehr ein durch Institutionen ermöglichtes kollektives Handeln ist, das gesteuert bzw. gesteuert werden soll, sondern das Handeln von Individuen. Individualisierte soziale Kontrolle erfolgt unter Ausschaltung öffentlicher, „korporatistischer“ Zwischeninstanzen vermittelt individueller Reize und Reaktionen im Rahmen „anreizkompatibel“ umstrukturierter Institutionen, die nur insoweit problematisiert werden, als ihre Anreizkompatibilität zu wünschen übrig lässt. Die zu steuernden Individuen werden dabei direkt und gewissermaßen reichsunmittelbar positiven wie negativen, ihr Nutzenniveau beeinflussenden Sanktionen ausgesetzt, deren Herkunft und Absicht sie nicht durchschauen müssen, um auf sie in der gewünschten Weise zu reagieren, und oft auch nicht durchschauen sollen. Individualisierte Einzelfallsteuerung nach dem Ende der gesellschaftspolitischen Großprojekte stützt sich zum Teil auf wissenschaftliche, wenn auch nicht sozialwissenschaftliche Theorien, also allgemeine Aussagen über Zusammenhänge zwischen messbaren Variablen, die den Einzelfall mehr oder weniger stochastisch zutreffend vorhersagen. Ich möchte kurz vier Beispiele herausgreifen:

1. Die nun schon nicht mehr ganz so neue *Verhaltensökonomik* versucht, das durch logische Deduktion gewonnene Modell des *Homo oeconomicus*, wo es für die Praxis individualisierter Steuerung unzureichend genau ist, durch empirisches Wissen über eine für eine solche gehaltene menschliche Natur zu verfeinern und dadurch die Effektivität von zur Erzeugung erwünschter Reaktionen eingesetzten Reizen zu verbessern. Im Experiment herauspräparierte Verhaltensmuster werden dabei als (evolutions-)biologisch hart verdrahtet naturalisiert. Dahinter steht die Hoffnung, dass sie auch und gerade dann zur Verhaltenssteuerung genutzt werden können, wenn die Steuerungsabsicht im Dunkeln bleibt; *nudges* sollen *by default* funktionieren, ohne dass sie als solche erkannt werden. Ich lasse dahingestellt, ob es ausreicht, hier von *benevolent*, *soft* oder *libertarian paternalism*²⁷ zu sprechen, oder ob stärkere Ausdrücke angesagt sind; wie groß die Hoffnungen

27 Alternativ: *soft* oder *libertarian paternalism*.

der postliberalen Gesellschaftssteuerer auf die neue Technik sind, wurde deutlich, als der amerikanische Präsident einen ihrer Erfinder als innenpolitischen Berater ins Weiße Haus holte und das deutsche Bundeskanzleramt kürzlich mit der üblichen Zeitverzögerung per Anzeige nach verhaltensökonomisch geschulten Mitarbeitern für seinen Planungsstab suchte.

2. Die gegenwärtig ausufernde *Glücksforschung* sucht nach den psychischen oder sozialpsychologischen Korrelaten individuellen Wohlgefühls, in der Hoffnung, ökonomisch effiziente, das heißt vergleichsweise politisch preiswerte Wege zu seiner gezielten Erzeugung zu finden. Ähnlich wie bei der Human-Relations-Forschung in der Industriesoziologie der Zwischenkriegszeit besteht die erkenntnisleitende Hoffnung darin, dass es weniger anspruchsvolle Mittel zur Zufriedenstellung von Menschen geben müsste als ein ausreichendes Einkommen, soziale Sicherheit, geringe Ungleichheit und demokratische Mitspracherechte. So glaubten die an den Hawthorne-Experimenten der 1930er Jahre beteiligten Forscher eine Zeit lang, produktivitätssteigernde gute Gefühle bei Bandarbeiterinnen allein durch Bekundung menschlichen Interesses auslösen zu können. Spätestens jedoch, als sich bei den Versuchspersonen die Überzeugung ausbildete, dass die neuen Nettigkeiten Lohnerhöhungen ersetzen sollten, erwies sich dies als Irrtum. Moderne Glücksforscher suchen nach Instrumenten, die weniger anfällig dafür sind, durchschaut zu werden.²⁸

3. Weit fortgeschrittener sind heute *pharmakologische* Techniken der Verhaltenssteuerung. Der Boom bei Prozac und Ritalin, der mit der Zunahme des Konkurrenz- und Karrieredrucks in der neoliberalen Ära einherging, steht für den mittlerweile riesengroßen Weltmarkt für leistungsfördernde Psychopharmaka. Vor allem in den USA fällt sein Wachstum auf eigenartige Weise mit einer punitiven Drogenpolitik zusammen, die ganze Länder an der kapitalistischen Peripherie im Rahmen des sogenannten *war on drugs* zu *failed states* macht und in den Vereinigten Staaten selber die Gefängnisindustrie zu astronomischen Kosten mit Insassen, überwiegend Schwarze und Latinos, versorgt. Gleichzeitig wird verbündeten afghanischen und anderen Warlords kein Panzer in den Weg gestellt, wenn sie ihren erheblichen Finanzbedarf durch Anbau ebenjener illegalen Drogen decken, die im amerikanischen Mutterland die Überschussbevölkerung ruhigstellen, teils als vor sich hin dämmernde Suchtkranke, teils als deren kleinhändlerische Lieferanten, beide ständig mit einem Bein im Gefängnis.²⁹ Während ethnische Märkte für leistungsersetzende Drogen zugleich verfolgt und geduldet werden, nach dem Muster der Prohibition, machen die börsennotierten Großunternehmen

28 Siehe in diesem Zusammenhang die kürzlich von der Bundesregierung für 2015 angekündigte landesweite Versammlungswelle, bei der „die Bürger“ der Kanzlerin und ihren Kabinettsmitgliedern darüber Mitteilung machen sollen, was sie unter einem „guten Leben“ verstehen.

29 Wobei in Bezug auf das Wegsperrn erstaunliche Unterschiede bestehen zwischen den anonymen *users* in den Ghettos und den *celebrities* der Film-, Fernseh- und Musikindustrie. Würden diese auch nur annähernd nach denselben Maßstäben eingesperrt wie jene, könnten Rap-Konzerte und Filmaufnahmen wohl nur noch im Gefängnis stattfinden. Möglicherweise hat die Nachsicht gegenüber den populären Großnutzern die Funktion, den Drogengebrauch zu Zwecken grenzenloser Leistungs- und Gewinnsteigerung legitim erscheinen zu lassen, selbst dann, wenn er um der Verhinderung von Leistungsverweigerung willen nicht legal sein kann.

mit ihren gigantischen Forschungsabteilungen und -aufträgen, deren leistungsfördernde Drogen die unter Optimierungszwang stehenden Marktabhängigen wettbewerbsfähig halten, jedes Vorstellungsvermögen übersteigende Superprofite.

4. Ich sehe keinen Grund, in diesem Zusammenhang nicht auch die von der amerikanischen Regierung 2013 angekündigte *BRAIN Initiative* (Brain Research through Advancing Innovative Neurotechnologies) zu erwähnen. Bei ihr soll es darum gehen, innerhalb von zehn Jahren, mit einem Budget von drei Milliarden Dollar, sämtliche Neuronen des menschlichen Gehirns zu kartieren. Die dabei anfallenden wissenschaftlichen Erkenntnisse könnten es möglich machen, Verhalten viel besser als heute physiologisch, pharmazeutisch oder biophysikalisch zu beeinflussen. Nicht umsonst wird als Vorbild der BRAIN-Initiative immer wieder das Manhattan-Projekt bemüht, bei dem es ja auch weniger um reine Erkenntnis ging als um Ingenieurswissen. Ein besseres Verständnis der Produktion und Wirkungsweise von Dopamin im sogenannten Belohnungszentrum des menschlichen Gehirns könnte etwa die pharmazeutische Behebung unzulänglicher Leistungsbereitschaft erleichtern, möglicherweise sogar durch Individualisierung der Therapie nach Maßgabe der jeweiligen genetischen Ausstattung. Dies würde nicht nur die Glücksforschung zu einer „richtigen Wissenschaft“ machen, sondern auch, bei entsprechenden Fortschritten der Grundlagenforschung, die Verhaltensökonomie in der Hirnforschung aufgehen lassen – ein Ziel, das der sogenannten Neuroökonomie schon heute verlockend vor Augen steht.

Big Data – von der Theorie zum Algorithmus

Noch näher an das Individuum heran kommen Formen sozialer Kontrolle, die sich nicht mehr auf Theorien stützen, sondern auf die Kenntnis einer bislang unzählbaren Anzahl von Einzelfällen, bis hin zur Grundgesamtheit aller jeweils betroffenen Personen. Ihre technische Voraussetzung ist *Big Data*: die mittlerweile reale Möglichkeit, praktisch unendlich große Datenmengen zu speichern und in kürzester Zeit zu verarbeiten. Soziologie als Steuerungswissenschaft wird damit endgültig obsolet. An ihre Stelle tritt die Ingenieurwissenschaft der Informatik, wobei Theorien Algorithmen Platz machen, die Vorhersagen nicht-stochastischer, auf den Einzelfall bezogener Art ermöglichen sollen, ohne dass man wissen muss, warum sie funktionieren. Ich muss es aus Platzgründen bei vier Beispielen belassen:³⁰

1. Die sogenannten sozialen Netzwerke bilden eine neuartige, vom Individuum her konstruierte, tendenziell globale Infrastruktur *sekundärer Vergesellschaftung*, die sich im Privateigentum weniger weltumspannender Großunternehmen befindet. Die bei Kommunikation und Selbstpräsentation

30 Siehe auch das am MIT mit erheblichem Aufwand betriebene Projekt einer „sozialen Physik“, bei dem es darum geht, durch Nutzung der Verbindungsdaten von Mobiltelefonen Innovationen zu beschleunigen, den Profit von Investornetzwerken zu erhöhen oder die Produktivität von Arbeitsgruppen zu steigern.

mittels „des Netzes“ anfallenden Informationen können von den Netzzentralen grundsätzlich zu beliebigen Zwecken verarbeitet, verwendet und weiterverkauft werden. Auch können sich staatliche Überwachungsbehörden jederzeit, legal oder illegal, einklinken und das Datenmaterial zum Aufbau einer im Prinzip weltumspannenden Einwohnermeldedatei verwenden. In dem Maße, wie die beteiligten Individuen die neue elektronische Infrastruktur auch für kommerzielle Transaktionen nutzen, wird durch Eliminierung sogenannter Streuverluste und radikale Senkung der Transaktionskosten eine bislang unvorstellbar präzise *Individualisierung von Produktwerbung* möglich. Dies bringt eine der wichtigsten Techniken sozialer Kontrolle auf den Stand der Märkte und Produktionstechnologien nach dem Ende des fordistischen Zeitalters und der Entdeckung von Angebotsdifferenzierung und -individualisierung als Triebkraft für beschleunigten Produkt- und Bedürfnisschlag, für Innovation und Obsoleszenz, Wachstum und kreative Zerstörung zur Sicherung fortgesetzter Kapitalverwertung unter Bedingungen gesättigter Märkte.

2. Der individualistische Voluntarismus der neuen Vergesellschaftungsformen könnte einer die Wirksamkeit sozialer Kontrolle verstärkenden *Fragmentierung und Tribalisierung der Sozialstruktur* den Weg bereiten. Die mit der Digitalisierung der sozialen Beziehungen einschließlich der Absatzkanäle von Unternehmen einhergehende Ausweitung der individuellen Wahlmöglichkeiten bedeutet zugleich eine Ausweitung der Möglichkeiten zur Abwahl. Damit werden zufällige Konfrontationen mit Unbekanntem und vielleicht nur aus Unkenntnis Nichtgewähltem ausgeschlossen, und potentiell produktive Irritationen einmal getroffener Identitätsentscheidungen bleiben aus. Dies gilt nicht nur für die Informationsaufnahme, bei der man schon heute voreinstellen kann, was man in seinem täglichen Nachrichtenblock finden will und was nicht, sondern auch für den Konsum von Produkten der Kulturindustrie, der zunehmend monadenhaft, nach selbst zusammengestelltem, persönlichem Programm am jeweils eigenen Kopfhörer oder Tablet-Bildschirm stattfindet.

3. Eine andere Form der Balkanisierung sozialer Strukturen durch individualisierte Informationstechnologien ist seit einiger Zeit in amerikanischen *Wahlkämpfen* zu beobachten. Hier treten kommerzielle Firmen auf, die den Parteien durch Zusammenführung von Datenbanken unterschiedlichster Art mit von Wahlhelfern eingespeisten personenbezogenen Informationen genaue Kenntnisse über jeden einzelnen in einem Wahlkreis ansässigen Bürger verkaufen. Dadurch können die Parteien ihre Wahlkampfbemühungen auf nicht festgelegte Wähler in der Mitte des politischen Spektrums konzentrieren, unter Vernachlässigung sowohl der eigenen Stammwähler als auch derjenigen der Gegenseite. Während die einen damit alle Möglichkeiten verlieren, ihre Partei zu beeinflussen, bleiben den anderen potentiell verstörende Argumente erspart; statt dessen werden die Unentschiedenen, soweit von ihnen erwartet werden kann, dass sie zur Wahl gehen und dann die richtige Partei wählen werden, mit genau den Stimuli bearbeitet, die den Daten zufolge am ehesten Erfolg versprechen. Individualisierte Datenbe-

stände, die das erwartbare Wahlverhalten bis auf die Ebene von Straßenabschnitten oder Wohnblöcken hinunterbrechen lassen, können des Weiteren von den Mehrheitsfraktionen der jeweils zuständigen Parlamente genutzt werden, um die Grenzen von Wahlkreisen so zu ziehen, dass ihre Wahlergebnisse sicher sind, auch indem ethnische Minderheiten oder wankelmütige Wählergruppen in eigene Wahlkreise aussortiert werden.

4. Datengestützte Individualisierung sozialer Kontrolle ermöglicht eine Weiterentwicklung traditioneller Methoden der Aufstandsbekämpfung an der kapitalistischen Peripherie. Die sozialwissenschaftlichen Versprechungen der 1950er und 1960er Jahre, Aufstände vorab kommen zu sehen und Rezepte zum Aufbau von sich verlässlich selbst regierenden Gesellschaften liefern zu können, haben sich schon lange als illusionär erwiesen. Heute ist die Politik anspruchsloser geworden und verzichtet auf unsichere kollektiv-politische zugunsten sichererer individuell-technologischer Lösungen: *counterterrorism* durch *targeted killing* statt *counterinsurgency* durch *nation-building* – zumal Letzteres in die falsche Richtung gehen und Regierungen hervorbringen kann, die ihren eigenen Willen oder gar eigene Ansichten über angemessene Rohstoffpreise haben. Wer die tatsächlichen oder potentiellen oder auch nur als solche gebrandmarkten Terroristen gezielt ausschalten kann, muss sich um die Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen sind, ebenso wenig kümmern wie um die wachsende Zahl der staatsfreien Gesellschaften an den Grenzen des Imperiums. Soziale Kontrolle und Ordnungsstiftung durch individuelle Liquidierung funktioniert theorieelos, allerdings im erforderlich gewordenen Ausmaß und als Ersatz für *boots on the ground* wiederum nur mit Hilfe von *Big Data*: man muss wissen, wer was vorhat oder vorhaben könnte und wo er sich gerade aufhält, um die richtigen Ziele identifizieren und auslöschen zu können.³¹

Der Schlusssatz ergibt sich von selbst. Wenn die Soziologie nicht mehr als Anleitung zur Gesellschaftssteuerung gebraucht wird, dann hat soziologische Forschung *über* Gesellschaftssteuerung eine umso größere Zukunft – und sollte höchste Priorität haben.

31 Das derzeit wichtigste einschlägige Experimentierfeld hierfür scheint die jeglicher „informationeller Selbstbestimmung“ – und nicht nur dieser – beraubte Bevölkerung des Gaza-Streifens zu sein, deren Verbindungsdaten und Bewegungsbilder für den israelischen Geheimdienst ein offenes Buch sind. Am 12.9.2014 verweigerten 43 Offiziere und Soldaten der auf Massenüberwachung spezialisierten Elite-Einheit Unit 8200 des israelischen Geheimdienstes in einem Brief an den Premierminister den Dienst, weil sie die von ihnen anzuwendenden Methoden nicht mehr verantworten wollten. In dem Brief heißt es: „Die palästinensische Bevölkerung unter Militärherrschaft ist der Spionage und Überwachung durch den israelischen Geheimdienst vollkommen ausgesetzt. [...] Gesammelte und gespeicherte Informationen werden für die politische Verfolgung genutzt sowie dafür, die palästinensische Gesellschaft zu spalten, indem Kollaborateure angeworben und Teile der palästinensischen Gesellschaft gegen sich selbst aufgebracht werden. Die Spionage ermöglicht die fortlaufende Kontrolle über Millionen von Menschen durch tief greifende und aufringliche Überwachung und Eingriffe in die meisten Bereiche des Lebens.“, zit. nach David Shulman, Gaza: The Murderous Melodrama, in: „New York Review of Books“, 20.11.2014, Übers. d. Red.

Der blutrote Faden

Das globale Baumwollimperium und die permanente Revolution des Kapitalismus

Von **Sven Beckert**

Europas Herrschaft über das Baumwollimperium endete kläglich. Es war das Jahr 1963. An einem regnerischen Dezembermorgen versammelte sich eine Gruppe von Liverpoolern vor der Baumwollbörse in der Old Hall Street. Nicht um ihr Imperium zu beherrschen, sondern um es aufzulösen. An diesem Tag wurde die „wertvolle Clubeinrichtung“ versteigert, die ein Jahrhundert lang in den Büros der Liverpool Cotton Association gestanden hatte. Das Gebäude selbst war bereits ein Jahr zuvor wegen mangelnder Auslastung verkauft worden.¹

Über ein Jahrhundert lang war die 1841 gegründete Vereinigung eine der mächtigsten Gruppen von Kaufleuten gewesen und hatte eine zentrale Rolle bei der Regulierung des globalen Baumwollhandels gespielt. Als die Käufer nun ihre ersteigerten Stühle, Schreibtische, Lampen, Regale, Sofas und Gemälde durch die Straßen dieser immer traurigeren Großstadt karrten, war es fast unvorstellbar, dass Liverpool einst eine der reichsten Städte der Welt gewesen war, der Dreh- und Angelpunkt, der Baumwollerzeuger in Nord- und Südamerika, Afrika und Asien mit europäischen Fabrikanten und Verbrauchern auf der ganzen Welt verband.

Nach 150 Jahren Marktherrschaft lag Ende der 1960er Jahre der Anteil Englands an den weltweiten Exporten von Baumwollgarn und Stoffen nur noch bei 2,8 Prozent. Von den über 600 000 Arbeitern, die einmal in britischen Fabriken gearbeitet hatten, blieben nur noch 30 000 übrig; die Baumwollstädte zerfielen zusehends. Schon 1958, als die Handelskammer von Manchester, lange Zeit die weltweit entschiedenste Verfechterin des Freihandels, erklärte, die britische Textilindustrie brauche Zollschutz, war dies ein ungewolltes, aber offensichtliches Eingeständnis der Niederlage.

Hundert Jahre zuvor sah die Welt der Baumwolle völlig anders aus. Ende Januar 1860 versammelten sich die Mitglieder der Handelskammer von Manchester im Rathaus zu ihrer Jahrestagung. Unter den 68 Unternehmern, die dort zusammenkamen, waren vor allem Baumwollkaufleute und Baumwoll-

* Der Beitrag basiert auf Auszügen aus „King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus“, dem jüngsten Buch des Autors, das im Verlag C.H.Beck erschienen ist.

1 Vgl. „Liverpool. By Order of the Liverpool Cotton Association Ltd., Catalogue of the Valuable Club Furnishings etc. to be Sold by Auction by Marsh Lyons & Co., Tuesday, 17th December 1963“, Liverpool, United Kingdom.

fabrikanten. In den vorangegangenen 80 Jahren hatten Männer wie sie Manchester zur bedeutendsten Industriestadt der Welt gemacht und zum Knotenpunkt eines globalen Netzwerks der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie. Diese Kaufleute erwarben Rohbaumwolle aus den verschiedensten Anbauregionen und belieferten damit die Fabriken in der Umgebung von Manchester, in denen sich mittlerweile zwei Drittel aller weltweit betriebenen Baumwollspindeln drehten. Ein riesiges Heer von Arbeitern war damit beschäftigt, diese Baumwolle zu Garn zu spinnen und zu Stoffen zu weben, die dann von Händlern auf den Weltmärkten veräußert wurden.

Der globale Kriegskapitalismus

Diese Baumwollfabrikanten und -kaufleute standen im Zentrum eines weltumspannenden Imperiums – nicht des Britischen Empire, sondern des Imperiums der Baumwolle. Sie herrschten über Fabriken, in denen zehntausende von Arbeitern riesige Spinnmaschinen und lärmende mechanische Webstühle bedienten. Sie kauften Baumwolle von den amerikanischen Sklavenplantagen und verkauften ihre Fabrikerzeugnisse auf den Märkten in den entlegensten Winkeln der Erde. Indessen waren ihre eigenen Angelegenheiten – die Produktion und der Verkauf von Baumwollgarn und -stoff – nahezu banal. Sie waren die Besitzer von lauten, schmutzigen, überfüllten Fabriken; sie lebten in Städten, die schwarz waren vom Ruß der kohlebetriebenen Dampfmaschinen, und atmeten den Gestank von menschlichem Schweiß und Abfall. Sie beherrschten ein Imperium, wirkten aber kaum wie Herrscher.

Wiederum gut hundert Jahre zuvor, Mitte des 18. Jahrhunderts, deutete wenig auf diese neue Welt hin, die da entstehen sollte. Natürlich wussten einige Europäer von feinen indischen Musselinen, Chintzen und Kattunen, die von den Franzosen *indiennes* genannt wurden und in den Häfen von London, Barcelona, Le Havre, Hamburg und Triest ankamen. Frauen und Männer in den ländlichen Gegenden Europas spannen und webten in Heimarbeit geringe Mengen Baumwolle, konnten jedoch mit den prachtvollen Stoffen des Ostens kaum konkurrieren. In Süd- und Mittelamerika, in der Karibik, in Afrika und besonders in Asien säten die Menschen Baumwolle auf ihren Süßkartoffel-, Mais- und Hirsefeldern. Sie spannen die Faser und webten aus ihr die Stoffe, die ihre Familien benötigten oder die ihre Herrscher einforderten. Seit Jahrhunderten oder sogar Jahrtausenden stellten diese Menschen in diesen Teilen der Welt Baumwollgewebe her und bedruckten sie. Einige dieser Textilien wurden weltweit gehandelt; manche waren so außergewöhnlich fein, dass sie als „gewobener Lufthauch“ bezeichnet wurden.

Dass sich die Welt binnen hundert Jahren derartig radikal und rasant veränderte, war nur möglich durch ein neues Instrument zur Organisation von Handel, Produktion und Konsum, das ich „Kriegskapitalismus“ nenne. Der Kriegskapitalismus ist eine besonders wichtige und oft verkannte Phase in der Entwicklung des Kapitalismus. Wir glauben für gewöhnlich, dass der Kapitalismus – zumindest in seiner globalisierten, von der Massenproduk-

tion geprägten Form – um 1780 mit der Industriellen Revolution aufkam. Aber er existierte lange vor den Maschinen und den Fabriken. Der Kriegskapitalismus gedieh nicht in den Fabriken, sondern auf Feldern; er war nicht mechanisiert, sondern flächen- und arbeitsintensiv, da er auf der gewaltsamen Enteignung von Land und Arbeitern in Afrika, Asien und den Amerikas beruhte. Diese Enteignungen brachten großen Wohlstand und neue Erkenntnisse mit sich, was wiederum den Reichtum, die Institutionen und Staaten Europas stärkte – alles zentrale Voraussetzungen für Europas herausragende wirtschaftliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. Viele Historiker haben diesen Impuls als Merkantilismus bezeichnet, aber „Kriegskapitalismus“ trifft die Rohheit und Gewalt dieses Prozesses wie auch seine enge Verbindung zur imperialen Expansion Europas wesentlich besser. Kriegskapitalismus war ein ständig ablaufender Prozess in einer ständig sich verändernden Gruppe von Orten, deren Verbindungen zueinander sich ständig wandelten.

Sklaverei als Basis: Vom Kriegs- zum Industriekapitalismus

Wenn wir an Kapitalismus denken, dann denken wir an Lohnarbeiter – aber diese erste Phase des Kapitalismus basierte im Wesentlichen nicht auf freier Arbeit, sondern auf der Sklaverei. Wenn wir an Kapitalismus denken, dann denken wir an Verträge und Märkte, aber die erste Phase des Kapitalismus gründete sich häufig auf den Einsatz von Gewalt und körperlichem Zwang. Wenn wir an Kapitalismus denken, dann denken wir an einen Rechtsstaat und einflussreiche Institutionen, die durch diesen gestützt werden, aber diese erste Phase des Kapitalismus, wenngleich zur Errichtung weltumspannender Imperien auf staatliche Unterstützung angewiesen, basierte häufig auf Enteignung und dem skrupellosen und ungebremsen Vorgehen privater Individuen – etwa von Plantagenbesitzern, die über Sklaven herrschten, oder von Kapitalbesitzern in der nordamerikanischen Peripherie, die sich die Ureinwohner unterwarfen. Dies alles führte dazu, dass die Europäer in der Lage waren, die jahrhundertealten Welten der Baumwolle zu dominieren, sie zu einem einzigen Imperium mit dem Zentrum Manchester zu verschmelzen und schließlich auch die globale Ökonomie aufzubauen, die uns heute selbstverständlich erscheint. Mit anderen Worten: Der Kriegskapitalismus brachte den Industriekapitalismus hervor.²

Im Baumwollimperium, dem Zentrum des Industriekapitalismus während seiner ersten 100 Jahre, brachten Millionen von Menschen ihre Tage damit zu, die auf der ganzen Erde verteilten Baumwollfelder zu bewirtschaften, Milliarden von Samenkapseln von den widerspenstigen Pflanzen zu pflücken, Baumwollballen von Karren auf Schiffe oder Züge zu verladen und,

2 Zu Kapitalismus und Sklaverei vgl. u.a. Eric Williams, *Capitalism & Slavery*, New York 1961; Philip McMichael, *Slavery in the Regime of Wage Labor: Beyond Paternalism in the U.S. Cotton Culture*, in: „Social Concept“, 6/1991, S. 10-28; Gavin Wright, *The Political Economy of the Cotton South: Households, Markets, and Wealth in the Nineteenth Century*, New York 1978; Joseph E. Inikori, *Africans and the Industrial Revolution in England: A Study in International Trade and Development*, New York 2002.

oft schon in sehr jungen Jahren, in den „satanischen Fabriken“ zu schuften. Kriege wurden geführt, um Zugang zu diesen fruchtbaren Feldern zu erhalten, unzählige Menschen wurden in Fesseln gelegt, Kindheiten zerstört, ehemalige Industriezentren entvölkert und Kämpfe für Freiheit und lebenserhaltende Mindestlöhne ausgefochten.

Männer und Frauen, die sich auf ihren kleinen Schollen durch den Anbau von Baumwolle und Nahrungspflanzen lange Zeit selbst versorgt hatten, mussten erleben, wie ihre Lebenswelt zusammenbrach. Sie ließen ihre landwirtschaftlichen Geräte zurück und zogen in die Fabriken. In anderen Teilen der Erde wurden viele, die an ihren eigenen Webstühlen gearbeitet hatten und Kleidung trugen, die sie selbst hergestellt hatten, von der rastlosen Produktion der Maschinen überrollt. Sie verließen ihre Webstühle und arbeiteten auf den Baumwollfeldern, von nun an in einem endlosen Teufelskreis von wirtschaftlichem Druck und Schulden gefangen. Das Imperium der Baumwolle war von Anfang an Schauplatz eines permanenten globalen Konfliktes zwischen Sklaven und Plantagenbesitzern, Kaufleuten und Politikern, Bauern und Händlern, Arbeitern und Fabrikbesitzern. So leitete das Reich der Baumwolle die moderne Welt ein.

Baumwolle und globaler Handel

Baumwolle begann den globalen Handel zu dominieren. Baumwollfabriken übertrumpften jede andere Industrie in Europa oder Nordamerika. Der Baumwollanbau beherrschte die Wirtschaft der Vereinigten Staaten während eines Großteils des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche neue industrielle Herstellungsmethoden kamen zuerst im Bereich der Baumwollfabrikation auf. Die Fabrik selbst war eine Erfindung der Baumwollindustrie, ebenso wie die Verknüpfung der Sklavenplantagen in Nord- und Südamerika mit der Verarbeitung in Europa. Da die Baumwollindustrie für viele Jahrzehnte Europas wichtigster Industriezweig war, wurde sie zur Quelle für riesige Gewinne, die wiederum zum Aufbau anderer Segmente der europäischen Wirtschaft beitrugen. Die Baumwolle war auch die Wiege der Industrialisierung in praktisch jedem anderen Teil der Erde – den Vereinigten Staaten und Ägypten, Mexiko und Brasilien, Japan und China. Zugleich führte Europas beherrschende Stellung in der weltweiten Baumwollindustrie zu einer Welle der Deindustrialisierung fast überall sonst auf der Welt, was eine neue und sehr einseitige Form der Integration der Weltwirtschaft ermöglichte.

Der Aufbau des Industriekapitalismus, der während der 1780er Jahre im Vereinigten Königreich begann und sich dann in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts über Kontinentaleuropa und die USA ausbreitete, schuf die Voraussetzungen für den weiteren Wandel des Baumwollimperiums.

Starke Staaten spielten nun eine zentrale Rolle für den Aufstieg des Industriekapitalismus, und Kapitalbesitzer gewannen an Wohlstand und Macht Hand in Hand mit der Expansion dieser Staaten. Mit der immer wichtigeren Rolle des Staates, der zur mächtigsten, am schnellsten expandierenden und

dauerhaftesten Institution überhaupt wurde, wuchs aber auch der Einfluss der Bewohner dieser Staaten. Die Nationalisierung von Kapital bedeutete zugleich einen Machtzuwachs für die Menschen, die dieses Kapital tagaus, tagein in den Fabrikgebäuden produzierten: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen Arbeiter sich kollektiv zu organisieren, in Gewerkschaften wie in politischen Parteien, und es gelang ihnen langsam, über mehrere Jahrzehnte hinweg, ihre Lohn- und Arbeitsbedingungen zu verbessern. Dies wiederum erhöhte die Produktionskosten in Europa und Nordamerika und brachte Hersteller in anderen Teilen der Erde ins Spiel, die kostengünstiger produzierten. Mit der Wende zum 20. Jahrhundert wanderte das Modell des Industriekapitalismus rasch auch in andere Länder und wurde von deren modernisierenden Eliten übernommen. In der Folge verließ die Baumwollindustrie Europa und Neuengland und kehrte zu ihren Ursprüngen im globalen Süden zurück.

Weltprodukt Baumwolle: Vom alten zum neuen Imperium

Doch obwohl damit Europa und zunehmend auch die USA für dieses unglaublich effektive und erschreckend gewalttätige Produktionssystem marginal wurden, besteht das Imperium selbst fort, wenn auch in ganz veränderter Form. Heute erzeugt und verbraucht die Welt mehr Baumwolle als je zuvor. Während Hemden und Blusen etwa für den deutschen Markt vor einem Jahrhundert jedoch vielleicht in einer Werkstatt in Berlin oder Frankfurt aus Stoff genäht wurden, der in Sachsen aus amerikanischer Baumwolle gewebt wurde, bestehen sie heute aus chinesischer, indischer, usbekischer oder senegalesischer Baumwolle, die in China, Pakistan oder der Türkei gesponnen und gewoben und dann in Bangladesch oder Vietnam vernäht werden. Wenn das frühere Baumwollimperium überhaupt noch Teil daran hat, so in Form amerikanischer Baumwolle.

In den USA gibt es gegenwärtig noch 25000 hochkapitalisierte Farmer, vor allem in Arizona und Texas. Ihre Baumwolle ist auf dem Weltmarkt allerdings so wettbewerbsschwach, dass man riesige Subventionen zur Aufrechterhaltung der Produktion benötigt, in manchen Jahren so viel wie das Bruttoinlandsprodukt von Benin, einem weiteren wichtigen Baumwollproduzenten.³ Die Textilfabriken, die einmal so wichtig für die Wirtschaft Europas und Nordamerikas waren, sind fast völlig verschwunden. Sofern diese massigen Gebäude nicht abgerissen wurden, sind sie heute Einkaufszentren, Künstlerateliers, schicke Loftwohnungen oder Museen.

Was damit unsichtbar geworden ist, ist die größte Erfindung des Baumwollimperiums: das weltumspannende Netzwerk, das landwirtschaftliche Produzenten, Fabrikanten und Konsumenten verband, ein Netzwerk, das sich zwar radikal verändert hat und weit weg von diesen Museen liegt, aber weiterhin existiert. Millionen Farmer erzeugen Baumwolle in Afrika, Asien

3 Vgl. John Baffes, The „Cotton Problem“, The World Bank Research Observer, 20, 1 (1.4.2005), S. 116.

und Nord- und Südamerika, und jeden Morgen strömen Millionen Arbeiter in chinesische, indische, pakistanische und andere Textilfabriken. Heute werden 90 Prozent der in Deutschland verkauften Kleidungsstücke im Ausland hergestellt, vor allem in Asien.

Baumwollgigant China

Allein China liefert Deutschland jedes Jahr rund 25 Prozent seiner Textileinfuhren, gefolgt von der Türkei, Bangladesch und Indien. In Chinas Fabriken steht fast die Hälfte aller Spindeln und Webstühle der Welt. Sie verarbeiten 43 Prozent aller Rohbaumwolle (Asien insgesamt verarbeitet 82,2 Prozent) gegenüber 4,2 Prozent in den USA und 0,7 Prozent in Europa. Die globale Textilverarbeitung ist damit in das asiatische Herz der vorindustriellen Baumwollindustrie zurückgekehrt.

Doch nicht nur die Zentren der Baumwollverarbeitung, auch die des Baumwollanbaus haben sich verschoben. 1860 besaßen die USA fast ein Monopol auf den Anbau für den Export, heute stammen nur noch 14 Prozent der Baumwolle aus Nordamerika. Es führen China und Indien mit 34 bzw. 26 Mio. Ballen jährlich gegenüber 17 Mio. aus den USA.

Die weltweite Produktion von Baumwolle hat sich seit 1920 versiebenfacht. Baumwollerzeugung ist für die Volkswirtschaft vieler Entwicklungsländer immens wichtig geworden, vor allem in Asien und Westafrika. Allein in Zentral- und Westafrika sind schätzungsweise 10 Millionen Farmer von Baumwolle abhängig. Schätzungen zur Gesamtzahl derer, die mit Anbau und Verarbeitung von Baumwolle beschäftigt sind, reichen von 110 Mio. Haushalten im Anbau, 90 Mio. in Transport, Entkörnung und Aufbewahrung, 60 Mio. an Spinn- und Webmaschinen bis zu einer Gesamtzahl – in allen Branchen – von 350 Millionen Menschen. Das ist eine Zahl, die nie zuvor in der Weltgeschichte erreicht wurde, sie entspricht zwischen drei und vier Prozent der Weltbevölkerung. Über 35 Mio. Hektar werden für den Anbau genutzt, etwa die Fläche Deutschlands.⁴

Die zerstörerischen Folgen der Baumwollindustrie

Manche Staaten zwingen ihre Bürger zum Baumwollanbau, trotz häufig katastrophaler Folgen für deren Lebensbedingungen sowie die Umwelt – genau wie die europäischen Kolonialmächte in Afrika ein Jahrhundert zuvor. Usbekistan zum Beispiel, einer der zehn größten Baumwollexporteure der Welt, zwingt seine Landbevölkerung weiterhin, Baumwolle anzubauen, obwohl die Bewässerung der ariden Böden den Aralsee weitgehend ausgetrocknet und große Teile des Landes praktisch zu Salzpfannen gemacht hat. „Wir zerstören uns selbst“, sagte ein usbekischer Bauer 2008 zu einem Journalisten.

4 Vgl. International Cotton Advisory Committee, *Cotton: Review of World Situation*, 66 (2012), S. 5; die Schätzung von 350 Millionen ist aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, 1.4.2010.

Darüber hinaus hat die Entwicklung neuer, genetisch veränderter Baumwollpflanzen die Belastung für einige Farmer verdoppelt. Die Samen dieser Pflanzen sind teurer in Kauf und Pflege, aber auch weit produktiver, wodurch gleichzeitig die Kosten steigen und die Preise sinken. Viele tadschikische Baumwollpflanzer sind beispielsweise in einem Teufelskreis von Schulden und erzwungener Baumwollerzeugung gefangen, genau wie ihre Vorgänger vor über hundert Jahren in Indien und den US-Südstaaten. Baumwollerzeuger sind allgemein nach wie vor relativ machtlos. 2005 trieb in Indien eine Saison mit wenig Regen und großen Ernteausfällen hunderte von hochverschuldeten Farmern, die genetisch veränderte Baumwolle anbauten, in den Selbstmord: Sie tranken ihre eigenen Pestizide.

Das ist kein Einzelfall. Baumwollproduktion ist nach wie vor eine oft brutale Quälerei.⁵ Und die ökologischen Folgen ihrer Produktion sind oft genauso gravierend wie ihre sozialen Folgen. Baumwolle ist eine der chemieintensivsten Feldfrüchte – angeblich werden 25 Prozent der Insektizide und 12 Prozent der Herbizide, die weltweit benutzt werden, zum Baumwollanbau eingesetzt. Und in Zeiten weltweiter Wasserknappheit ist Baumwolle unglaublich durstig: Für die Herstellung der Baumwolle für ein einziges T-Shirt sind 2700 Liter Wasser erforderlich.

Wal-Mart, Metro und Carrefour: Handelsketten als Schlüsselakteure

Eine der wenigen Übereinstimmungen zwischen dem Beginn des 21. Jahrhunderts und der vorindustriellen Welt der 1780er Jahre ist die neuerliche Präsenz Asiens in der Welt der Baumwolle. Sowohl Anbau als auch Verarbeitung zu Garn und Stoffen sind seit den 1920er Jahren in die asiatischen Staaten zurückgewandert. Dabei wenden asiatische Kapitalbesitzer und staatenbildende Nationalisten die europäischen Strategien, Territorien zu durchdringen und Arbeitskräfte zu beherrschen, auf ihr eigenes postkoloniales, manchmal sogar postkapitalistisches Hinterland an.

Diese Staaten verbinden auf neuartige Weise die Methoden des imperialen Kapitalismus mit nationalen Entwicklungsprojekten; Bürokraten und Unternehmer aller Art träumen vom „großen Sprung nach vorn“. Binnen eines Jahrhunderts zogen sie die geographischen Grenzen des Baumwollimperiums neu: Die einzigartige Kombination aus niedrigen Löhnen und mächtigen Staaten machte es möglich, dass Baumwollanbau und -verarbeitung erneut in dem Teil der Welt florierten, wo Baumwolle 5000 Jahre zuvor zuerst angebaut worden war. So mächtig ist der Aufstieg Asiens, dass asiatische Staaten, insbesondere China, immer mehr darauf drängen, selbst die Regeln des globalen Baumwollhandels zu bestimmen.⁶

5 Vgl. Sabrina Tavernise, *Old Farming Habits Leave Uzbekistan a Legacy of Salt*, in: „New York Times“ (NYT), 15.6.2008; *Ministry blames Bt cotton for farmer suicides*, in: „Hindustan Times“, 26.3.2012.

6 Vgl. Amy A. Quark, *Transnational Governance as Contested Institution-Building: China, Merchants, and Contract Rules in the Cotton Trade*, in: „Politics & Society“, 3/2011, S. 3-39.

Heute hat sich das Kräftegleichgewicht zwischen landwirtschaftlichen Erzeugern, Fabrikanten, Kaufleuten und Politikern erneut verschoben. Es ist ganz normal, wenn Baumwolle in Usbekistan, Togo oder Indien geerntet wird und dann über eine Spinnerei in Shanghai und eine Schneiderei in Vietnam an die Kleiderstange eines Geschäfts in Offenbach gelangt. Die ausgedehnten Netzwerke, über die die Faser durch ihre verschiedenen Stadien bewegt wird, werden nicht mehr von Fabrikanten oder Baumwoll- und Stoffhändlern zusammengehalten. Vielmehr sind es riesige Handelsketten wie Wal-Mart, Metro oder Carrefour, die die Warenketten aus Unternehmern, Subunternehmern, Farmern, Fabriken und Niedrigstlohn-Sweatshops bestimmen. Fabrikanten „drücken“ ihre Produkte nicht mehr in den Markt – die Produkte werden von Handelsketten über die Ozeane „gezogen“; so können sie Hersteller, Unternehmer und Arbeiter gegeneinander ausspielen, um die schnellste Lieferung und die niedrigsten Kosten zu erzielen.⁷

Der Machtzuwachs der Staaten

Diese Wiederkehr der Händler als Schlüsselakteure, besonders seit den 1990er Jahren, in Form von Handelsketten und Markenfirmen ist überraschend. Deren Macht erinnert in mancher Hinsicht an die Bedeutung der Kaufleute in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Doch ab den 1860er Jahren waren die Hauptakteure im Baumwollimperium mächtige Staaten, im Zusammenwirken mit Industriellen. Staaten waren bei der Transformation des globalen Baumwollanbaus in den Vordergrund getreten und hatten dabei für nationale Fabrikanten und – innerhalb sorgfältig definierter Grenzen – auch für organisierte Textilarbeiter eine zentrale Rolle geschaffen.

Diese Trends hatten sich bis in die 1970er Jahre immer weiter verstärkt. In England, um das prominenteste Beispiel zu nennen, übernahm die Regierung 1941 als Reaktion auf die Kriegsbedingungen den gesamten Baumwollmarkt, einschließlich dem Kauf und Verkauf von Rohbaumwolle. Das blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg so. Die Kaufleute, die zuvor ein weltumspannendes Netzwerk aufgebaut hatten, mussten nun die Regierung anbetteln, ihre Interessen nicht ganz zu vergessen. Die „New York Times“ schrieb 1946, „dieses Handeln mit Bezug auf Baumwolle zeigt ein weltweites Misstrauen des freien Marktes [...] in Verbindung mit einem grenzenlosen Vertrauen in die Magie staatlicher ‚Planung‘.“ Erst als eine konservative Regierung an die Macht kam und 1953 ein neues Baumwollhandelsgesetz verabschiedete, öffnete der Markt in Liverpool wieder, litt aber weiter unter „Subventionen, Abgaben und Währungsschwankungen“.

Als Reaktion auf das „Schrumpfen des kaufmännischen Elements im Markt“ verkaufte die *Liverpool Cotton Association* 1963 eben ihre Einrichtung. Auf der anderen Seite des Atlantiks spielte der Staat ebenfalls eine immer größere Rolle in der Baumwollindustrie. Wegen der katastrophalen

⁷ Vgl. Nelson Lichtenstein, The Return of Merchant Capitalism, in: „International Labor and Working-Class History“, 81/2012, S. 8-27.

Agrarkrise der 1920er Jahre und der folgenden Weltwirtschaftskrise wurden in der Politik des New Deal die Produktion der Nachfrage angepasst und die Baumwollfarmer subventioniert – zunehmend umstrittene Maßnahmen, die aber bis heute fortbestehen. Der Foreign Agricultural Service (FAS), eine Abteilung innerhalb des Landwirtschaftsministeriums der USA, entstand 1953, um überall auf der Welt Märkte für amerikanische Baumwolle zu erschließen. Bis heute hat sich seine Aufgabe nicht geändert. Gleichzeitig sollten Zölle und andere Maßnahmen die unter immer stärkerem Druck stehende Spinn- und Webindustrie schützen. Dennoch schloss 1965 sogar im Textilzentrum Fall River die letzte Fabrik.⁸ 1974 unterzeichneten die USA und England das sogenannte Multifaser-Abkommen, um ihre jeweilige Baumwollindustrie weiter zu schützen. In den 1970er Jahren war der amerikanische Baumwollkomplex ebenso abhängig von staatlicher Hilfe geworden wie die Überreste des britischen.

Mitte des 20. Jahrhunderts kam es weltweit zum Machtzuwachs der Staaten. Am extremen Rand propagierten Franco in Spanien und Perón in Argentinien den heimischen Baumwollanbau, um ihre Länder vom Weltmarkt zu isolieren, während Nazideutschland in den besetzten Gebieten Zwangsarbeiter für seine Textilfabriken gefangen nahm.

Doch nirgends war die Macht der Regierung größer als in postkolonialen und postkapitalistischen Staaten, was sich am besten am „großen Sprung nach vorn“ des kommunistischen China und an den Fünfjahresplänen des unabhängigen Indien zeigt. Staatliche Planer strebten gewaltige Zuwächse bei Anbau und Verarbeitung an; die Produktion schoss in die Höhe. In China brachten niedrige Betriebskosten und großzügige Farmerkredite zusammen mit der Anwendung von Kunstdünger und Insektiziden auf zusammengelegtem und verstaatlichtem Land und der Präferenz hochproduktiver Sorten erstaunliche Zuwachsraten im Anbau.

Auch die Verarbeitung expandierte. 1952 produzierte China 656 000 Tonnen Baumwollgarn, ein bemerkenswerter Anstieg gegenüber früheren Jahrzehnten, aber noch weit hinter den Weltmarktführern. 1957 war China an die dritte Stelle vorgerückt und produzierte 2,5-mal so viel Garn wie England. 1983 kamen dann 3,27 Mio. Tonnen aus den gewaltigen staatlichen Fabriken, denn die chinesische Regierung sah die Entwicklung ihrer Textilindustrie als wichtig für die nationale Wirtschaftsentwicklung an. Indien verfolgte eine ähnliche Strategie.

Die Dominanz Chinas – eines selbst erklärten Arbeiter- und Bauernstaats – wäre den Baumwollkönigen des frühen 19. Jahrhunderts als Halluzination vorgekommen, den Hammonds aus South Carolina, den Rylands aus Manchester, den Dollfus aus Mulhouse, den Barings aus Liverpool und den Volkarts aus Winterthur. Sie hätten sich nicht vorstellen können, dass im Jahre 2008 eine halbmilitärische Einheit der Volksrepublik China, das Xinjiang Production and Construction Corps, 1,3 Mio. Tonnen Baumwolle produzieren würde, 5 Prozent der weltweiten Erntemenge. Doch diese Verbindung

8 John T. Cumbler, *Working-class Community in Industrial America: Work, Leisure, and Struggle in Two Industrial Cities, 1880-1930*, Westport, CT 1979, S. 139.

von Staatsbildung und Industrialisierung war nun üblich geworden. Sie hatte längst auch in anderen Regionen Erfolg, etwa in der Sowjetunion, die die zentralasiatische Landwirtschaft weiter transformierte, um einen wahrhaft spektakulären Anstieg des Rohbaumwollertrags zu erzielen. 1980 produzierte die UdSSR über 2,7 Mio. Tonnen Baumwolle, was sie zum zweitgrößten Produzenten nach China machte. Ihre atemberaubenden Zuwächse – allein von 1950 bis 1966 stieg die Produktion um rund 70 Prozent an – waren nur wegen der hohen staatlichen Investitionen in Bewässerung, Kunstdünger und Maschinen möglich.

Die prominente Rolle des Staates in postkolonialen und postkapitalistischen Gesellschaften bedeutete keine Rückkehr zum Kriegskapitalismus des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, sondern ein Schärfen der Werkzeuge und eine Verstärkung der Methoden des Industriekapitalismus. Obwohl Zwang weiterhin eine wichtige Rolle bei der Mobilisierung von Arbeitskräften spielte, war direkte körperliche Gewalt nun der extremste Rand des Industriekapitalismus. Ihn kennzeichnet ein gewaltig gestärkter Staat in uneingeschränktem Streben nach industrieller Revolution. Trotz wichtiger Unterschiede zwischen dem globalen Süden, Europa und Nordamerika ist es langfristig gesehen höchst bemerkenswert, wie sich die Entwicklung des Baumwollimperiums im Lauf des 20. Jahrhunderts immer mehr den Zielen der staatlich geführten Entwicklung annäherte. Staatlich gelenkte Wirtschaftsplanung, die ihre ersten großen Siege in Europas verstreuten imperialen Besitzungen gefeiert hatte, war nun weltweit die effiziente und scheinbar unausweichliche Norm.

Die Verflüssigung des Baumwollkapitals

Doch auch diese besondere Form des Kapitalismus im 20. Jahrhundert war vergänglich. Die Führung im Baumwollimperium übernahmen ab den 1970er Jahren riesige Firmengebilde, die ihre Markenwaren auf der ganzen Welt beziehen, um sie an Konsumenten auf der ganzen Welt zu verkaufen. Das Wachstum dieser neuen Gruppe wurde sehr stark durch zwei größere Verschiebungen unterstützt, mit denen sie selbst nichts zu tun hatten. Als die verarbeitende Industrie, besonders bei Baumwolltextilien, immer weniger wichtig für die europäische und nordamerikanische Wirtschaft wurde, schrumpfte auch die Fähigkeit dieser Staaten, sie zu gestalten.

Der Aufstieg neuer Kaufleute war zudem auch das ungewollte Ergebnis eines großen staatlichen Erfolgs. Mitte des 20. Jahrhunderts hatte der Staat endgültig die globale Landwirtschaft transformiert; die Kapitalisierung des Alltagslebens hatte ein ganz neues Niveau erreicht.

Die meisten Menschen auf der Welt waren nun unauflöslich in Warenproduktion und -konsum eingebunden. Somit brauchten Kapitalbesitzer den Staat nicht mehr, um Bauern zu Baumwollerzeugern und zu einem Reservoir von Arbeitskräften für die Textilherstellung oder zu Verbrauchern dieser Textilien zu machen. Dieser Prozess war bereits weit fortgeschritten, des-

wegen können diese neuen Kaufleute heute von einem größeren Markt von Konsumenten und einem größeren Arbeitskräftereservoir profitieren als je zuvor. Doch ihre Erfolge verdankten sich auch ihrer Fähigkeit, die Produktion global zu organisieren, Marken zu schaffen und ihre Waren auf der ganzen Welt zu verkaufen.

Anders als im 19. Jahrhundert konzentrieren sich die modernen Handelsunternehmen nicht auf den Handel mit Rohbaumwolle, Garnen und Stoffen, sondern den mit Kleidung. Sie kaufen von den billigsten Anbietern, ohne sich mit der Herstellung selbst zu befassen. Dann konzentrieren sie ihre Energie darauf, Kanäle zum Verkauf dieser Waren mit ihren Markenzeichen zu bilden, wie die amerikanische Textilkette Gap (Slogan: „Get together“), das chinesische Textilhaus Meters/bonwe („Be different“) oder der deutsche Sportwarenhersteller Adidas („Adidas is all in“), aber auch neue Formen des Einzelhandels zu entwickeln, wie Wal-Mart (USA), Metro und Lidl (Deutschland) und Lojas Americanas S. A. (Brasilien).

Um diese globale Lieferkette im Griff zu behalten, bedürfen sie zwar immer noch staatlicher Macht, aber ihre Abhängigkeit von einem bestimmten Staat hat stark abgenommen. Infolgedessen fördern sie die Konkurrenz nicht nur unter Herstellern und unter Erzeugern, sondern auch unter Staaten. Damit ist der Schutz, den starke Nationalstaaten zumindest einem Teil ihrer Arbeiter für eine Phase des 20. Jahrhunderts boten, allmählich zersetzt worden. Arbeiter sind heute immer mehr den Launen von Firmen ausgesetzt, die alle Formen der Produktion einfach um die Welt verschieben können. Globalisierung ist im Baumwollimperium nichts Neues, aber die Fähigkeit von Unternehmern, sich einzelne Staaten auf der ganzen Welt zunutze zu machen und damit von den Ansprüchen aller frei zu bleiben, ist neu. Der Staat als die Institution, die den Aufstieg der Kapitalbesitzer zu Wohlstand und Macht erst ermöglichte, braucht nun immer dringender deren Investitionen.

Die anhaltende Staatsabhängigkeit der Baumwollindustrie

Bei aller Prominenz der modernen Bekleidungsriesen und Handelsketten dürfen wir aber bestimmte kontinuierliche Muster nicht übersehen: Die Baumwollunternehmer sind weiterhin auf den Staat angewiesen – auf viele subtile Arten und auf einige weniger subtile. In den USA halten, wie erwähnt, riesige Subventionen die Baumwollfarmer im Geschäft. 2001 zahlten die USA eine Rekordsumme von 4 Mrd. Dollar als Subventionen an Baumwollherzeuger – 30 Prozent mehr als der Marktwert der Ernte.

Anders ausgedrückt, waren diese Subventionen dreimal so hoch wie die gesamte US-Entwicklungshilfe dieses Jahres für Afrika – einen Teil der Welt, wo die Produktionskosten der Baumwolle nur ein Drittel der amerikanischen ausmachten. Tatsächlich verklagte Brasilien 2002 die Vereinigten Staaten bei der Welthandelsorganisation, weil die staatlichen Baumwollsubventionen ein Bruch früherer Handelsabkommen seien. Man einigte sich unter anderem darauf, dass die US-Regierung nun auch die brasilianische

Baumwollwirtschaft unterstützt, mit 147,3 Mio. Dollar jährlich. Und auch die Europäische Union unterstützt ihre kleinen Baumwollerzeuger in Spanien und Griechenland mit Subventionen in Höhe von 160 bis 189 Prozent des Weltmarktpreises. Hoch subventionierte Baumwolle wird dann auf die Weltmärkte gepumpt und drückt die Preise für produktivere Erzeuger in Afrika und anderswo.⁹

Ein gigantischer Unterbietungswettlauf

In anderen Teilen der Welt spielen Staaten ihre aktive Rolle durch die Mobilisierung von Arbeitskräften weiter und stellen Handelsketten dadurch mehr Baumwolle für immer billigere Kleidung zur Verfügung. In Usbekistan zwingt der Staat Kinder, bei der Baumwollernte zu helfen (man schätzt, dass bis zu zwei Millionen Kinder unter 15 Jahren auf die Felder geschickt werden), was laut der International Crisis Group „nur unter den Bedingungen politischer Unterdrückung möglich ist“.¹⁰ In China hält derweil die staatliche Unterdrückung unabhängiger Gewerkschaften die Löhne niedrig. Die Emanzipation der Kapitalbesitzer vom Staat ist also nicht vollständig – der Staat ist sogar weiterhin sehr wichtig –, aber weil das Baumwollkapital selbst flüssig geworden und nicht mehr an bestimmte Territorien gebunden ist, kommt es viel weniger auf bestimmte Nationalstaaten an. Nicht nur die geographische Gestalt des Baumwollimperiums hat sich auf diese Weise erneut verschoben, sondern auch das fragile Gleichgewicht der Kräfte zwischen landwirtschaftlichen Erzeugern, Kaufleuten, Herstellern und dem Staat.

Das Baumwollimperium hat einen gigantischen Unterbietungswettlauf ausgelöst, der keine anderen Grenzen kennt als die des Erdballs. Selbst die chinesische Produktion ist jetzt durch noch niedrigere Löhne an anderen Orten bedroht.¹¹ Diese permanenten Verschiebungen innerhalb des Baumwollimperiums deuten auf ein wesentliches Element des Kapitalismus allgemein: seine Fähigkeit zur ständigen Anpassung. Immer wieder erzeugte eine scheinbar unüberwindliche Krise in einem Teil des Baumwollimperiums eine kreative Reaktion in einem anderen. Die endlose Revolution des Kapitalismus geht also weiter.

9 Vgl. Oxfam, *Cultivating Poverty*; in: NYT, 5.8.2003, A18; ebd., 13. 9. 2003, A26. In den letzten zehn Jahren haben die Baumwollsubventionen der US-Regierung zwischen einer und vier Mrd. US-Dollar jährlich gelegen. Vgl. auch John Baffes, *Cotton Subsidies, the WTO, and the „Cotton Problem“*, The World Bank Development Prospects Group & Poverty Reduction and Economic Management Network, Policy Research Working Paper 566/2011, S. 18.

10 International Crisis Group, *Joint Letter to Secretary Clinton regarding Uzbekistan*, Washington, DC, 27.9.2011.

11 Vgl. Xi Jin, *Where's the Way Out for China's Textile Industry?*, in: „Cotton: Review of World Situation“, 66/2012, S. 10.

Von Primark bis Hugo Boss: Geschäfte ohne Skrupel

Von Gisela Burckhardt

Nichts Passendes anzuziehen, obwohl Kleider- und Schuhschrank aus allen Nähten, pardon: Scharnieren platzen? Je nach persönlicher Kassenlage geht der eine dann in den Boss-Store, die andere zu Primark. Die einen locken mit Luxuslooks, die anderen mit coolen Klamotten zum Schnäppchenpreis. Gestern Fast Food, heute Fast Fashion! Tatsächlich scheint sich das Kleiderkarussell zwischen Einkauf und Entsorgung immer schneller und schneller zu drehen. Laut Statistischem Bundesamt haben die Deutschen noch nie so viel für privaten Konsum ausgegeben wie im Jahr 2013, nämlich 1,57 Billionen Euro. Vor allem junge Menschen verfallen angesichts von Billigklamotten und Billigaccessoires dem Konsumrausch. Shoppen wird zur Freizeitbeschäftigung. Es kostet ja auch fast nichts.

Den Preis dafür zahlen die Arbeiterinnen in den Textilfabriken – mit Hungerlöhnen, Überstunden und nicht selten mit ihrem Leben. Am Beispiel eines typischen H&M-T-Shirts lässt sich zeigen, wie sich der Preis eines T-Shirts heute ungefähr zusammensetzt. Das meiste Geld (58 Prozent) geht an den Einzelhandel (speziell in Europa, wo Ladenmiete und Personal stark zu Buche schlagen). Rund 13 Prozent gehen an den Konzern H&M, der damit seine Kosten etwa für die teure Werbung abdeckt, aber auch saftige Gewinne einstreicht (plus 20 Prozent im ersten Halbjahr 2014), und nur 2,6 Prozent gehen an die Näherin in Bangladesch.

Seit dem verheerenden Brand der Tazreen-Fabrik in Ashulia und dem Einsturz des Rana-Plaza-Gebäudes in der Nähe der Hauptstadt Dhaka¹ gilt Bangladesch als das bittere Synonym für unmenschliche Produktionsbedingungen und gewissenlose Geschäftemacherei in der weltweiten Bekleidungsindustrie. Diese ist seit einigen Jahren der am stärksten boomende Wirtschaftszweig des Landes. In der Bekleidungsindustrie werden inzwischen gut 80 Prozent der Exporterlöse Bangladeschs erwirtschaftet. Fast alle bekannten Unternehmen lassen dort produzieren. Die Lohnkosten sind niedriger als irgendwo sonst auf der Welt; und die Auflagen hinsichtlich der Sozial- und Umweltstandards – sofern sie überhaupt existieren – lassen sich

* Der Beitrag basiert auf Auszügen aus „Todscheck. Edle Labels, billige Mode – unmenschlich produziert“, dem neuen Buch der Autorin, das soeben im Wilhelm Heyne Verlag erschienen ist.

1 Am 24.11.2012 starben 112 Näherinnen beim Brand in einer Fabrik der Tazreen Fashion Limited, Hunderte wurden verletzt. Am 24. April 2013 stürzte ein mehrstöckiges Gebäude mit fünf Textilfabriken ein. 1134 Menschen starben, 1800 wurden zum Teil schwer verletzt.

besonders leicht umgehen.² Die Leidtragenden dieses Systems sind überwiegend Frauen.

Immerhin hat sich seit der Rana-Plaza-Katastrophe und den zahlreichen Reportagen, Talkshows und Berichten zum Thema bei vielen europäischen Konsumentinnen und Konsumenten das Bewusstsein für die Situation der Textilarbeiterinnen geschärft. Allerdings zeigt sich, dass bei den meisten vor allem *eine* Information verankert ist: Billigklamotten = Billigproduktion. Speziell KiK wird immer wieder als Negativbeispiel genannt. Von jenen, die (zu Recht) über KiK die Nase rümpfen und einen großen Bogen um die Läden des Textildiscounters machen, gehen jedoch viele regelmäßig „beim Kaiser's“ um die Ecke einkaufen. „Immer eine gute Idee“? Nicht unbedingt. Denn Kaiser's gehört (noch) ebenso wie KiK zur Tengelmann-Unternehmensgruppe. Wieder ist es das werbebasierte Markenimage, sprich: der äußere Schein samt seiner Assoziationen, der das Kundenverhalten bestimmt.

Luxuslabels und Discounterriesen

Insbesondere die deutschen Textilverbände erklären gerne, dass ihre Mitglieder – das sind die Markenhersteller und nicht die großen Handelshäuser – unter angemessenen Arbeitsbedingungen produzieren lassen. Unwürdige Arbeitsbedingungen gebe es nur bei den Lieferanten der großen Handelsmarken und Discounterriesen. Der Textilverband GermanFashion gibt an, dass rund 65 Prozent der in Deutschland verkauften Bekleidung vom Handel importiert und nur noch 35 Prozent von deutschen Firmen – im Ausland – produziert werden.³ So will er die Schuld an den schlimmen Arbeitsbedingungen in Bangladesch auf die Händler abschieben. Doch unter diesen 35 Prozent deutscher Produzenten befinden sich bekannte Luxusmarken wie Hugo Boss, Seidensticker und Willy Bogner oder Unternehmen des mittleren Preissegments wie Esprit, S.Oliver und Gerry Weber und auch der Sportartikelhersteller Adidas. Alle diese umsatzstarken Unternehmen lassen vermutlich in Bangladesch produzieren – laut eigenen Aussagen natürlich unter Einhaltung der Sozialstandards. Nach dem Einsturz des Rana-Plaza-Gebäudes beeilten sich die Markenproduzenten zu versichern, dass ihre Lieferanten alle Sozial-, Gesundheits- und Sicherheitsstandards einhalten. Ihre Verlautbarungen variierten stets ein und dieselbe Botschaft: Rana Plaza? Ohne uns! In solch maroden Gebäuden lassen doch nur KiK und Konsorten herstellen.

Doch weit gefehlt: Tatsächlich scheint es zwischen den Produktionsbedingungen teurer Markenkleidung und denen billiger Massenware gar keinen großen Unterschied zu geben. Die Vertreter der lokalen Partnerorganisationen von NGOs wie FEMNET oder der Clean Cloth Campaign (CCC) berichten jedenfalls immer wieder, dass die teuren Marken in denselben Fabriken in Bangladesch produzieren lassen wie die billigen Handelsketten.

2 Nur Myanmar wird langsam zum Konkurrenten, allerdings ist die Textilindustrie dort erst im Aufbau und hat längst nicht die Kapazitäten wie in Bangladesch.

3 Vortrag von Thomas Rasch, Hauptgeschäftsführer von GermanFashion, am 19.5.2014 in Düsseldorf.

Exemplarisch lässt sich dies an dem renommierten Kleidungshersteller Hugo Boss zeigen. Mit einem Umsatz von 2,3 Mrd. Euro im Jahr 2012 ist Boss der sechstgrößte Bekleidungslieferant Europas.⁴ Bis heute ist der elegante Zweio- oder Dreiteiler das Markenzeichen des Labels, das Mitte der 80er Jahre an die Börse ging. Zehn Jahre später weitete die Hugo Boss AG ihre Marketingaktivitäten aus. Zum Sportsponsoring – ganz Boss-adäquat in der teuren Formel 1 und im Tennis Davis Cup – kam jetzt das Kultursponsoring hinzu: Seit 1996 unterstützt der deutsche Bekleidungskonzern die Solomon R. Guggenheim Foundation mit dem jährlich ausgelobten Hugo Boss Prize; seit 1999 ist er Kultursponsor der Salzburger Festspiele.

Fast jede und jeder kennt diesen Anbieter hochpreisiger Kleidung und Accessoires. Bei einem sogenannten Brand-Feel-Ranking im Sommer 2014 überzeugte Hugo Boss mit dem besten Markenbild und ließ Giorgio Armani, JOOP und Tommy Hilfiger hinter sich. „Die Kenner vertrauen Boss und empfinden die traditionsreiche Marke als besonders, qualitativ hochwertig und besser als andere Modelabels.“⁵ Ein solches Image will gut gehegt und gepflegt sein – gerade in Zeiten, da die globale Bekleidungsindustrie ins Visier der breiten Öffentlichkeit geraten ist. Deshalb investieren Modelabel mit einem Luxus- oder auch Exklusivitätsimage auch viel, vor allem in Werbung. Dazu passen der exquisite Preis und großzügige, in Zitrusduft gehüllte Stores in bester Lage ebenso wie die Assoziation mit einem luftig-geräumigen Atelier, in welchem die teuren Kleidungsstücke feinsäuberlich gefertigt werden. Aber eine stickige Fabrikhalle mit vergitterten Fenstern, in der Hunderte Näherinnen für einen Stundenlohn von 15 Eurocent arbeiten?

Eigene Produktionsstätten unterhält Hugo Boss in Bangladesch zwar nicht – die liegen vor allem in Izmir (Türkei), aber auch in Radom (Polen), Morrovalle (Italien), Cleveland (USA) und Metzingen (Deutschland). Jedoch werden nur 20 Prozent des Warensortiments in den eigenen Fabriken hergestellt, 80 Prozent stammen von Zulieferern in Lohnfertigung. Während Anzüge, Sakkos und Hosen in osteuropäischer Lohnfertigung produziert werden, wobei der Lieferant Stoffe und Zutaten von Hugo Boss gestellt bekommt, wird sämtliche Sportbekleidung in asiatischen Fabriken gefertigt, insbesondere in China, doch Bangladesch scheint zuzulegen.

In zwei von insgesamt zwölf von uns untersuchten Fabriken in Bangladesch lässt auch Hugo Boss produzieren – neben anderen teuren Labels wie Tommy Hilfiger und Calvin Klein, aber eben auch preiswerten Marken wie H&M und C&A sowie Marken des mittleren Preissegments wie Esprit und S.Oliver. Eine der beiden Fabriken wurde vielfach ausgezeichnet und mit allen relevanten Zertifikaten bedacht.⁶ Auf ihrer Website wird unter dem Stichwort „Nachhaltigkeit“ der große Stellenwert der *Corporate Social Responsibility* (CSR) hervorgehoben. So sei zum Beispiel Diskriminierung strengstens ver-

4 Vgl. Die größten europäischen Bekleidungslieferanten 2012, Tabelle auf www.textilwirtschaft.de, 30.12.2011.

5 Vgl. Uli Busch, Markenstärke von Modelabels: Klarer Image-Boss, in: „W&V“, 15.8.2014, www.wuv.de.

6 Ohne das an dieser Stelle weiter ausführen und erläutern zu wollen: Es handelt sich um die Zertifikate ISO 14001, FLO Cert, GOTS und ZÜV/BSCI.

boten und werde in keiner Form geduldet. Und das Management setze sich für ein gesundes Verhältnis zu seinen Arbeiterinnen ein.

In seinem Geschäftsbericht behauptet der Konzern voller Emphase: „Hugo Boss handelt verantwortungsvoll.“⁷ Insbesondere nimmt er die Erfüllung folgender Sozialstandards für sich in Anspruch: „Social Compliance und Umweltschutz sind die Schwerpunkte des Nachhaltigkeitsengagements in der globalen Lieferkette von Hugo Boss. Die Einhaltung von Menschenrechts- und Umweltstandards insbesondere auch in Schwellenländern zu gewährleisten, ist für das Unternehmen von zentraler Bedeutung. [...] Neue Lieferanten werden vor Aufnahme einer dauerhaften Geschäftsbeziehung stets hinsichtlich der Erfüllung der Sozialstandards auditiert. In den Sozialstandards sind folgende Punkte geregelt: Einhaltung von nationalen Gesetzen, Verbot von Kinderarbeit, Verbot von Zwangsarbeit, maximale Arbeitszeiten, menschenwürdige Arbeitsbedingungen, Diskriminierungsverbot, Zahlung angemessener Löhne, gesunde und sichere Arbeitsbedingungen, Anspruch auf Koalitionsfreiheit und Tarifverhandlung sowie ein bewusster Umgang mit der Umwelt.“⁸

Doch von der „Einhaltung von nationalen Gesetzen“, „Verbot von Zwangsarbeit“ und „maximale Arbeitszeiten“ kann in den beiden Textilfabriken in Bangladesch keine Rede sein. Die Frauen und Männer, ob Hilfsarbeiter oder Näherin, arbeiten täglich zehn, oft auch 13, mitunter sogar 15 Stunden – mit einer Stunde Mittagspause. Und eine Näherin kann nicht einfach um 17 Uhr ihren Arbeitsplatz verlassen. Sie muss so lange arbeiten, bis die geplante Anzahl an Poloshirts oder Tank-Tops fertig ist und die bestellte Ware pünktlich verschifft werden kann. Daher haben die Arbeiterinnen öfter nur zwei statt vier Tage im Monat frei. Das bedeutet, dass die Arbeiterinnen in der Boss-Fabrik bis zu sieben Tage die Woche arbeiten müssen. Letztlich büßen sie für die schlechte Planung des Managements. Aber auch vom Einkäufer bisweilen in letzter Minute vermittelte Änderungen am Design können zu Zeitverzögerungen führen, die die Arbeiterinnen durch noch mehr Überstunden wieder aufholen müssen. Fast alle befragten Arbeiterinnen gaben an, dass sie Überstunden machen *müssen*, wenn sie nicht ihren Job verlieren wollen.

Dass damit sowohl gegen das nationale Arbeitsgesetz als auch gegen das entsprechende ILO-Übereinkommen verstoßen wird, scheint in den beiden untersuchten Fabriken niemanden zu interessieren. Und den Modekonzern Hugo Boss offenbar auch nicht, obwohl damit gleich zwei seiner Zuliefererfabriken massiv gegen die konzerneigenen Sozialstandards verstoßen.

Die massiven Überstunden belegt auch der WDR-Dokumentarfilm „Edelmarken zum Hungerlohn“:⁹ Arbeiterinnen aus einer für Hugo Boss, Calvin Klein und Armani produzierenden Fabrik beklagten im Interview Überstunden, Beschimpfungen und Lügen. Auf Nachfrage der Redaktion bestätigte

7 Hugo Boss 2013, S. 61.

8 Ebd., S. 64.

9 Rebecca Gudisch, Gönke Harms und Andreas Maus, Edelmarken zum Hungerlohn, Dokumentarfilm, ausgestrahlt vom WDR am 5.5.2014.

Calvin Klein die Überstunden, während Armani sich damit herausredete, dass die Fabrik kein direkter Vertragspartner sei. Hugo Boss aber wies überraschenderweise sämtliche Vorwürfe „nachdrücklich zurück“. Man führe schließlich „regelmäßig Kontrollen“ durch. Mehrarbeit finde, sofern überhaupt, dann nur „im zulässigen Rahmen“ statt.

Von angemessenen Löhnen kann keine Rede sein

Was der Modekonzern Hugo Boss offenbar für einen angemessenen Lohn hält, reicht für die meisten Textilarbeiterinnen kaum zum Überleben – zumal 50 Prozent der befragten Arbeiterinnen Alleinverdienerinnen sind und davon eine Familie versorgen müssen. Je nach Qualifizierung und Erfahrung lag der Lohn zum Zeitpunkt der Befragung 2013 im Schnitt zwischen 3000 und 5000 Taka, also bei etwa 29 und 48 Euro. Führt man sich allein die Höhe der Mieten vor Augen, bleibt davon kaum etwas zum Leben.

Da der Lohn derart niedrig ist, sind die Arbeiterinnen auf die vielen Überstunden angewiesen. Allerdings hängt es oft von der Willkür der Aufseher ab, ob diese Überstunden auch korrekt entlohnt werden. In keiner der zwölf untersuchten Fabriken erhalten die Arbeiterinnen eine entsprechende schriftliche Abrechnung. Aus Sicht des Managements ist das verständlich, weil ja schließlich nur zwei Überstunden täglich gesetzlich erlaubt sind. Für die Arbeiterinnen aber bedeutet dies, dass sie gar nicht nachvollziehen können, wann wie viele Überstunden angerechnet wurden. Zudem werden die Überstunden nur auf Basis des Grundlohns honoriert, ohne also die Zuschläge mit einzubeziehen – ein Trick, mit dem die Fabrikbesitzer ihre Bruttolohnkosten erheblich reduzieren.

Darüber hinaus haben die Arbeiterinnen bei den zwei hier untersuchten Boss-Zulieferern auch kein Recht auf organisierte Mitsprache. So etwas wie einen Betriebsrat gibt es nicht. Trotzdem kommt es in den Fabriken immer wieder zu Protesten oder Streiks – meist für höhere Löhne.

Zudem gaben die Arbeiterinnen an, jedes Mal vorgewarnt zu werden, wenn in der Fabrik eine Inspektion oder eine Audit-Überprüfung ansteht. Auch Brandschutzübungen finden, zumindest in einer der beiden Fabriken, stets mit vorheriger Ankündigung statt, so dass ein „Ablauf nach Plan“ vorprogrammiert ist. Über Brandgefahren, die Funktion von Feuerlöschern und das Verhalten im Fall eines Brandes werden die Beschäftigten nicht aufgeklärt. Die Befragung der Arbeiterinnen hat eines deutlich gezeigt: Mit der harten Realität der Arbeiterinnen haben die wohlklingenden Formulierungen zu Sozialstandards und Arbeitsbedingungen im Geschäftsbericht des deutschen Weltkonzerns wenig zu tun. Bei einer Überprüfung durch „Alliance“ und „Accord“ stellte sich zudem heraus, dass bei einer der beiden Fabriken einige Betonpfeiler nicht stark genug sind, um das ganze Gewicht zu tragen. Wegen dieser akuten Gefahr für das Leben der Arbeiterinnen empfahl das Aufsichtsgremium die Schließung von Teilen der Fabrik! Und selbst bei der „Vorzeigefabrik“ fanden die Kontrolleure Sicherheitsmängel bei

der Elektrizität und beim Brandschutz – wie beispielsweise verschlossene Fluchtwege und solche, die nicht nach außen führen.

Auch in anderen Produktionsstätten von Hugo Boss sieht es offenbar nicht viel besser aus: So stellt eine im Juni 2014 erschienene Studie zu Arbeitsbedingungen bei Boss-Produzenten in Osteuropa und der Türkei folgende Arbeitsrechtsverletzungen fest: Schikanen, um zu verhindern, dass sich die Beschäftigten organisieren, darunter Mobbing aktiver Gewerkschaftsmitglieder sowie der Versuch, sie durch Druck und Bestechung dazu zu bewegen, die Gewerkschaft zu verlassen; Outsourcing und Wiederbeschäftigung zu niedrigeren Löhnen bei einem Schwesterunternehmen; sexuelle Belästigung, keine korrekte Bezahlung von Überstunden sowie die Verpflichtung der Frauen bei Einstellung, fünf Jahre lang nicht schwanger zu werden (!).¹⁰

Hugo Boss und H&M im Vergleich

Zwischen den Verlautbarungen von Hugo Boss in seinem Geschäftsbericht und der Realität bei seinen Zulieferern in Bangladesch und anderswo klafft ganz offenbar eine gewaltige Lücke. H&M ist da um einiges weiter: Der Handelsriese zeigt Transparenz, indem er seine Lieferantenliste veröffentlicht. Er will, dass seine Produzenten einen „fairen Lohn“ zahlen, und ist laut eigener Aussage auch bereit, dafür einen höheren Preis für die Ware zu zahlen. Hier bleibt abzuwarten, was aus dieser Initiative wird, und vor allem, was genau ein „fairer“ Lohn nach H&M-Kriterien ist. Vor allem aber hat H&M erkannt, dass sich das Bewusstsein in der Bevölkerung ändert, dass mehr Menschen auf Nachhaltigkeit achten, und dies geschickt für sich genutzt, indem es eine „Conscious Collection“ bewirbt – was auch immer dahintersteckt.

Auch ein Bericht von Rank a Brand,¹¹ der 368 deutsche und niederländische Marken in den Bereichen Klimaschutz, Umweltschutz und faire Arbeitsbedingungen in der Produktion untersuchte, kommt zu dem Ergebnis, dass inzwischen 63 Prozent der untersuchten Marken über das Thema Nachhaltigkeit berichten, ein Anstieg um zehn Prozent gegenüber 2011. Die Zeichen der Zeit werden also von den Unternehmen erkannt. Nur kommt der Bericht auch zu dem Ergebnis, dass ein Drittel der Marken in ihren Berichten jegliche Substanz vermissen lassen, also Greenwashing betreiben.

Bei der Gesamtbewertung erhalten nur zehn von 368 untersuchten Marken die bestmögliche Bewertung A. Demzufolge sind Armed Angels, Bleed, Freitag, Hessnatur, Mud Jeans, Nudie Jeans, Pants to Poverty, Recolotion, Saint Basics die Vorreiter der öko-fairen Mode. Immerhin aber befinden sich Marken wie H&M, Puma, Trigema oder Jack Wolfskin in der Kategorie B, wohingegen Hugo Boss zusammen mit der großen Mehrheit der anderen Marken in die schlechteste Kategorie E eingestuft wird. (Allerdings ist anzu-

10 Clean Clothes Campaign, Im Stich gelassen. Die Armutslöhne der Arbeiterinnen in Kleiderfabriken in Osteuropa und der Türkei, Juni 2014, www.cleanclothes.at.

11 Jan Konietzko, Ype van Woersem, James Simpson, Feel Good Fashion. Transparency and Corporate Social Responsibility. Trend Analysis 2014, Berlin und Amsterdam, März 2014.

merken, dass die Bewertung der Marken nur anhand ihrer eigenen Aussagen auf ihrer Homepage erfolgte, es fand also keine Überprüfung und erst recht keine Recherche statt.)

Ausbeutung als Auslaufmodell?

Allen Negativmeldungen zum Trotz hat die Debatte um den Schutz der Arbeiterinnen in der globalen Bekleidungsindustrie immerhin für erste wichtige Schritte gesorgt – wie beispielsweise den *Accord on Fire and Building Safety in Bangladesh*, ein internationales Abkommen für Gebäudesicherheit und Brandschutz in Bangladesch.¹² Und auch fast zwei Jahre nach den tragischen Unglücken hält der öffentliche Druck auf die Moderiesen unvermindert an. Viele Journalisten und Journalistinnen, Engagierte in Nichtregierungsorganisationen, Politiker und Politikerinnen, Modemacher und vor allem -käuferinnen haben die Unternehmen im Visier. Deshalb hege ich die Hoffnung, dass die hemmungslose Ausbeutung und skrupellose Gefährdung der Textilarbeiterinnen in den asiatischen Textilfabriken irgendwann ein unverkäufliches Auslaufmodell sein wird.

Aus meiner Sicht gibt es dabei vier zentrale Stellschrauben. Erstens: Die Politik muss Rahmenbedingungen schaffen und Rechtsvorschriften erlassen, damit Unternehmen mehr Verantwortung zeigen und ihrer Sorgfaltpflicht nachkommen. Die unternehmerische Verantwortung für die gesamte Lieferkette muss in allen Staaten der EU gesetzlich verankert werden. Eine solche Rechtsvorschrift müsste auch die Haftung der Bekleidungsunternehmen für ihre gesamte Lieferkette einschließen.

Zweitens: Einkaufende Unternehmen in Europa müssen Transparenz herstellen, unter welchen Bedingungen ihre Ware hergestellt wird. Damit würde die Beweislast umgekehrt: Denn dann müssten die Unternehmen nachweisen, dass ihre Ware ökologisch und fair hergestellt wurde.

Drittens: Die Rechte der Arbeiterinnen und Arbeiter in den Produktionsländern müssen gestärkt werden – dazu gehört zwingend die Organisationsfreiheit, also das Recht auf Betriebsräte und Gewerkschaften, um für die eigenen Interessen eintreten zu können. Einkaufende Unternehmen sollten sich dafür einsetzen, dass die Organisationsfreiheit bei ihren Lieferanten wirklich umgesetzt wird und nicht nur bloß auf dem Papier steht.

Viertens: Neben Politik und Unternehmen sind auch die Verbraucherinnen und Verbraucher aufgefordert, ihr Konsumverhalten zu überdenken. Verbraucherinnen, die wissen, unter welchen Bedingungen die Ware hergestellt wurde, entscheiden sich viel eher für „ethischen Konsum“. Es fühlt sich einfach besser an, faire Kleidung zu tragen.

Zwar fehlt leider nach wie vor ein einheitliches Siegel, das den Konsumentinnen auf einen Blick zeigt: „Dieses Stück wurde unter Beachtung ökologischer und sozialer Standards produziert.“ So ein Siegel müsste für die

¹² Mittlerweile haben über 180 Unternehmen das Abkommen unterzeichnet. Damit erhalten u.a. die Gewerkschaftsverbände die Chance, Vorgaben in den Bekleidungsfabriken zu kontrollieren.

gesamte Wertschöpfungskette gelten: vom Baumwollanbau über die Spinnerei und Weberei bis zur Konfektion.

Immerhin aber gibt es bereits einige ökologische und soziale Siegel, bei deren Beachtung man besseren Gewissens einkaufen kann. Von den Umweltsiegeln sind das vom Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft vergebene „IVN zertifiziert Best“ sowie das GOTS-Siegel zu empfehlen (GOTS steht für Global Organic Textile Standard). Letzteres garantiert, dass das Produkt zu mindestens 90 Prozent aus Naturfasern hergestellt wurde, die zu 70 Prozent aus kontrolliert biologischer Landwirtschaft stammen müssen. Auch soziale Standards werden festgelegt, jedoch nicht die Verpflichtung zur Zahlung eines existenzsichernden Lohns. Soziale Standards, allerdings bisher nur für den Baumwollanbau – weitere Verarbeitungsstufen sind in der Diskussion –, garantiert das Siegel von Fairtrade. Damit ausgezeichnete Waren zeigen, dass die Bäuerinnen für das Baumwollpflücken fair entlohnt werden.

Unternehmen, die Mitglied bei der Fair Wear Foundation (FWF) sind, verpflichten sich, sicherzustellen, dass ihre Lieferanten – die Nähereien – unter menschenwürdigen Arbeitsbedingungen produzieren lassen und dass sie existenzsichernde Löhne anstreben. Dabei muss der Nachweis nicht sofort erbracht, wohl aber nachgewiesen werden, dass das Unternehmen glaubwürdige Anstrengungen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen seiner Lieferanten unternimmt. Die FWF führt nicht nur eigene Kontrollen in den Zulieferfirmen durch, sondern überprüft vor allem das Managementsystem der Mitgliedsfirma: Lässt die Einkaufspolitik des Unternehmens es überhaupt zu, dass der Zulieferer fair produziert? Auf der Webseite der FWF sind mittlerweile 120 Marken von 80 Unternehmen zu finden, darunter Hessnatur, Jack Wolfskin, Vaude, Schöffel, Switcher, HempAge und Nudie Jeans.

Während also das Fairtrade-Siegel ein Produktsiegel ist, ist die Mitgliedschaft in der FWF eine Art „Unternehmenssiegel“: Nicht das einzelne Produkt wird geprüft, sondern das ganze Unternehmen. Nur so kann davon ausgegangen werden, dass das Unternehmen seine Herstellungsbedingungen nachhaltig, sprich: für alle Produkte ändert. Neben diesen Siegeln ist Transparenz für Verbraucher und Verbraucherinnen zunehmend wichtig. Darauf stellen sich inzwischen auch einige Bekleidungsunternehmen ein, indem sie beispielsweise einen Code in die Kleidung einnähen, der erlaubt, die Herkunft der einzelnen Teile des Kleidungsstücks im Internet nachzuschauen. Bei den einzelnen Produktionsschritten wird zudem angegeben, welche Umwelt- und Sozialstandards dort eingehalten werden. Ein Beispiel dafür ist der *respect-code* des Schweizer Modeunternehmens Switcher.

All diese Beispiele zeigen: Trotz aller Unzulänglichkeit der bestehenden politischen und gesetzlichen Regelungen ist es schon jetzt möglich, bewusster einzukaufen. Letztlich geht es um eine grundlegende Verhaltensänderung und um eine Selbstverpflichtung von uns allen. Geiz ist eben nicht geil. Setzen wir ein Zeichen, indem wir Waren kaufen, die fair hergestellt sind.

IKEA: Zahlst Du noch oder hinterziehst Du schon?

Von Karl-Martin Hentschel

IKEA-Möbel gehören zum Inventar deutscher Wohnzimmer wie Preiselbeeren zu Köttbullar. Weltweit gibt es mehr als 345 IKEA-Einrichtungshäuser, 46 davon allein in Deutschland. Und der Konzern expandiert: In den kommenden Jahren planen die Schweden, hierzulande bis zu 25 neue Möbelhäuser zu eröffnen. Nirgendwo sonst ist Ikea so erfolgreich wie in der Bundesrepublik.

Dieser Erfolg liegt nicht zuletzt in IKEAs Marketingstrategie begründet. Denn der Konzern verkauft weitaus mehr als nur Regale und Sofas, nämlich einen Lebensstil. Gezielt pflegt IKEA ein grünes, sympathisches Image und spricht seine Kunden jovial mit „Du“ an („Wohnst Du noch, oder lebst Du schon?“). Dahinter steht eine Unternehmensideologie, derzufolge IKEA eine moralisch vorbildliche Firma ist, die für eine gerechte und nachhaltige Welt kämpft.

Die Wirklichkeit sieht allerdings vollkommen anders aus. Johan Stenebo, ehemaliger IKEA-Manager, erhob bereits 2009 schwere Vorwürfe gegen die Firma: IKEA werde geführt wie eine Sekte, diskriminiere Frauen und Schwarze, überwache seine Mitarbeiter, beute Kinder aus und sei für massive Umweltverschmutzungen verantwortlich.¹ Tatsächlich verlor IKEA Anfang 2013 zum wiederholten Male das Umweltsiegel *Forest Stewardship Council* für seine Hölzer, weil im Auftrag der IKEA-Tochter Swedwood schützenswerte Wälder in Karelien (Nordrussland) kahl geschlagen worden waren. Erst einige Jahre zuvor waren 70 Mio. der jährlich insgesamt etwa 200 Mio. benötigten Bäume in geschützten russischen Taigawäldern geschlagen und über chinesische Zwischenhändler an IKEA verkauft worden. Alexander Markowski, Leiter der russischen Umweltorganisation SPOK, warf dem Möbelkonzern vor, er achte bei der Wahl seiner Lieferanten vor allem auf den Preis statt auf den Schutz der Natur oder humane Produktionsmethoden. Ebenfalls im Jahr 2013 verlagerte IKEA die Produktion seines Bücherregals „Billy“ von Lettland nach Weißrussland – Europas letzter Diktatur. Dort sind die Löhne wegen fehlender Gewerkschaften ebenso niedrig wie die Steuersätze. Nur ein Jahr zuvor hatte IKEA nach der Veröffentlichung einschlägiger Stasi-Unterlagen einräumen müssen, dass politische Häftlinge und Strafgefangene in der DDR in den 70er und 80er Jahren IKEA-Möbel herstellen mussten.

1 Vgl. Johan Stenebo, Die Wahrheit über IKEA, Frankfurt a. M. 2010.

All diesen Negativmeldungen zum Trotz strömen die Kunden auch weiterhin in die IKEA-Verkaufshallen und bescheren dem Firmengründer Ingvar Kamprad sagenhafte Gewinne, die dieser mit einer systematischen Steuervermeidungspolitik weiter maximiert: Kamprad – mit geschätzten 40 bis 50 Mrd. Euro der viertreichste Mann der Welt – hat immer wieder betont, dass er Steuern als Kosten betrachtet. Um diese zu minimieren, hat die Gründerfamilie hinter der blau-gelben Fassade des IKEA-Konzerns ein überaus komplexes Labyrinth aus verschachtelten Einzelkonzernen und Stiftungen aufgebaut, mit deren Hilfe sie die Firmeneinnahmen erfolgreich verschiebt.

So erzielte IKEA im Jahr 2013 einen Umsatz von über 40 Mrd. Euro. Nur ein Bruchteil davon führte der Konzern jedoch an den Fiskus ab: Schätzungen zufolge zahlt er auf seine tatsächlichen Gewinne deutlich weniger als die Hälfte an Steuern als ein mittelständisches deutsches Unternehmen. Wie geschickt das IKEA-Konglomerat² bei der Steuervermeidung vorgeht, belegten erst jüngst die sogenannten Luxemburg-Leaks. Recherchen unter anderem der „Süddeutschen Zeitung“, des NDR und des WDR brachten zutage, dass die Steuerbehörden des Großherzogtums Luxemburg ausländischen Konzernen bereits seit Jahrzehnten überaus großzügige Steuervorteile einräumen. Der Fall IKEA veranschaulicht dabei besonders eindrucksvoll die Fülle der unterschiedlichen Tricks, mit denen sich Steuerabgaben von Großkonzernen auf ein Minimum senken lassen.

Das IKEA-Konglomerat und sein Patriarch

Die unterschiedlichen Teile des IKEA-Konglomerats sind in über 44 Ländern tätig und beschäftigen insgesamt rund 140000 Mitarbeiter. Die einzelnen Unternehmen kümmern sich nahezu um die gesamte Wertschöpfungskette der Verkaufsprodukte – vom Möbeldesign über die Holzproduktion und die Möbelherstellung bis hin zum Verkauf. Das Holz stammt überwiegend aus russischen Wäldern in Karelien und Sibirien; die meisten Holz- und Möbelfabriken befinden sich in Osteuropa. Zudem beziehen die IKEA-Einkäufer Waren von über 1000 Heimeinrichtungslieferanten in 53 Ländern.

Über dieses Stammgeschäft hinaus hat der Konzern seine Geschäftsfelder in den vergangenen Jahrzehnten systematisch ausgeweitet. Mittlerweile betreibt IKEA ganze Einkaufs- und Vergnügungszentren, verkauft komplette Einfamilienhäuser, baut und managt Appartementhäuser und vertreibt Solar-Panels. Die neuesten Planungen betreffen eine eigene Hotelkette, den Bau von Studentenwohnheimen in ganz Europa und sogar eines gesamten Stadtteils in London im IKEA-Stil. Daneben gibt es Unternehmensbereiche, die Finanzgeschäfte in aller Welt betreiben – Banken, Versicherungen, Immobilien- und Aktienfondsverwaltungen – sowie zahlreiche Dienstleister, die für Steueroptimierung, Möbeldesign oder den Betrieb der weltweiten Restaurantkette in den Möbelmärkten zuständig sind.

2 Weil es keinen IKEA-Gesamtkonzern gibt, ziehe ich den Begriff Konglomerat vor. – Der Autor.

All diese unterschiedlichen Geschäftsfelder werden von drei rechtlich voneinander unabhängigen Firmengruppen getragen: der INGKA-Gruppe³, der Inter IKEA Gruppe und der IKANO Gruppe. Diese drei Gruppen umfassen mehr als 400 Firmen, die von der Familie Kamprad kontrolliert werden und auf verschlungene Weise miteinander verknüpft sind.⁴

Die INGKA-Gruppe ist die größte Unternehmensgruppe und „Cash-Cow“ des IKEA-Konglomerats. Unter ihrem Dach finden sich die meisten der IKEA-Möbelmärkte, aber auch Dutzende von Möbelfabriken, die Restaurantkette, die Auslieferungslager sowie eine Reihe von Dienstleistungsunternehmen einschließlich der gesamten Logistik. Die Muttergesellschaft der sechs INGKA-Unternehmensbereiche ist die INGKA-Holding B.V. mit Sitz in den Niederlanden, die sich im Besitz der Stiftung *Stichting INGKA* befindet.

Die zweite Unternehmensgruppe, die Inter IKEA Gruppe, ist rechtlich völlig unabhängig von der INGKA Gruppe. Mutter dieser Gruppe ist die Inter IKEA Holding SA in Luxemburg. Auch diese Holding gehört einer Stiftung, der Interogo Foundation in Liechtenstein, die für die Steuerung des Gesamtkonglomerats eine zentrale Rolle spielt. Das Herzstück dieser Gruppe ist die Franchise Division, die die weltweite Vermarktung der Marke IKEA betreibt. Die weiteren Abteilungen kümmern sich um Immobilien, Aktien, Vergnügungs- und Einkaufszentren, Hotels und vieles andere mehr. Ihre Töchter sind in vielen Ländern der Welt beheimatet; die Finance Division hat beispielsweise Ableger in Steueroasen wie Curaçao, Virgin Islands und Zypern.

Die undurchsichtigste der drei Gruppen ist die in Luxemburg ansässige IKANO Gruppe. Neben der Ikano Bank, die mittlerweile in 10 Ländern Tochterbanken hat, und der Versicherungsgruppe mit Töchtern in USA, Schweden, Luxemburg und Curaçao ist sie ebenfalls im Bereich der Immobilien- und Vermögensverwaltung tätig; zudem betreibt sie zahlreiche Einkaufszentren in Südostasien.

Über allen drei Gruppen thront der Patriarch Ingvar Feodor Kamprad. Er kontrolliert bis heute alle Teile des Konglomerats.⁵ Kamprad wurde 1927 in der Gemeinde Älmhult in Südschweden geboren. Als 16jähriger Bauernsohn begann er, Konsumgüter – von Kugelschreibern bis zu Nylonstrümpfen – an die Bauern der Nachbarschaft zu verkaufen. Ab 1947 vertrieb er auch Möbel per Versand; 1951 erschien der erste IKEA-Katalog mit Bildern von fertig eingerichteten Zimmern – ein Novum in der damaligen Zeit. 1955 bot Kamprad erstmals eigens für IKEA entworfene Möbel an. Schon ein Jahr später wurden die Möbel zur Einsparung von Montage- und Versandkosten als Bausatz verschickt. Am 28. Oktober 1958 schließlich eröffnete Kamprad in Älmhult das erste IKEA-Möbelhaus – und legte damit den Grundstein für den heutigen Weltkonzern.

3 Offiziell heißt sie jetzt IKEA Gruppe. Ich bleibe bei der früheren Bezeichnung INGKA Gruppe, um die Verwechslung mit der Inter IKEA Gruppe zu vermeiden. – Der Autor.

4 Vgl. dazu Karl-Martin Hentschel, Ein Dschungel namens IKEA, 10.12.2013, www.attac.de.

5 Lange Zeit hielt sich das Gerücht, Ingvar Kamprad habe sich aus dem IKEA-Management zurückgezogen. Tatsächlich aber ergab eine Recherche des schwedischen Fernsehsenders STV im Jahr 2011, dass er das gesamte Konglomerat über die Stiftung Interogo Foundation in Liechtenstein als Vorsitzender des Supervisory Board weiterhin steuert.

Seit den 70er Jahren lebt Kamprad aus steuerlichen Gründen in Lausanne in der Schweiz. Er gilt als schrulliger Charakter; sich selbst bezeichnet er gerne als „dümmlisch“. Der IKEA-Gründer bekennt sich zu einer ausgeprägten Rechtschreibschwäche und seinem nicht immer erfolgreichen Kampf gegen den Alkohol. Legendär ist seine Sparsamkeit: So sammelt Kamprad auch heute noch Bonusmarken im Supermarkt. Als junger Mann war er bis Anfang der 50er Jahre Mitglied der nationalsozialistischen Organisation SSS (Svensk Socialistisk Samling). 2008 wurde dies öffentlich bekannt, es kam zu Aufrufen, IKEA zu boykottieren, und Kamprad entschuldigte sich daraufhin unter Tränen im Fernsehen. Ob diese Reaktion tatsächlich einem Sinneswandel geschuldet war oder Kamprad lediglich einen Imageschaden von seinen Firmen abwenden wollte, ist allerdings unklar.

Die Steuertricks des IKEA-Konglomerats

Unter Kamprads Federführung wurde IKEA zum Vorreiter für die Strategien der Steuertrickserei, die heute von den meisten global agierenden Konzernen wie Apple, Amazon, Starbucks oder Google praktiziert werden.⁶ Bereits der undurchdringliche Dschungel aus über 400 IKEA-Firmen erschwert es Steuerbeamten, deren Geschäftsbücher im Detail zu prüfen und eine effektive Besteuerung durchzusetzen.

Hinzu kommt, dass die IKEA-Möbelmärkte in der Regel kaum über Eigenkapital verfügen. So soll IKEA Deutschland zu 99,8 Prozent fremdfinanziert sein. Infolgedessen zahlen die einzelnen Märkte Zinsen für aufgenommene Kredite, die sie überwiegend vom Gewinn abziehen können und damit nicht versteuern müssen. Die Kredite werden auf den Finanzmärkten mit Hilfe von IKEA-eigenen Dienstleistungsfirmen aufgenommen und von der niederländischen Konzernmutter garantiert. Die Zinsen – und damit ein erheblicher Teil des Gewinnes – landen so über Umwege steuerfrei oder steuerbegünstigt bei anderen Unternehmen des Konglomerats, beispielsweise bei der IKANO Bank oder der Stiftung Stichting INGKA.

Eine weitere große Steuersparmöglichkeit ist die „kreative“ Gestaltung der Verrechnungspreise zwischen den einzelnen Unternehmen des Konglomerats und den Zulieferern. So verkaufen die IKEA-Märkte ihre Möbel in der Regel zum Selbstkostenpreis. Profite erwirtschaften die Märkte hingegen mit Accessoires. Die Gewinne der Möbelproduktion verbleiben auf diese Weise in den IKEA-Fabriken in Osteuropa oder sie landen in deren beiden Holdings in den Niederlanden. Theoretisch müssten die Steuerbehörden prüfen, ob die internen Verrechnungspreise realistisch sind. Allerdings sind die Gestaltungsspielräume der Verrechnungspreise so groß, dass selbst

6 Vergleicht man die bekannten Informationen über das Konglomerat IKEA mit dem Bericht der OECD über Steuertricks, dann liegt es nahe, dass alle in der IKEA-Struktur angelegten Möglichkeiten zur Steuervermeidung auch tatsächlich genutzt werden. Vgl. das IKEA-Dossier, Ein Dschungel namens IKEA, a.a.O.; OECD (Committee on Fiscal Affairs), Revised Draft Action Plan on Base Erosion and Profit Shifting, Juni 2013; Lorenz Jarass und Gustav M. Obermair, Steuermaßnahmen zur nachhaltigen Staatsfinanzierung, Münster 2012.

die OECD davon ausgeht, dass deren Manipulation der Hauptfaktor bei der Gewinnverschiebung auch für andere Konzerne darstellt.

Eine weitere beliebte Möglichkeit zur Verschiebung von Gewinnen bieten Kundenkredite. Im Falle von IKEA werden diese Kredite von der eigenen IKANO-Bank finanziert. Diese vergibt zu günstigen Konditionen Kredite an IKEA-Kunden. Die Vergünstigungen werden laut OECD-Bericht von den Möbelmärkten an die Kreditgeber vergütet, so dass weitere Gewinnanteile an die hauseigenen Banken fließen, deren Muttergesellschaft in Luxemburg sitzt und dort niedrig oder gar nicht besteuert wird.

IKEA besitzt außerdem eigene Versicherungsanbieter – unter anderem in der Steueroase Curaçao. Schließen Firmen Verträge mit hauseigenen Versicherungen ab, ergeben sich weitere Manipulationsmöglichkeiten – sowohl über die Versicherungsprämien als auch über die Leistungen der Versicherungen. Diese ermöglichen es Firmen des Konglomerats, weitere Gewinnanteile in Form von Versicherungsprämien in Staaten mit günstigeren Steuersätzen zu transferieren.

Das Geschäft mit immateriellen Werten

Den wirksamsten Hebel zur Steuervermeidungspolitik bietet jedoch der Einsatz immaterieller Güter. Globale Konzerne verkaufen heute nicht allein Produkte, sondern vor allem ein Lebensgefühl: Der Kunde kauft nicht mehr nur ein Regal oder einen Computer, sondern eine Marke, ein Image. Damit erhalten die Unternehmen noch deutlich mehr Spielraum für die Gewinnausweisung und damit die Besteuerung von Unternehmen. Denn die größte Wertschöpfung findet auch bei IKEA längst nicht mehr in der Möbelfabrik in Rumänien, sondern in den Design- und Entwicklungsstudios in Schweden, den Niederlanden, Kalifornien oder New York statt. Da es sich bei diesen „Werten“ um immaterielle Werte handelt, sind sie nicht lokalisierbar. Die Firmen platzieren sie daher in Steueroasen und verschieben ihre Gewinne über selbst auferlegte hohe Lizenzgebühren dorthin. Dieser Form der Steuervermeidung ist bislang kaum beizukommen: So sind Doppelbesteuerungsabkommen, die die Erhebung von Unternehmensteuern zwischen einzelnen Ländern regeln, bei Produkten wie Schrauben oder Waschmaschinen wirksam, nicht aber bei „immateriellen“ Werten.

Diese Lücke macht sich IKEA zunutze: Die Möbelmärkte sowie alle sonstigen Firmen, die unter dem Markennamen IKEA firmieren, führen drei Prozent ihres Umsatzes – dies entsprach zuletzt rund einem Drittel des Gewinns – als Lizenzgebühren an das Franchising-Unternehmen Inter IKEA Systems BV in den Niederlanden ab.

Diese Gebühren gelten als Ausgaben und minimieren daher den Gewinn, der in Deutschland versteuert werden muss. Doch auch in den Niederlanden musste die Franchising-Firma Inter IKEA Systems BV diese Einnahmen nicht in voller Höhe versteuern, weil die Firma als Forschungs- und Entwicklungsunternehmen geführt wird. Dieser Steuervorteil wird „Patentbox“ genannt.

Damit muss die Firma laut Gesetz gerade einmal 5 statt der üblichen 25 Prozent an den holländischen Fiskus abführen.

Kamprads großer Coup oder: Das Geflecht der Stiftungen

Selbst diese geringe Abgabehöhe wusste Ingvar Kamprad noch zu unterlaufen. 2012 schenkte er den Markennamen IKEA seiner Familienstiftung, der Interogo Foundation in Liechtenstein. Diese verkaufte die Namensrechte wiederum an eine ihrer eigenen Tochtergesellschaften, die Inter IKEA Systems BV. Der Verkauf der IKEA-Rechte von einem Unternehmensteil an den anderen erfolgte für sage und schreibe neun Mrd. Euro. Da die Inter IKEA Gruppe nicht über die finanziellen Mittel für diesen Deal verfügte, lieh ihr die Mutterstiftung 5,4 Mrd. Euro. Auf diese Weise wurden neun Mrd. Euro steuerfrei nach Liechtenstein übertragen – im Ergebnis also eine steuerfreie Gewinnausschüttung. Zudem muss die niederländische Tochter nun jedes Jahr ihre Schulden mit mehreren hundert Millionen Euro an Zinsen bedienen. In Liechtenstein gilt die Interogo Stiftung als Privatstiftung ohne unternehmerische Tätigkeit und zahlt daher nur eine Pauschalsteuer von jährlich 1200 Schweizer Franken. Der Wert dieser Stiftung, in der das Privatvermögen der Kamprads gesammelt wird – Stiftungszweck ist der Unterhalt der Familie Kamprad –, beträgt schätzungsweise 15 Mrd. Euro. Dank der Interogo Foundation sollen die Kamprads bislang Abgaben in Höhe von 2,3 bis 3,2 Mrd. Euro gespart haben.

Dieser geniale Coup – quasi der Verkauf des Markennamens an sich selbst – wirft nur ein Schlaglicht auf das Netz von Stiftungen des IKEA-Konglomerats, das ebenso undurchschaubar erscheint wie das Firmengeflecht. Bereits in den 80er Jahren entschied Ingvar Kamprad, dass Stiftungen für ihn das optimale Träger- und Finanzierungsmodell darstellen: „Ich beschloss, dass der Aktienmarkt keine Option für IKEA war. Ich wusste, dass nur eine langfristige Perspektive unsere Wachstumspläne sichern konnte, und wollte verhindern, dass IKEA von Finanzinstituten abhängig würde.“

Das wohltätige Aushängeschild von IKEA ist die *Stichting IKEA Foundation*. Ihr Schwerpunkt liegt auf Programmen für Kinder, Bildung und Gesundheit in Indien und Pakistan. In der Selbstdarstellung des Konzerns als „engagiertes soziales Unternehmen“ spielt diese Stiftung eine zentrale Rolle – auch wenn die Spenden nur im Promille-Bereich des jährlichen Konglomeratgewinns liegen. Erst Anfang Dezember 2014 warb die Stiftung damit, dass sie 6,4 Mio. Euro an Save the Children zur Bekämpfung von Kinderarbeit spendet. Es ist die einzige Stiftung der Gruppe, die einen aufwendig illustrierten Jahresbericht veröffentlicht.

Die bedeutendste Stiftung – zumindest hinsichtlich der Steuervermeidung – ist jedoch die *Stichting INGKA*, der die INGKA Gruppe gehört. Ihr Stiftungszweck ist die Förderung der Innenarchitektur. Als eine Stiftung nach niederländischem Recht – eine *not-profit-making legal entity* – ist sie steuerbefreit und zugleich von der Pflicht entbunden, Unternehmensdaten zu ver-

öffentlichen. Heute ist die Stichting INGKA mit ausgewiesenen 36 Mrd. Euro Vermögen die reichste wohltätige Stiftung der Welt – noch vor der Bill and Melinda Gates Foundation.⁷

Der Steuervermeidungspolitik einen Riegel vorschieben

In den letzten Jahrzehnten hat das Modell IKEA weltweit Schule gemacht. Google hat seinen Suchalgorithmus einer Tochter auf den Bahamas vermacht, um so Steuern zu sparen, und Amazon betreibt ebenfalls zwei Gesellschaften in Luxemburg, an die der Internethändler – am deutschen Fiskus vorbei – jedes Jahr Milliarden von Euro transferiert.⁸

Dabei könnte die Politik den Steuertricks durch IKEA und Co. jederzeit den Riegel vorschieben. Dafür wäre allerdings ein Systemwechsel bei der Unternehmensbesteuerung erforderlich. Derzeit wird jeder Firmenstandort eines Konzerns für sich separat besteuert. Um Gewinnverschiebungen innerhalb eines Konzerns auf die Spur zu kommen, muss die Steuerbehörde mühsam die Geschäfte und Preise zwischen den Betrieben einsehen. Das alternative Konzept, das unter Experten breite Unterstützung findet, heißt „Gesamtkonzernbesteuerung“ (*Unitary Taxation, UT*). In diesem werden die Betriebe nicht mehr separat besteuert, sondern als Teil einer Gesamtheit betrachtet, eines Multinationalen Unternehmens (MNU).⁹

Dies erlaubt die Festlegung von Steuern in drei Schritten. Im ersten Schritt werden alle MNUs per Gesetz verpflichtet, eine internationale Gesamtbilanz mit Zahlen über Investitionen, Mitarbeiter und Lohnzahlungen, Umsätze, Gewinne usw. vorzulegen. Im nächsten Schritt wird der Gesamtgewinn eines MNU aufgeteilt und den einzelnen Staaten zugeordnet, in denen der Konzern real tätig ist. Um die wirtschaftliche Tätigkeit zu messen, müssen drei Faktoren herangezogen werden: die Investitionen (*assets*), die Mitarbeiterzahl (*payroll*) sowie der Umsatz (*sales*). Die Zuordnung der Gewinne an ein Land geschieht nach einer bestimmten Formel, weshalb das Konzept auch als „Formulary Apportionment“ bezeichnet wird. Das Verschieben von Gewinnen in Steueroasen, in denen die Steuersätze extrem niedrig sind und oft nur Briefkastenfirmen existieren, böte den Konzernen keine Vorteile mehr, weil diese dort nicht aktiv wirtschaften.

Im dritten und letzten Schritt können dann die Nationalstaaten, in denen der Konzern tätig ist, ihren Steuersatz auf die ihnen zugeordneten Gewinne erheben. Auch das Verschieben von geistigem Eigentum in Steueroasen böte

7 Daneben gibt es noch eine Reihe weiterer Stiftungen, darunter die IMAS Foundation, die deutsche IKEA Stiftung und die *Familjen Kamprads stiftelse* in Schweden. Sie sind regional tätig und betreiben unter anderem Bildungs- und Hochschulförderung.

8 Selbst Experten der führenden Unternehmensberatungen halten das jetzige System der Unternehmensbesteuerung für gescheitert. Die G20 – der Club der wichtigsten Wirtschaftsnationen der Welt – hat bereits einen Plan zur Bekämpfung der Steuerflucht der internationalen Konzerne beschlossen. Vgl. OECD (Committee on Fiscal Affairs), Revised Draft Action Plan on Base Erosion and Profit Shifting, Juni 2013.

9 Vgl. Sol Picciotto: Towards Unitary Taxation of Transnational Corporations. Tax Justice Network, Dezember 2012 sowie Axel Troost, EU: Steuerflucht als Geschäftsmodell, in: „Blätter“, 12/2013, S. 13-16.

keine Vorteile mehr, wenn immaterielle Werte bei der Formelaufteilung nicht berücksichtigt werden, wie es beispielsweise eine aktuelle EU-Richtlinie vorsieht. Und die Vermeidung der Steuerpflicht durch Internetgeschäfte wäre ebenfalls nicht länger möglich, da der Umsatz dem Land des Käufers zugeordnet wird. Insgesamt entstünde durch die internationale Gesamtkonzernbilanz eine erheblich höhere Transparenz.

Große Vorteile ergeben sich auch für Entwicklungsländer, die über weniger gut ausgestattete Finanzbehörden verfügen. Durch die internationale Bilanz würden sie erstmals eine realistische Besteuerungsgrundlage für MNUs erhalten. OXFAM schätzt die Steuerverluste durch Steuervermeidung und Steuerflucht allein für die Entwicklungsländer auf über 240 Mrd. US-Dollar.¹⁰

Der Ball liegt nun im Feld der Politik. Die Diskussion über die Luxemburg-Leaks hat das Thema der „kreativen Steuervermeidung“ wieder ins Zentrum der öffentlichen Debatte gerückt. Dabei steht schon jetzt fest, dass eine grundlegende Reform der Unternehmensbesteuerung überfällig ist. Umso wichtiger ist es nun, den politischen Druck sowohl national als auch innerhalb der OECD und der Europäischen Union zu erhöhen. Denn erst wenn es ein Umdenken in der Politik gibt, wird sich auch ein Konzern wie IKEA endlich seiner gesellschaftlichen Verpflichtung stellen – und angemessene Steuern auf seine milliardenhohen Gewinne zahlen.

10 Vgl. OXFAM: Business among Friends – Why corporate tax dodgers are not yet losing sleep over global tax reform. OXFAM Briefing Paper, Mai 2014.

W&F
Wissenschaft und Frieden ■ 4/2014
Nummer 32 Jahrgang 720 € + G 11000



Soldat sein

- Militärische Sozialisation
- Soldatinnen
- Die neue deutsche Verantwortungsdiskussion
- Medien im Krieg und Bilderkrieg

W&F die unabhängige Vierteljahreszeitschrift für Friedensforschung, Friedensbewegung und Friedenspolitik.

W&F erscheint vierteljährlich. Jahresabo 30 €, ermäßigt 20 €, Ausland 35 €, ermäßigt 25 €, Förderabo 60 €. **W&F** erscheint auch in digitaler Form – als PDF und ePub. Das Abo kostet für Bezieher der Printausgabe zusätzlich 5 € jährlich – als elektronisches Abo ohne Printausgabe 20 € jährlich.

Bezug: W&F · Beringstr. 14 · 53115 Bonn, buero-bonn@wissenschaft-und-frieden.de, www.wissenschaft-und-frieden.de

Soldat sein

Bei Texten zum Militär stehen häufig die technische Ausrüstung und Bewaffnung oder die politischen Hintergründe und Bedingungen von Auslandseinsätzen im Vordergrund. **W&F** nimmt dagegen im Schwerpunktthema »Soldat sein« die SoldatInnen selbst in den Fokus. Die Artikel beschäftigen sich mit Soldatenbildern in Deutschland und Europa, mit der Frage, wer sich warum zum Dienst in der Bundeswehr entscheidet und was dieser Dienst mit ihm oder ihr tut, mit SoldatInnen und Veteranen, mit der therapeutischen Betreuung von SoldatInnen und mit der Relevanz des eigenen Gewissens bei der Befolgung von Befehlen.

Außerhalb des Schwerpunkts loten AutorInnen die aktuelle Diskussion um Verantwortung in der Außenpolitik aus, befassen sich u. a. mit dem Gaza-Krieg, der Darstellung von Krieg in unterschiedlichen Medien und informieren über den Kampf Kubas gegen terroristische Aktivitäten der USA.

Wissenschaft & Frieden, 4-2014,

»Soldat sein«, € 7,50 plus Porto.

Vom Heldenkult zur Opferverehrung

Zum Wandel der Erinnerungskultur

Von Jan M. Piskorski

Siebzig Jahre nach der Shoah – dem von einem hochentwickelten europäischen Staat unternommenen Versuch der planmäßigen Ermordung sämtlicher Juden – ist es offensichtlich, dass die jüdische Diaspora und die Israelis viele Gründe dafür haben, sich innerlich wie äußerlich bedroht zu fühlen. Das ist nicht nur eine Lehre der Geschichte, sondern auch der jüngsten antisemitischen Ausbrüche in Europa. Weniger offensichtlich ist dagegen, dass unmittelbar nach dem Krieg der Holocaust bei den Juden, und vor allem bei den Israelis, ein schamhaft verschwiegenes Thema war. Pola Lifszyc,¹ ein, wie wir heute sagen würden, „ganz normales“ Mädchen aus dem Warschauer Ghetto, das hätte überleben können, sich bei der Nachricht von der Verhaftung seiner Mutter aber freiwillig einem Transport anschloss, passte einfach nicht zum geschwellenen Bizeps des israelischen Helden – meist eines unerschrockenen Fallschirmjägers. „Wir bauen hier die Neue Welt, und im Theater ist wieder Ghetto!“, empörten sich in der Nachkriegszeit die Einwohner eines Kibbuz in einem Roman von Amos Oz. Zwar waren auch sie davon überzeugt, dass ihre Feinde es ihnen nie gestatten würden, in Ruhe zu leben, doch bewog sie das noch stärker dazu, die Erinnerung an die Zeiten der Kraftlosigkeit zu verdrängen.

Und nicht nur in Israel wollte man die Entwürdigung im Krieg, und bisweilen auch die unangenehmen Wahrheiten des Krieges, am liebsten vergessen. Wie nach jedem Krieg leckten die Verwundeten ihre Wunden, während man laut die Augenblicke nationalen Ruhms in Erinnerung rief und neuen Helden Denkmäler setzte. Ihre Aufgabe war es, ganz klar Gut und Böse voneinander zu trennen – was wiederum nicht immer einfach war für die „lebendigen Ruinen“, wie 1945 der Posener Priester Kazimierz Żarnowiecki in einer Stettiner Zeitung jene Menschen nannte, die den Krieg überlebt hatten.

* Überarbeiteter und gekürzter Vorabdruck eines Beitrags, der im „Pommerschen Jahrbuch für Literatur“, Bd. 3, 2015, erscheinen wird (dort auch mit ausführlichen Literaturangaben). Vertiefend zu der Thematik speziell im vergangenen Jahrhundert vgl. auch: Jan M. Piskorski, Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts, München 2013. Beitrag und Buch wurden von Peter Oliver Loew aus dem Polnischen übersetzt.

1 Um dieses Mädchen geht es in einem Gespräch der Schriftstellerin Hanna Krall mit Marek Edelman, dem letzten Anführer des Aufstands im Warschauer Ghetto 1943.

Heute ist die Welt eine völlig andere, geht das Gespenst der Geschichte und ihrer zahlreichen unnötigen Opfer um – in Europa und anderswo. Unterschieden wird nicht mehr zwischen Verlierern und Siegern, sondern ihr Platz wird langsam von Opfern und Tätern eingenommen – von Begriffen also, die bislang eher in der Kriminalistik als in der Geschichte bekannt waren.

Es ist nicht einfach, den Weg nachzuzeichnen, der vom Heldenkult der früheren Epoche, nach dem die Helden ihr Leben auf dem Altar des Vaterlands opferten, zur heutigen Verehrung namenloser Opfer führte. War die Verehrung der heroischen Individuen noch zu Beginn des Jahrhunderts und des Ersten Weltkriegs gang und gäbe, wurde die Verehrung namenloser Opfer erst in den 80er Jahren und vor allem nach dem Ende des Kalten Krieges populär.

Eine Schlüsselrolle für diese Veränderung spielten zweifellos die Debatten rund um die Vernichtung der Juden. 1959 erhielt diese einen eigenen Tag im Kalender der israelischen Staatsfeiertage. Doch eigentlich wurde die Vorstellungskraft der Massen erstmals vom Jerusalemer Eichmann-Prozess am Ende der 60er Jahre bewegt. Die natürliche Dramatik, die den Aussagen des „banalen“ (Hannah Arendt) Henkers sowie seiner in die Lager getriebenen Opfer innewohnte, zog die Weltöffentlichkeit vor die Fernsehgeräte, so dass der Prozess zu einem der ersten globalen Medienereignisse wurde. Als Ergebnis hielten zehn Jahre später die Erlebnisse der Opfer in populäre Fernsehserien Einzug, von denen vor allem die vierteilige Serie „The Holocaust“ mit der hervorragenden Meryl Streep eine Pionierrolle spielte, selbst wenn man ihr damals – sicherlich zu Recht – die Trivialisierung der Shoah vorwarf.

Tatsache ist jedoch, dass die Konzentration auf die individuellen Schicksale der Helden und die „Authentizität ihrer Erlebnisse“ Emotionen freisetzen und eine Welle von Mitgefühl für die zu sinnlosem Leiden und noch sinnloserem Tod verurteilten Menschen auslösten. In Westdeutschland durchbrach der Film die beinahe letzten mit dem Holocaust verbundenen Tabus und verdeutlichte den Deutschen die individuellen Seiten ihres Massenverbrechens, das damit ein „menschliches Gesicht“ erhielt. In den Vereinigten Staaten begann der Bau eines Holocaust-Museums, das zugleich als Holocaust-Forschungszentrum geplant war und 1993 inmitten der nationalen Heiligtümer der USA in Washington eröffnet wurde. Der Weg vom Heldenkult zur Opferverehrung wurde also just in dem Augenblick geebnet, als aus Opfern Helden wurden.

Nach einem halben Jahrhundert wurde die Judenvernichtung zu einem allgemein bekannten Ereignis, das – in kommerzialisierter Form – sogar hohe Gewinne abwarf. Ihre Allgegenwart zeitigte allerdings nicht selten Ergebnisse, die man so nicht erwartet hatte.

In den deutschen Schulen der 1970er und 1980er Jahre klagte man darüber, vom Thema Holocaust förmlich erschlagen zu werden, dessen Darstellung für die Lehrer zugleich eine gewaltige Herausforderung war. Global betrachtet rief die These von der Singularität des Holocaust wiederum ganz natürlich eine Reaktion der übrigen Opfer hervor, die sich nicht angemessen gewürdigt fühlten. Zwischen den Opfern kam es somit zu einer ver-

bissenen und oft abstoßenden Opfer-Konkurrenz, nicht selten – wie Jean-Michel Chaumont gezeigt hat – im Schatten der Kamine von Auschwitz. Man kämpfte nicht nur um den Platz auf der Karte der Opfer und um die damit verbundene Anerkennung, sondern auch um den von Jahr zu Jahr anschwellenden Strom von Mitteln, die für die „Entinnerung“ der vergessenen Vergangenheit und das Gedächtnis an die Opfer flossen.

Ihren Opferstatus mahnten zuerst die amerikanischen Armenier an, die recht schnell und erfolgreich das jüdische Monopol auf den Genozid bzw. Holocaust durchbrachen, indem sie vor allem – nicht ohne Widerstand jüdischer Kreise, aber auch vieler Wissenschaftler² – hervorhoben, vor den Juden an der Reihe gewesen zu sein – nämlich bereits 1915. Ihnen folgten weitere ethnisch-nationale Gruppen. Genannt seien nur die Roma, die nordamerikanischen Indianer, die amerikanischen Schwarzen, die australischen Aborigines, die neuseeländischen Maori und schließlich die Polen und Chinesen mit ihren eigenen „vergessenen Holocausts“.

Irgendwann wuchs die Zahl der Opfergruppen fast sprichwörtlich von Tag zu Tag, angefangen bei den Opfern der repressiven Diktaturen wie den indischen DPs und den in Lateinamerika verschwundenen *desaparecidos* oder den *harkis* in Frankreich, bis hin zu den Priestern und Pastoren, zu Opfern der Euthanasie, Homosexuellen und Lesben, vergewaltigten Frauen, Deserteuren, sterilisierten Kindern von Schwarzen, ja sogar zu den in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus Großbritannien nach Australien gebrachten Waisenkindern, die auf dem fünften Kontinent als kostenlose Arbeitskräfte eingesetzt werden sollten.

Der globalisierte Holocaust

Im Zuge dieser Entwicklung erhält das Wort *Holocaust* im modernen globalen Englisch, und zwar nicht nur in der Umgangssprache, immer häufiger eine breitere Bedeutung, die jedes größere Massaker umfasst, an dem ein Staat beteiligt war oder zumindest die Staatsmacht eines der wesentlichen und ursächlichen Elemente war. Des ersten Holocaust in Ostmitteleuropa hat Anne Applebaum den mittelalterlichen Deutschen Orden in Preußen bezichtigt. David S. Landes spricht von einem Holocaust in der Karibik. Der amerikanische Historiker Richard C. Lukas hat an den Holocaust der Polen im Zweiten Weltkrieg erinnert und Iris Chang, eine amerikanische Historikerin und Journalistin mit chinesischen Wurzeln, hat so das Massaker bezeichnet, das die Japaner in Nanking verübten. Der deutsche Historiker Horst Möller hat die Bedeutung des Begriffs auf die stalinistischen Verbrechen ausgedehnt – „roter Holocaust“. „Gaza droht der Holocaust“ – schrieb die in der ganzen arabischen Welt verbreitete Zeitung „Al Hajat“ in Zusammenhang mit dem israelischen Kampf gegen die Hamas 2009. Eine noch

2 Besonders großes Aufsehen erregte, dass ein französisches Gericht Bernard Lewis verurteilte, einen der besten Kenner der Geschichte des Nahen Ostens, da er den Völkermord an den Armeniern negiert hatte.

weitere Bedeutung hat das Wort Holocaust im indischen und pakistanischen Englisch, etwa bei Khuswant Singh oder Saadat Hasan Manto, wo es jedes Massaker bezeichnet, vor allem solche in Zusammenhang mit der Teilung (*partition*) des Landes 1947 sowie mit dem Bürgerkrieg in Bangladesch 1971. Und die Bedeutung verbreitert sich weiter. Rona Munro hat beispielsweise unlängst geschrieben, uns habe im Kalten Krieg ein nuklearer Holocaust gedroht.

Ähnlich verändert sich notabene in der Weltsprache Englisch das Wort *Gulag*, das die Afrikaner eher mit Lagern in Verbindung bringen, die die Kolonisatoren für sie anlegten, insbesondere die Briten in Kenia in den 50er Jahren, aber auch mit den großen zeitgenössischen Strafkolonien, die von verschiedenen afrikanischen Regimes eingerichtet werden. Nadine Gordimer, die südafrikanische Literaturnobelpreisträgerin, hat in diesem Zusammenhang – sicherlich nicht zufällig, denn sie stammt väterlicherseits aus einer litauisch-jüdischen Familie – schon in den 1970er Jahren von *the Siberias of snow or sun* geschrieben.

Die ganze Welt entschuldigt sich: Der neue Opferkult und die Mode des Entschuldigens

Mit der neuen Opfer- und Erinnerungskultur hängt die Mode des Entschuldigens zusammen. Ich würde nicht ganz ausschließen, dass Papst Johannes Paul II. diese eingeleitet hat. Schon 1965 wendeten sich die polnischen Bischöfe mit Entschuldigungen, zugleich jedoch mit der Bitte um Vergebung, an ihre deutschen Amtsbrüder. Tatsache aber ist, dass der Papst, der sich in der Menge wie ein Fisch im Wasser fühlte, das Bedürfnis nach Verzeihung erkannte und ganz offensichtlich an seine Triebkraft glaubte.

In den 1990er Jahren, ehe der internationale Opfer-„Boom“ nach Polen gelangte, fragten einige westliche Publizisten, wie etwa die Gauck-Vertraute Helga Hirsch, warum die nach 1989 entstandene Dritte Republik die Opfer des Kommunismus fast demonstrativ vernachlässige. Damals verhöhnte man in Polen die Mode des Entschuldigens, und zwar sowohl bei den Linken als auch bei den Rechten, wenngleich aus anderen Gründen. Heute aber bitten die Polen, unabhängig von der politischen Strömung, der sie anhängen, um Entschuldigung. Sie mögen es andererseits auch, wenn man sie um Entschuldigung bittet, und verlangen dies bisweilen sogar aufdringlich. Man vergisst allerdings, dass es sich hier um einen Akt freiwilliger Reue handelt. So bat der schwedische Botschafter im Kloster Jasna Góra für die von den Schweden in den „Kriegen der Sintflut“ Mitte des 17. Jahrhunderts verursachten Zerstörungen um Verzeihung! Präsident Lech Kaczyński bezeichnete seinerseits – und ganz zu Recht – die Besetzung des Olsa-Gebiets durch Polen 1938 in einer mit Hitler gemeinsam durchgesetzten Aktion als polnische „Sünde“.

Die Polen sind also, um einen Eindruck des deutschen Journalisten Konrad Schuller vom Spätsommer 2009 zu variieren, diesbezüglich in den „europäi-

schen Mainstream“ eingeschwenkt. Und im Übrigen bittet längst die ganze Welt um Entschuldigung: die Briten für die chemische Kastration von Homosexuellen noch in den 1950er Jahren, die Regierung Kanadas für die Leiden der Indianer, die Regierungen von Neuseeland und Australien für die unmenschlichen Praktiken gegenüber den Autochthonen.

Interessanterweise haben die Entschuldigungen auch ihre praktischen Konsequenzen. Aus den europäischen Museen kehren die Schädel von Aborigines in ihre Herkunftsländer zurück, um in heimatlicher Erde eine letzte Ruhe zu finden. Der Direktor des Museums von Manchester, Tristram Besterman, hat das als „Ausdruck der Anerkennung unserer gemeinsamen Menschlichkeit“ bezeichnet. Das ist insofern interessant, als dass wir unsere „eigenen“ Knochen nicht mit gleicher Sorgfalt behandeln und sie nicht selten, von Archäologen entdeckt, später als Ausstellungsstücke in die Museen kommen.

Opferkult und Opfernationalismus

Nach dieser Entdeckung des Opfers erleben wir dieser Tage jedoch einen weiteren Schritt in der Aufwertung des Opfers, der im Begriff des Opfer-Nationalismus zum Ausdruck kommt.

Victimhood nationalism ist ein neuer Begriff der englischen Sprache. So nennt Jie-Hyun Lim, Direktor des Instituts für die vergleichende Erforschung von Geschichte und Kultur an der Hanyang-Universität in Seoul, den Größenwahn bestimmter Gruppen innerhalb von Nationen oder gar ganzer Nationen, der sich aus dem Gefühl einst erlittenen Unrechts speist – nicht unbedingt immer eigenen Unrechts, ja noch nicht einmal des Unrechts, das der eigenen Generation zugefügt wurde.³

Genauer gesagt bezeichnet *victimhood nationalism* das Gefühl eines meist übertriebenen Nationalstolzes oder, um mit Jan Stanisław Bystron, dem Begründer der polnischen Ethnologie, zu sprechen, der nationalen *Megalomanie* als Ergebnis einer tatsächlichen oder nur imaginierten Bedrohung. Dazu gehört Jie-Hyun Lim zufolge auch die Überzeugung, dass dem Opfer Sonderrechte und ein besonderer Status zustehen, demzufolge ihm nicht nur mehr erlaubt ist als anderen, sondern ihm auch historische Genugtuung zusteht. Das Recht auf Respekt ist hierbei erblich: in Europa, in Südostasien und in Israel mindestens bis zur dritten Generation, in Ländern mit kolonialer Vergangenheit wie Australien, Kanada, Neuseeland oder den USA eigentlich unbegrenzt.

Die Selbstüberhebung von Nationen bzw. Stämmen war – um den polnischen Ethnologen weiter zu bemühen – schon den „vormodernen“ Nationen bekannt: in Europa jenen der Antike und des Mittelalters, allen voran den alten Griechen und Römern; in Amerika den Inkas, in deren Hauptstadt sich angeblich der „Nabel der Welt“ – wie der Ortsname Cusco für gewöhnlich

3 Dieser Begriff wurde bestimmt nicht zufällig von einem südkoreanischen Historiker in die Historiographie eingeführt, der sich bestens mit den polnischen Problemen auskennt.

übersetzt wird – befand; in Asien den Chinesen, die davon überzeugt waren, dass ihr Land der „Staat der Mitte“ sei; in Afrika den Äthiopiern, deren Dynastie in direkter Linie von König Salomo und Königin Saba abstammte. Von dieser Version der Megalomanie, die im Grunde die Stammesüberzeugungen von der eigenen Überlegenheit über die Nachbarn, von der außergewöhnlichen Herkunft und Lage zum Ausdruck brachte, dürfte ein Weg zum Imperialismus geführt haben, der mit dem Prinzip des brutalen Kampfes um die Aufteilung der Welt an der Wende zum 20. Jahrhundert in Verbindung gebracht wird. Die imperiale Ideologie ist jedoch auch aus früheren Epochen bekannt, vor allem aus dem frühneuzeitlichen England, Frankreich, Spanien, Portugal und Russland.

Jünger als die expansionistische Megalomanie ist die Megalomanie vom Opfertypus, der *victimhood nationalism*, in dem man, Jie-Hyun Lim folgend, mindestens zwei deutlich verschiedene Untergruppen erkennen kann (auch wenn ich nicht weiß, ob der Koreaner selbst eine Notwendigkeit sieht, sie solcherart zu unterscheiden. Keine dieser Gruppen passt im Übrigen genau zu der von ihm vorgeschlagenen Terminologie.). Bei der ersten Gruppe, nennen wir sie die „nationumspannende“, der Jie-Hyun Lim die meiste Aufmerksamkeit widmet, geht es nicht um ein sinnloses und vor allem passives Opfer, das begrifflich im englischen Wort *victim* steckt. Bei der zweiten Gruppe hingegen, die ich hier in Anlehnung an den amerikanischen Gelehrten Joseph V. Montville (der am Ende des vergangenen Jahrhunderts ein für viele Hoffnungen sorgendes Programm der präventiven Diplomatie anregte) die Opfergruppe *par excellence* nennen will, handelt es sich um meist sinnlose und oft namenlose Opfer: um Menschen, die abgeschlachtet, bei der Befriedung von Städten oder auf der Flucht ermordet werden oder die bei religiös oder ethnisch motivierten Bürgerkriegen umkommen.

Internationalistische und nationalistische Opfer

Das Problem besteht darin, dass sich die Individuen oder Gruppen, die jene *victimhood* empfinden, also den Bedrohungszustand, wie er sich aus der Zerstörung der bis dahin ihr sicheres Leben bestimmenden Strukturen ergibt, nicht unbedingt national identifizieren. Denn trotz einer deutlichen Rückkehr der Geschichte und der Renationalisierung Europas nach 1989 (die insgesamt im „alten“ Westen deutlicher ist als im „neuen“ Osten, wo diese Prozesse, Jugoslawien ausgenommen, anfänglichen Befürchtungen zum Trotz eher in die entgegengesetzte Richtung gelaufen sind) internationalisieren sich diese Opfer. Ihr Gefühl, Opfer zu sein, muss also keine revanchistische Botschaft enthalten, sprich: kein Rufen nach Vergeltung, was zugleich jedoch nicht bedeutet, dass es unter anderen Bedingungen nicht doch so genutzt werden könnte, was uns hier aber nicht beschäftigen muss. Eine Genugtuung scheint für sie die Erinnerung an sich zu sein, als Form von Respekt für ihr Leiden, gelegentlich auch in Form einer relativ geringen, aus öffentlichen Kassen gezahlten Entschädigung.

Die nationumspannende Untergruppe ist älter und besser bekannt. Sie entstand im 19. Jahrhundert zur Zeit des erwachenden Nationalismus in seiner heutigen ausschließenden und zugleich homogenen Bedeutung. Der Nationalismus selbst ist allerdings mittelalterlicher Herkunft, auch wenn die mittelalterliche Nation eine eher politische Struktur war, die auf jeden Fall – zumindest gemeinhin – viel offener war als die „modernen“ Nationen. Bei der ersten Untergruppe handelt es sich somit um die Megalomanie ganzer von der Geschichte „geschlagener“ Nationen, oft verbunden mit Komplexen gegenüber „normalen“ Nationen und tiefen Ressentiments gegenüber mächtigeren oder einfach „glücklicheren“ Nachbarn – es ist an dieser Stelle unwichtig, ob sie begründet sind oder nicht.

Diese Form der nationalen Megalomanie ist allerorten bekannt, unabhängig vom Kontinent und vom politischen System. Das geteilte Korea ist dafür ein besonders gutes Beispiel. Beide koreanischen Staaten trennte von Anfang an fast alles, mit Ausnahme der Befürchtungen vor einem Wiederaufbau des japanischen Militarismus und Nationalismus. Beide verstanden es von Anfang an auch, die antijapanischen Ressentiments der Koreaner für ihre innenpolitischen Ziele erfolgreich zu nutzen, was wiederum an die Politik Władysław Gomułkas im Polen der 60er Jahre erinnert. Gomułka hätte sicherlich das Wort Kim Ir Sens, des Gründers der Demokratischen Volksrepublik Korea, unterschrieben, dass Kommunismus und Patriotismus einander nicht ausschließen.

Die Megalomanie der kleineren Nationen

An nationumspannender Megalomanie leiden vor allem kleinere Nationen, die oft in der Tat bittere geschichtliche Erfahrungen sammelten. Genannt seien hier – stellvertretend, denn die Liste jener Nationen, denen Unrecht widerfahren ist, könnte man unendlich erweitern – die Armenier, Serben, Ungarn, Katalanen, Iren und unlängst immer häufiger die autochthonen Stämme und Nationen in Australien und Ozeanien sowie in Amerika. Diese Form des Größenwahns ist jedoch auch großen Nationen nicht völlig fremd, wobei man auf die Japaner und die Deutschen, ja selbst auf die Russen und Amerikaner verweisen kann.

Größere Nationen, deren Existenz selten bedroht ist, fühlen sich meist nur vorübergehend als Opfer. Ein gutes Beispiel sind die Amerikaner nach dem Terrorangriff von New York. Normalerweise sind die Amerikaner von ihrer Überlegenheit über die sie umgebende Welt überzeugt, ja sogar von ihrer Mission in der Welt. Nicht selten würden sie gerne das „Licht der Welt“ sein, so etwas wie die „Stadt auf dem Berg“ aus der revolutionärsten Predigt Christi in der Überlieferung des heiligen Matthäus (Mat. 5, 13-14). Es genügt, an apostolisch-zivilisatorische Aussagen von Präsident George W. Bush vor gar nicht allzu langer Zeit zu erinnern.

Anders verhält es sich in Russland, wo sich zwar auch Elemente von Angst und Missionsgedanken vermischen, wo jedoch das Bedrohungsgefühl domi-

niert, selbst wenn das Gefühl einer Mission – in der Welt und vor allem bei den unmittelbaren Nachbarn – in Russland viel älter und stärker ist als in den USA. Das Problem ist, dass Russland, anders als die USA, nicht aus Hoffnung entstanden ist, sondern aus Angst vor fremder Gewalt. Die Mongolengefahr war rasch beseitigt, der Feind aber blieb, nur in neuer Gestalt – nämlich des westlichen Christentums, das man jahrhundertlang misstrauisch beäugte, ja des Westens insgesamt. Überzeugt von einem steten Drang des Westens nach Russland und geprägt von Komplexen gegenüber dem Westen, wächst heute vor dem Hintergrund einer technischen und technologischen Rückständigkeit des Landes, die größer ist als zuvor, ein russisches Gefühl der Bedrohung durch die äußere Welt. Daraus entstehen auch die Probleme in der polnisch-russischen Nachbarschaft. Polen und die Polen werden als Teil des Westens bewundert, zugleich aber gelten sie als Verräter der Slawenheit.

Bei den kleineren Nationen ist das Gefühl, Unrecht erlitten zu haben, bis zu einem bestimmten Grad identisch mit der Trauer um unerfüllte Träume. Es nimmt nicht selten chronische Gestalt an, oder es wird – um mit Nietzsche zu sprechen – zu einem Ressentiment, in dem sich Neid und Hass vereinigen, zusätzlich verstärkt durch die Unfähigkeit zur normalen Artikulation. Das Gefühl eines verzehrenden Unrechts führt meist zu passivem Leiden, hat aber ein gewaltiges Explosivpotential und kann unter gewissen Bedingungen zu wilder Vergeltung führen. Manche Nationen nutzen dieses Ressentiment auch als Blanko-Legitimation für ethisch zweifelhafte Praktiken gegenüber „Erzfeinden“ auf „vaterländischen Gebieten“, die nach Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden „zurückerobert“ werden. Ihre Opfer sind bisweilen ebenfalls gewissermaßen zufällige Gruppen, die an dem Konflikt nicht teilnehmen, aber alleine durch ihre Gegenwart die Umsetzung der Träume behindern. Je kleiner eine Nation und je länger die Verletzung zurückliegt, desto schwieriger ist es, in solchen Fällen einen Ausgleich in Form eines Kompromisses zu finden.

»Zum zweiten Mal wird Masada nicht fallen!«

Besonders tief verwurzelt ist die immer noch lebendige nationale Megalomanie der Griechen und Israelis, die sich auf Ereignisse beziehen, die sich vor mehreren tausend Jahren zugetragen haben. Die antiken Griechen waren überzeugt, dass es außer ihnen nur Barbaren gebe, wie sie alle ihre Nachbarn bezeichneten. Die antiken Israeliten hielten sich, wie es ihnen ihre Religion gebot, für ein gotterwähltes Volk, das zudem an einen einzigen Gott glaubte, dem der sterbliche Erdenmensch für das Schöpfungswunder dankbar sein müsse, ohne Gegenleistungen zu erwarten, anders als die kühnen Griechen, die mit den Göttern auf vertrautem Fuße lebten.

Doch trotz der im Grunde sehr entlegenen Anfänge der griechischen und israelischen Selbstüberhöhung bildeten sich ihre Hauptmerkmale erst im 19. und 20. Jahrhundert heraus, als Dichter und Historiker, oftmals in ein und derselben Person, die Griechen an ihre antike Größe erinnerten und jüdi-

sche, meist aus dem Habsburger Einflussgebiet stammende Publizisten den Zionismus als Mittel gegen den zunehmenden Antisemitismus im Europa der „modernen“, also exklusiven Nationen entdeckten, eines Europas der Nationen, die ihre Wohnstätten mit niemandem mehr teilen wollten. Auch hier war die Angst vor einem neuerlichen Opfer ausschlaggebend.

„Zum zweiten Mal wird Masada nicht fallen“, sagt ein in Israel allgemein bekanntes Sprichwort. Es knüpft an die Erzählung von Joseph Flavius über eine Handvoll jüdischer Verteidiger der am Toten Meer gelegenen Festung an, die von der römischen Armee umzingelt waren und es vorzogen, nach einem langen und hoffnungslosen Verteidigungskampf kollektiven Selbstmord zu begehen, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. In dem von israelischen Archäologen ausgegrabenen Masada legen die israelischen Wehrpflichtigen ihren Eid ab, und die am Beispiel Masada geschulte Mentalität, also die tiefe Überzeugung von der ewigen Umzingelung durch zahlenmäßig überlegene Feinde in Palästina und in der Welt, heute wie in der Vergangenheit, ist ein Schlüssel zum Verständnis Israels, wie Moshe Zimmermann sagt, ein Historiker an der Hebräischen Universität von Jerusalem und Vertreter der Schule der sogenannten Neuen Historiker.

Schon seit den 1980er Jahren unterziehen diese Historiker den israelischen Mythos der belagerten und schwachen Festung einer sachlichen und ausgewogenen Kritik. Gleichzeitig geben sie Israel die Verantwortung für die Entstehung des palästinensischen Flüchtlingsproblems und weisen darauf hin, wie der Holocaust in der zionistischen Ideologie nach 1945 instrumentalisiert worden ist. „In dem Moment, in dem man Staat und Nation als oberste Werte betrachtet, ist alles erlaubt“, warnte Jeshajahu Leibowitz vor dem sich in Israel ausbreitenden Nationalismus, ein Gelehrter, der nicht selten das Gewissen Israels genannt wird. Er pflegte die Besatzungspolitik im Westjordanland die größte Gefahr für die israelische Demokratie zu nennen. Doch trotz hitziger historischer Debatten in Israel, die – vor allem wenn sie die Schulbücher betreffen – bis in die Knesset getragen werden, wird die kollektive Erinnerung an die ewige Reihung von Verfolgungen keineswegs schwächer, sondern stärker, was, wie Moshe Zimmermann feststellt, umso interessanter ist, als in diesem Fall „die konstruierte Erinnerung [...] die Realität der Gegenwart [überholt]“.

Exempel Polen

Traditionell definieren sich die Polen, die – so Philipp Ther – im 19. und 20. Jahrhundert genügend Gründe erhielten, so zu denken, als Opfernation. Jie-Hyun Lim hat sie nicht ohne Grund – neben den Israelis und den Koreanern – als die besten Beispiele für nationale Selbstüberhöhung vom Opfertypus genannt. Doch ist die polnische nationale Megalomanie im Grunde ein recht besonderer Fall. Im Laufe der 200 Jahre zwischen der ersten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sie einen weiten Weg zurückgelegt, von einem expansionistischen Größenwahn über die Ideolo-

gie eines außenpolitischen Isolationismus (verbunden mit der irrigen Hoffnung, dass die Nachbarn dies als Grund anerkennen würden, sich nicht in polnische Fragen einzumischen) bis zum Größenwahn vom Opfertypus. Der Zweite Weltkrieg, der mit dem Angriff des Dritten Reichs und der Sowjetunion auf Polen begann und die fünfte Teilung Polens innerhalb von knapp anderthalb Jahrhunderten bedeutete, verfestigte das Bild vom leidenden Polen, wie in der bekannten französischen Karikatur vom Herbst 1939, wo Hitler Polen mit Stalins Hilfe ans Kreuz schlägt.

Doch die Vorstellung von Polen als dem Erlöser der Nationen – das wie Christus durch Golgatha gehen wird, um, so wie Er, wundersam aufzuerstehen und alle gepeinigten Völker nach sich zu ziehen – dominierte das polnische Denken schon kurz nach den Teilungen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Das Fehlen eines eigenen Staates, die verschiedenen Aufstände und die Emigrationsbewegungen machten aus den Polen die herumirrenden Ritter Europas, die ruhelosen Verfechter einer Revolution der nationalen Befreiung. Ausländer, ganz unabhängig von ihrer sehr unterschiedlichen Einschätzung, heben oft die starke Identität der Polen hervor. Es muss jedoch daran erinnert werden, dass diese aus den Niederlagen resultiert. Misserfolge, wie schon Ernest Renan bemerkt hat, schweißen viel stärker zusammen als Siege.

Der Osten Europas als die Wiege des Opfernationalismus

Die Wiege derjenigen Nationen Europas, die Unrecht erlitten hatten, war vor allem der weit verstandene Osten des Kontinents. Je näher das Ende des 19. Jahrhunderts rückte, desto stärker geriet er in Wallungen, von der Ostsee bis zur Ägäis. Für diese Radikalisierung waren objektive Faktoren verantwortlich, etwa der rapide Bevölkerungsanstieg, doch noch stärker – wie der in New York lebende britische Historiker Mark Mazower meint – die repressiven Regierungen der vier großen Imperien, unter deren Herrschaft der Osten Europas stand: des Deutschen Reichs, Russlands, Österreich-Ungarns und des Osmanischen Reichs. Tatsächlich hat der rührselige Sentimentalismus, der immer wieder in den Beschreibungen der Vergangenheit Ostmittel- und Südosteuropas vor dem Ersten Weltkrieg auftaucht, besonders in Bezug auf den Habsburgerstaat, mit der Realität nur wenig zu tun. Selbst wenn Österreich-Ungarn mit seinem alten und allgemein verehrten Kaiser Franz Josef der freundlichste Käfig für die ihrer Freiheit beraubten Völker Ostmitteleuropas war, so darf man doch nicht vergessen, dass der Käfig ein Käfig war. Galizien, wie es Joseph Roth in seinen großartigen Erzählungen schildert, vor allem in „Die Büste des Kaisers“, ist nur deshalb so ergreifend schön und anziehend, weil Europa nach 1918, vor allem seit den 1930er Jahren, von einer katastrophalen „Invasion der Echsen“ (Karel Čapek und gleich danach Karl Ragnar Gierow) heimgesucht wurde – von Faschismus, Kommunismus und Nazismus. Im östlichen Teil des europäischen Kontinents fehlte es an fast allem, nur eben nicht an Nationen, denen Unrecht widerfahren war, an Elend und Explosivpotential, zusätzlich verstärkt durch die Tatsache, dass sich –

kaum anders als im britischen Irland – die sozialen und nationalen Ansprüche hier meist überlagerten. Einheimisch war die Armut, während die Mittelschicht der Beamten importiert war, unter denen es auch Unterdrücker gab – Lehrer und Polizisten. Anhänger von Anschlägen und Bomben waren überall vorhanden, und der immer radikaler werdenden jungen ansässigen Bildungsschicht schienen sie, wie auch noch vielen jungen Juden in der Zwischenkriegszeit, nicht selten das einzige ihnen zur Verfügung stehende Ausdrucksmittel zu sein.

In diesem Sinn waren die Schüsse in Sarajevo, mit denen der Erste Weltkrieg begann, kein Zufall. Und kein Zufall war auch die mit Ressentiments gegenüber den neuen nationalen Minderheiten behaftete Innenpolitik fast aller Staaten in diesem Teil Europas nach der Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit nach 1918. Die Demontage des postimperialen Erbes, das, natürlich ins Gegenteil gewendet, die einfachsten Lösungswege nahelegte, erforderte Zeit, Ruhe und eine entsprechend vorbereitete politische Klasse. An allem herrschte Mangel, vor allem an Zeit. Besonders gegenüber den Vertretern der einst dominierenden Nationen – und denjenigen, die sie unterstützten, womit man meist einen großen Teil der ansässigen Juden meinte – ließ man sich deshalb von einer Politik des Ressentiments leiten, selbst wenn das die in jeder Hinsicht schlechteste Wahl war.

Wie bei jeder Politik, die nur auf der Überzeugung von erlittenem Unrecht in der Geschichte fußt, erkannten ihre Anhänger nämlich nicht die wahren Probleme. Anstatt die Minderheiten für sich zu gewinnen, wies man sie ab, zementierte die gegenseitigen Abneigungen und vermittelte die Botschaft, dass der eigene Staat – selbst wenn er nicht aus eigener Wahl entstanden war – mit seinen Bürgern unterschiedlich umgehen kann. Man schuf somit unter den Minderheiten ein Gefühl des Bedrohtseins und schwadronierte zudem mit populistischen Schlagworten von der Existenz leichter Lösungen für schwierige und längst verjährte Probleme, was den nächsten den Boden bereitete.

Die Deutschen als Opfer

Nachdem die Deutschen nach 1945 ihre Täter-Rolle sukzessive akzeptiert hatten, schwenkten sie um das Jahr 2000 schließlich auch auf den neuen Opferkurs ein, auf dem sich seit langem schon die Japaner bewegten, als Opfer der Atombombe, die Österreicher, mit ihrem Mythos von Hitlers erstem Opfer, und schließlich auch die Russen, zunächst als Opfer Lenins und Stalins, später dann des Westens und der prowestlichen Verräter. In Deutschland begann man nun – nicht zum ersten Mal seit dem Krieg, doch zum ersten Mal seit den 1980er Jahren und gleich auch sehr breit – über die deutschen Leiden während der alliierten Bombenangriffe, der sowjetischen Besatzung sowie über Flucht und Vertreibung aus dem Osten zu schreiben.

Die deutschen Autoren wussten zumeist nicht, dass ihre östlichen Nachbarn schon seit Beginn der 1990er Jahre ernsthaft hierüber diskutieren

und dass es in Polen, das selbst seine Verjagten aus den polnischen Ostgebieten wiederentdeckte, insgesamt jedenfalls viel Verständnis für die deutschen Leiden gibt. Wie Umfragen zeigen, hielten die Polen die Deutschen für Kriegsoffer, als die Deutschen noch gar nicht mit entsprechenden Forderungen hervorgetreten waren.

Doch fest steht auch: Ohne den von den Deutschen ausgelösten Krieg und ohne die von ihnen unternommenen großen Vertreibungsaktionen gäbe es wohl keine Notwendigkeit zur Versöhnung. Wiederum sind die meisten polnischen und deutschen Intellektuellen hierüber einer Meinung, was belegt, wie sehr sich die deutschen und polnischen Eliten in für sie schwierigen Debatten zusammengerauft haben.

Man darf daher die Hoffnung von Ute Frevert teilen, der Direktorin des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, dass sich die jüngste deutsche Erinnerungsoffensive nicht als verspäteter Mangel an Respekt für das Leiden anderer herausstellt, sondern nur als eines von vielen Anzeichen für den weltweiten Erinnerungs-Boom. In diesem Fall muss man sich vor dieser Entwicklung keineswegs fürchten, weil sie – langfristig gesehen – die Verständigung zwischen den Deutschen und ihren Nachbarn befördern wird. Ein Volk, das mit sich selbst ins Reine kommt, dürfte nämlich offener für die Erfahrungen anderer sein. Die fehlende Fähigkeit zur Trauer, auch in Bezug auf die Nachbarn im Osten, die schon 1967 von den Psychologen Margarete und Alexander Mitscherlich beschrieben wurde, lässt sich vor dem Hintergrund der neuesten psychoanalytischen Erkenntnisse auch als Ergebnis der Traumatisierungen in den letzten dramatischen Kriegsmonaten und den ersten Monaten der Nachkriegszeit erklären.

Unserer Generation, der der Nachgeborenen, bleibt dagegen nichts anderes übrig, als das von unseren Vorfahren zerschlagene empfindliche Porzellan zusammenzukleben – das gemeinsame Europa. Das ist vor allem eine Aufgabe für die Politiker. Die Historiker sollten dabei am Rande stehen, da man – wie ein afrikanisches Sprichwort sagt – vom Rand aus mehr sieht. Gesellschaften sollten ihrerseits daran denken, dass eine verlogene Vergangenheit keinerlei Wert als Grundlage für kluge politische Entscheidungen besitzt. Eine mythologisierte Vergangenheit erlaubt es allerhöchstens, immer wieder die gleichen nationalen Schlachten zu schlagen, meist in kalter, manchmal auch in heißer Gestalt. In diesem Kreis kann man sich, wie Jie-Hyun Lim betont, bis zum Ende der Welt bewegen. Es ist – und bleibt – ein Teufelskreis.

Eine Familie im »Jahrhundert der Katastrophen«

Von Jens Becker



Theodor Bergmann, Sozialisten, Zionisten, Kommunisten. Die Familie Bergmann-Rosenzweig – eine kämpferische Generation im 20. Jahrhundert, VSA-Verlag, Hamburg 2014, 102 Seiten, 12,80 Euro.

„Der Kapitalismus kann und darf nicht das letzte Wort der Geschichte sein.“ Dieser Satz aus Theodor Bergmanns im Jahr 2000 erschienener Autobiographie, „Im Jahrhundert der Katastrophen“, eint die acht Geschwister der Familie Bergmann-Rosenzweig und ihre Vettern und Cousinen in der Tschechoslowakei. Sie alle fochten auf ihre je eigene Art und Weise für eine der drei großen progressiven ideologischen Strömungen der Zeit – Sozialismus, Zionismus und Kommunismus. Ihre wechselvollen Lebenswege beschreibt Theodor Bergmann nun in seinem neuen Buch „Sozialisten, Zionisten, Kommunisten. Die Familie Bergmann-Rosenzweig – eine kämpferische Generation im 20. Jahrhundert“.

Allesamt vor 1918 geboren, wuchsen Theodor Bergmann und seine sieben Geschwister in einer Zeit der Umbrüche auf: Die russische Oktoberrevolution, neue Grenzziehungen und Nationalstaaten in Osteuropa, der Siegeszug des Faschismus in Italien und anderen europäischen Ländern und nicht zuletzt die Zerstörung der Weimarer Republik, die in der „Machtübertragung“ an die NSDAP 1933 und im Zweiten Weltkrieg gipfelte, dem der Kalte Krieg und die Gründung des Staates Israel folgten. All diese Faktoren fließen in die facettenreiche Familiengeschichte ein, die Theodor Bergmann in Einzelporträts erzählt.

Er selbst, als siebtes Kind seiner Eltern am 7. März 1916 geboren, wurde schon in seiner Jugendzeit Zeuge scharfer sozialer Konflikte und bitterer Massenarmut. Gerade in Berlin, wo die zehnköpfige Familie eine Siebenzimmerwohnung angemietet hatte und die Kinder das Gymnasium besuchten, waren die Folgen der Weltwirtschaftskrise besonders spürbar. Doch Bergmanns Vater Julius, ein liberaler Rabbiner der großen Berliner Gemeinde, ermöglichte es seiner Familie trotz allem, ein durch harte Arbeit geprägtes Leben

ohne allzu großen Hunger zu führen. Dass keiner seiner sechs Söhne die Rabbinerlaufbahn einschlagen wollte und auch die beiden Mädchen kein oder nur wenig Interesse an der jüdischen Religion zeigten, hat Julius Bergmann sicher bedrückt. Nicht nur daraus ergaben sich „Spannungen in der Familie“. Auch die Tatsache, dass insbesondere die Söhne in linksradikalen oder zionistischen Milieus aktiv waren, sorgte für Konflikte. Insbesondere Alfred Bergmann engagierte sich im linken Flügel der damals heillos zersplitterten Arbeiterbewegung, die Anfang der 30er Jahre durch den Antagonismus zwischen KPD und SPD gelähmt war und dem steten Vormarsch des Nationalsozialismus nur hilflos zusehen konnte. Alfred Bergmann wurde Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands-Opposition (KPDO), in der sich die von der KPD-Führung ausgeschlossenen „Rechten“ organisiert hatten. Regelmäßig begleiteten Alfred seine Brüder Theodor und Josef, der Medizin studierte, in die Wilhelmstraße 135. Dort hatten die KPDO-Reichsleitung, die Redaktion der hervorragend redigierten Wochenzeitung „Gegen den Strom“ und der Junius-Verlag ihren Sitz. In diesem politischen Mikrokosmos wurden Alfred, Josef und Theodor Bergmann entscheidend sozialisiert. Arthur Bergmann hingegen promovierte in Rechtswissenschaften und ließ sich als Anwalt in Berlin nieder. Er gehörte zu jenem linken Anwaltsmilieu um Otto Kirchheimer und Kurt Rosenfeld, das KPD-Arbeiter, Sozialdemokraten, Vertreter der Roten Hilfe und den Deutschen Metallarbeiterverband vertrat.

Auch aufgrund des politischen Engagements seiner Söhne erkannte Julius Bergmann frühzeitig, dass jüdisches Leben unter der Herrschaft der NSDAP unerträglich werden würde. Alle Geschwister entschlossen sich zur Flucht aus Deutschland. Theodor selbst begann bereits im März 1933 seine „Weltreise“; diese sollte 13 Jahre andauern und ihn von Palästina, über die Tschechoslowakei, wo er Agrarwissenschaften studierte, bis nach Schweden führen, wo er während des Zweiten Weltkrieges auf einem Bauernhof arbeitete. Sein Bruder Alfred Bergmann hingegen, der als Landarzt in der Schweiz arbeitete, hatte weniger Glück – er wurde 1940 nach Deutschland ausgeliefert und hingerichtet: „Der Fall Alfred Bergmann war einer von vielen in der Zeit, in der die Schweizer Behörden, besonders in der deutschsprachigen Schweiz, sehr nazifreundlich waren.“ Auch Jahre später verweigerten die Schweizer Behörden der Familie Bergmann genauere Informationen darüber, „wer letztlich die Verantwortung für die Auslieferung hatte.“

Demgegenüber emigrierten Ernst, Arthur und Felix Bergmann sowie Lotte Bergmann-Walter nach Palästina, wo sie sich große Verdienste beim Aufbau des Staates Israel erwarben. Der habilitierte Naturwissenschaftler Ernst Bergmann wurde 1952 Vorsitzender der israelischen Atomenergiekommission; er befürwortete den Bau des Atomreaktors in Dimona und hatte Zugang zu David Ben-Gurion und Shimon Peres. Als Sozialist und Zionist setzte er sich – wie auch seine Geschwister – für einen verteidigungsfähigen israelischen Staat ein. „Mit seiner Erfahrung absoluter jüdischer Wehrlosigkeit in Europa wollte Ernst eine Wiederholung der Katastrophe verhindern; dafür sollten die Juden [gegenüber den arabischen Staaten] gerüstet sein.“ Diese Übereinstimmung der Bergmann-Geschwister wurde jedoch durch

eine klare Dialogperspektive ergänzt. Insbesondere Arthur Bergmann, der Dritttälteste, plädierte für eine „Umstellung im Denken“ und mehr „Nachgiebigkeit“ seitens der israelischen Politik. In seinem 1973 erschienenen Artikel „Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt“ befasst er sich in diesem Zusammenhang auch mit dem „Problem des Grundeigentums“: Der siegreiche jüdische Staat habe kein Recht, den Besitz der Angehörigen des besiegten (palästinensischen) Volkes zu konfiszieren. Doch die regierende Arbeitspartei ignorierte Arthur Bergmanns Hinweise auf die „endlosen Kriege der arabischen Stämme um Land, Wasser und Weide“, die Israel nun mit anderen Mitteln fortsetze, und deren Bedeutung für eine friedliche jüdisch-arabisch-palästinensische Koexistenz.

Die spannenden und flüssig geschriebenen Porträts der sechs „Bergmänner“ – die Rolle der beiden Schwestern bleibt leider blass – verdeutlichen das starke Engagement aller Brüder für den jüdischen Staat, wenngleich dieses mit einer kritischen Solidarität einherging. Ob als Sozialisten, Zionisten oder Kommunisten – sie alle setzten auf eine friedliche Koexistenz, eine sozialistische Transformation und eine „internationalistische“ Perspektive, vor allem Josef und Theodor Bergmann. Eindrucksvoll illustriert das Theodor Bergmanns lesenswerter Essay „Der 100jährige Krieg um Israel. Eine internationalistische Perspektive zum Nahostkonflikt“ aus dem Jahr 2011. Darin formuliert er in erfrischender Klarheit seine Position: „Die Lösung des Konflikts muss von innen kommen, aus dem Zusammenwirken der Arbeiter und Bauern in beiden Völkern, die ihre Staatsführungen unter Druck setzen oder zum Teufel jagen. Das ist realistischer als auf die ‚Staatsengemeinschaft‘ oder einen jüdischen oder anderen Messias zu warten.“

Theodor Bergmann überlebte den Faschismus zusammen mit seinem Bruder Josef als Landarbeiter in Schweden. Beide kehrten 1946 nach Deutschland zurück. Sie halfen bei der Formierung der „Gruppe Arbeiterpolitik“, die vornehmlich KPDO-Kader aus den westlichen Besatzungszonen rekrutierte. Als Redakteur der gleichnamigen Zeitung gehörte Theodor bis 1951 dem Führungskern der Gruppe an, deren politischer Kopf der ehemalige KPD-Vorsitzende Heinrich Brandler war. Doch letztendlich bewogen Theodor „politische Differenzen“ und interne Querelen auszusteigen und eine Laufbahn als Agrarwissenschaftler anzustreben; über die genauen Hintergründe dieser Konflikte schweigt sich Bergmann allerdings weitgehend aus. Der bekennende Marxist Bergmann lehrte bis 1981 an der konservativen Landwirtschaftlichen Hochschule Stuttgart-Hohenheim, wo er zahlreiche Studien und Expertisen zur Agrar- und Entwicklungspolitik verfasste. Sein Bruder Josef, der eng mit dem 1949 aus dem kubanischen Exil nach Hamburg zurückgekehrten Heinrich Brandler befreundet war, arbeitete als Buchdrucker und Betriebsrat unter anderem bei der Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine; dort eckte der kritische Gewerkschafter und Kommunist jedoch an und wurde schließlich entlassen. Im Jahr 2005 starb Joseph Bergmann in Hamburg. Theodor Bergmann wird am 7. März 2015 99 Jahre alt. Sein Familienporträt eignet sich wunderbar, das eigene Wissen über die vielfältigen Lebenswege im „Jahrhundert der Katastrophen“ zu erweitern.

Auf unserer Website www.blaetter.de stellen wir fortlaufend wichtige Dokumente zum aktuellen Zeitgeschehen bereit. Sie finden dort unter anderem:

- **»Wir brauchen eine neue Entspannungspolitik für Europa«**
Aufruf von mehr als 60 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Medien gegen den Krieg und für eine andere Russlandpolitik, 5.12.2014
- **»Wir müssen gemeinsam den Weg der Aufarbeitung gehen«**
Antrittsrede von Ministerpräsident Bodo Ramelow im Landesparlament von Thüringen, 5.12.2014
- **»Die Krim hat eine sakrale Bedeutung für Russland«**
Rede des russischen Präsidenten Wladimir Putin zur Lage der Nation, 4.12.2014
- **»Die globale Erwärmung ist eine große Prüfung für uns alle«**
Dankesrede des amerikanischen Umweltaktivisten Bill McKibben anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Alternativen Nobelpreis, 1.12.2014 (engl. Originalfassung)
- **»Wir brauchen planbare Berufsperspektiven in der Wissenschaft«**
Offener Brief deutscher Politikwissenschaftler, Dezember 2014
- **»Viele Länder können viel mehr gegen moderne Sklaverei tun«**
Studie zu Menschenhandel und moderner Sklaverei des Global Slavery Index, November 2014 (engl. Originalfassung)
- **»Der Sozialstaat profitiert von Zuwanderung«**
Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW), 27.11.2014
- **»Europa muss seine gute Seele wiederentdecken«**
Rede von Papst Franziskus vor dem Europäischen Parlament, 25.11.2014
- **»Besonders ältere Atomkraftwerke sind durch Terroranschläge bedroht«**
Kurzstudie von Greenpeace zu Flügen unbekannter Drohnen über französische Atomanlagen, November 2014
- **»Das Fundament von Regierung und Demokratie sind wir«**
Dankesrede von Edward Snowden anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Stuttgarter Friedenspreis der Anstifter, 23.11.2014
- **»Wetterextreme scheinen unvermeidbar geworden zu sein«**
Bericht des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung zu den Auswirkungen des Klimawandels, 23.11.2014 (engl. Originalfassung)
- **»Die normbildende Mitte ist instabil und brüchig«**
Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zu rechtsextremen Einstellungen in Deutschland, 20.11.2014
- **»Das israelische Militär hat Kriegsverbrechen begangen«**
Zusammenfassung der Ergebnisse der außerordentlichen Sitzung des Russell-Tribunals zu Gaza, Oktober 2014

Chronik des Monats November 2014

1./2.11. – Burkina Faso. Nach tagelangen Unruhen und dem erzwungenen Rücktritt von Präsident Blaise Compaore übernimmt die Armee die Macht. Die Proteste halten an, die Demonstranten begrüßen die Absetzung des Präsidenten, wenden sich jedoch gegen den Putsch des Militärs. Der Diplomat Michel Kafando wird zum Übergangspräsidenten bestimmt, im November 2015 sollen landesweite Wahlen stattfinden.

2.11. – UNO. Die Mitglieder des „Intergovernmental Panel on Climate Change“ (IPCC) legen eine Synthese ihrer Erkenntnisse zur Erderwärmung vor. Um gefährliche Folgen zu vermeiden oder zu verringern, müssten die Treibhausgasemissionen stark sinken, bis zum Jahre 2050 um bis zu 70 Prozent. Die CO₂-Emissionen seien jedoch auf Rekordniveau. Das IPCC-Papier ist für eine internationale Konferenz über den Klimawandel im Dezember d.J. sowie für den Ende 2015 geplanten Klimagipfel bestimmt.

– **Ukraine-Konflikt.** In den von Separatisten beherrschten Gebieten der Ostukraine finden umstrittene Regionalwahlen statt. Die selbsternannten Führer Alexander Sachartschenko in Donezk und Igor Plotnizki in Lugansk rufen sich zu Wahlsiegern aus. Der ukrainische Präsident Poroschenko verurteilt die Wahlen als von Terroristen organisierte Farce. Aus dem russischen Außenministerium heißt es am 3.11. zum veröffentlichten Wahlergebnis, man respektiere den Willen der Bevölkerung in den „Volksrepubliken“ Donezk und Lugansk. Kiew müsse nun den Militäreinsatz im Osten des Landes einstellen, Russland biete die Hand zur Vermittlung. – Am 4.11. ordnet Poroschenko die Verlegung weiterer Soldaten in die Ostukraine an. Trotz Provokationen und ausländischer Invasion habe eine diplomatische Lösung des Konflikts weiter Priorität. Das Projekt der Dezentralisierung des Landes sei nicht am Ende. – Am 5.11. setzt Kiew alle Zahlungen in die Ostukraine aus. „Wenn ein Teil der Regionen Donezk und Lugansk von Betrügern kontrolliert wird“, so Ministerpräsident Jazenjuk, „wird die Regierung kein Geld mehr schicken“. – Am 9.11. zeigt sich der Schweizer Didier Burghalter,

gegenwärtig Vorsitzender der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, „tief besorgt“ über erneut aufgeflamnte Kämpfe. OSZE-Beobachter hatten über eine größere Kolonne von Militärfahrzeugen berichtet, bestehend aus 40 Fahrzeugen, darunter 19 schwere Lastwagen mit großkalibrigen Haubitzen. Aus Kiew kommt die Meldung, 32 russische Panzer hätten die Staatsgrenze überquert. – Am 14.11. verfügt die Regierung den Rückzug einiger Behörden aus dem östlichen Landesteil. – Am 16.11. verteidigt Präsident Putin in einem längeren Interview mit dem Deutschen Fernsehen die Annexion der Krim. Beim Anschluss der Halbinsel an die Russische Föderation (vgl. „Blätter“, 5/2014, S. 125) sei alles demokratisch und keineswegs völkerrechtswidrig zugegangen. Russische Truppen hätten „die ukrainischen Streitkräfte blockiert“, um Blutvergießen zu verhindern. – Am 20.11. beziffert das UN-Hochkommissariat für Menschenrechte die Zahl der Toten in der Ostukraine seit Beginn der offiziellen Feuerpause am 5.9. d.J. mit fast 1000 Personen. Die Waffenruhe werde „bestenfalls sporadisch“ respektiert. – Am 30.11. erklärt Poroschenko im Deutschen Fernsehen, mehr als 68 Prozent der ukrainischen Bevölkerung wolle eine Mitgliedschaft in der Europäischen Union. „Vor einem evtl. Nato-Beitritt müssen wir unser Land verändern und reformieren.“

4.11. – USA. Bei den Zwischenwahlen zum Kongress verlieren die Demokraten von Präsident Obama die Mehrheit im Senat. Die Republikaner verfügen künftig über die Mehrheit in beiden Kammern und können Gesetzesinitiativen des Präsidenten blockieren. – Am 20.11. ordnet Obama per Dekret einen Abschiebungsstopp für bis zu fünf Millionen Einwanderer an, die illegal im Lande leben und bestimmte Bedingungen erfüllen. Die Republikaner, die bisher ein neues Einwanderungsrecht ablehnen, kündigen Klage an. – Am 23.11. heißt es in der „New York Times“, Obama habe trotz gegenteiliger Ankündigungen einem Antrag des Pentagon zugestimmt, dem amerikanischen Truppenkontingent in Afghanistan auch im kommenden Jahr „unter

gewissen Umständen“ Kampfeinsätze zu erlauben. Ursprünglich sollten die Einsatzregeln auf die Ausbildung der afghanischen Sicherheitskräfte und die Terrorismusbekämpfung beschränkt werden. – Am 24.11. führt der Beschluss einer Grand Jury, keine Anklage gegen einen weißen Polizisten zu erheben, der am 7. August d.J. in der Kleinstadt Ferguson im Bundestaat Missouri einen unbewaffneten schwarzen Jugendlichen bei einer Personenkontrolle erschossen hatte, zu heftigen Ausschreitungen mit Plünderungen und Brandstiftungen. Der Gouverneur fordert die Nationalgarde an. Zu Protesten gegen „exzessive Polizeigewalt“, besonders gegenüber jungen Afroamerikanern, kommt es auch in weiteren Städten der USA.

8.11. – Russland. Der frühere sowjetische Staatspräsident Gorbatschow, der sich auf Einladung anlässlich des 25. Jahrestages der Öffnung der DDR-Grenzanlagen in Berlin aufhält und auch von Bundeskanzlerin Merkel empfangen wird, wirft auf einer Veranstaltung der Cinema for Peace Foundation dem Westen und insbesondere den USA vor, ihre Versprechen nach der Wende 1989 nicht eingehalten zu haben. Sie hätten sich stattdessen zum Sieger im Kalten Krieg erklärt und Vorteile aus Russlands Schwäche gezogen. Die entstandene Vertrauenskrise belaste auch die Beziehung zu Deutschland: „Lasst uns daran erinnern, dass es ohne deutsch-russische Partnerschaft keine Sicherheit in Europa geben kann.“ – Am 21.11. beschuldigt Außenminister Lawrow den Westen, einen „Regimewechsel“ in Moskau anzustreben. Ziel der Sanktionen sei die Zerstörung der russischen Wirtschaft, um Unruhen zu provozieren. Es sei eine Illusion, zu glauben, dass Russland seine Politik unter dem Druck des Auslands ändern werde. – Am 23.11. warnt Präsident Putin gegenüber einer Nachrichtenagentur vor den „destruktiven Folgen eines Eisernen Vorhangs für uns“. Für den Versuch, sich vom Rest der Welt abzuschotten, hätten andere Länder „einen sehr hohen Preis bezahlt“.

– **Naher Osten.** Die in Gaza herrschende Hamas kündigt die Bildung einer „Volksarmee“ an. Diese bewaffnete Einheit solle sicherstellen, „dass unser Volk bereit ist für jedwede Auseinandersetzung mit der Besatzungsmacht“. – Am 18.11. verschärft ein weiteres Attentat die Spannungen in Jerusalem.

Zwei Palästinenser dringen in Westjerusalem in eine Synagoge ein, vier Israeli werden getötet, acht weitere Personen verletzt. Die Angreifer werden von der Polizei erschossen. Der israelische Ministerpräsident Netanjahu macht Palästinenserpräsident Abbas sowie die neue Einheitsregierung verantwortlich und lässt die Häuser der Attentäter zerstören. – Am 24.11. appelliert UN-Generalsekretär Ban aus Anlass des Internationalen Tages der Solidarität mit dem palästinensischen Volk an Israel und die Palästinenser, ihren Konflikt friedlich beizulegen. Angesichts des Scheiterns der bisherigen Bemühungen sehe er wachsende Bereitschaft zur Anerkennung eines Staates Palästina.

9.11. – China. Der Hongkonger Verwaltungschef Leung Chun-ying erklärt nach einem Empfang bei Staats- und Parteichef Xi Jinping in Peking, es sei seine Aufgabe, „Recht und Ordnung wieder herzustellen“ (vgl. „Blätter“, 12/2014, S. 109). Xi habe ihm Unterstützung für den weiteren Ausbau Hongkongs als Finanzzentrum zugesagt. – Am 25.11. räumt die Polizei in Hongkong weitere Barrikaden und geht gewaltsam gegen die Besetzer vor. Unter den vorläufig festgenommenen mehr als 100 Personen befinden sich auch zwei Anführer der Protestbewegung.

– **Spanien.** Trotz eines nochmaligen Votums des Verfassungsgerichts (vgl. „Blätter“, 12/2014, S. 111) findet in Katalonien eine „Volksbefragung“ (Consulta) über eine mögliche Unabhängigkeit der Provinz statt. Bei geringer Beteiligung befürwortet eine Mehrheit einen unabhängigen Staat Katalonien.

10.-11.11. – APEC. Die Volksrepublik China ist Gastgeber des Gipfels der Wirtschaftsgemeinschaft „Asian Pacific Economic Cooperation“. Im Mittelpunkt stehen Pläne zur Errichtung einer Freihandelszone. Erstmals treffen in Peking bei dieser Gelegenheit Chinas Staatschef Xi und Japans Ministerpräsident Abe zusammen. Zu den 21 Teilnehmern gehören auch US-Präsident Obama und der russische Präsident Putin.

12.11. – China/USA. Die Präsidenten Xi und Obama geben in der Großen Halle des Volkes gemeinsam eine Pressekonferenz. Beide Präsidenten hatten zuvor ihre Klimaziele festgelegt. Die USA wollen ihre Treibhausgasemissionen bis 2025 um 26 bis 28 Prozent im Vergleich mit dem Stand von 2005 reduzieren. China will spätestens 2030 einen

Anteil von 20 Prozent seiner Energieleistung aus erneuerbarer Energie beziehen.

15.-16.11. – G20. Die Gruppe der 20 größten Wirtschaftsnationen verabschiedet in Brisbane (Australien) einen Aktionsplan für mehr Wachstum. Der „Brisbane Action Plan“ enthält rund 800 Einzelmaßnahmen, die das globale Wirtschaftswachstum bis 2018 um 2,1 Prozentpunkte anheben sollen. Die sich wieder zuspitzende Ukrainekrise ist Thema zahlreicher zwei- und mehrseitiger Gespräche der anwesenden Staats- und Regierungschefs. Russlands Präsident Putin bestreitet erneut jede Beteiligung seines Landes am Krieg in der Ostukraine, US-Präsident Obama wirft Putin vor, sich nicht an das Waffenstillstandsabkommen zu halten (vgl. „Blätter“, 11/2014, S. 125). Russland werde weiterhin isoliert bleiben, solange Moskau sein Verhalten nicht ändere.

18.11. – Nato. Generalsekretär Stoltenberg berichtet vor der Presse in Brüssel über eine „ernsthafte militärische Verstärkung“ an der russischen Grenze zur Ukraine: „Es geht um Truppen, Material, Artillerie und sehr moderne Flugabwehrsysteme.“ Russland heize den Konflikt weiter an, destabilisiere die Ukraine und verstoße gegen das Waffenstillstandsabkommen von Minsk. „Wir appellieren an Russland, seine Truppen zurückzuziehen und zu einer friedlichen Lösung beizutragen.“ – Am 26.11. erklärt Nato-Oberbefehlshaber US-General Breedlove bei einem Besuch in Kiew: „Die Ukraine ist nicht allein in Zeiten der Krise.“

18.-24.11. – Iran. In Wien findet eine weitere Verhandlungsrunde der fünf UN-Vetomächte und Deutschlands mit dem Iran über die Zukunft des umstrittenen Atomprogramms statt. Ursprünglich sollte bis zum 24.11. ein Ergebnis vorliegen. Als neuer Termin wird der Juni/Juli 2015 festgesetzt.

25.11. – Vatikan. In Ansprachen vor dem Europäischen Parlament und vor dem Europarat in Straßburg richtet Papst Franziskus einen Appell an die Europäer, die Würde des Menschen wieder ins Zentrum ihrer Politik zu stellen. Die großen Ideale hätten ihre Anziehungskraft verloren „zugunsten von bürokratischen Verwaltungsapparaten“. Der Papst warnt vor einer Bedrohung des Friedens durch eine „Kultur des Konflikts“ und fordert eine gemeinsame und solidarische Flüchtlingspolitik: „Man kann nicht hinnehmen, dass das Mittelmeer zu einem großen

Friedhof wird.“ – Am 28.11. kommt Franziskus während einer Türkeireise (28.-30.11.) nach Istanbul, wo er mit muslimischen und orthodoxen Würdenträgern zusammentrifft und als erstes Oberhaupt der Katholischen Kirche die Blaue Moschee besucht.

26.11. – Bundesregierung. Bundesaußenminister Steinmeier setzt sich in der Etabatte des Bundestages für einen Dialog mit Russland ein. Sicherlich müsse das Verhältnis „neu vermessen werden“, eine europäische Sicherheitsarchitektur sei aber nur möglich, wenn nicht alle Gesprächsformate entwertet würden. Steinmeier warnt am 30.11. vor einer Nato-Mitgliedschaft der Ukraine. Man sei mitten in einem gefährlichen Konflikt und dürfe nicht zusätzlich „Öl ins Feuer“ gießen.

27.11. – EU. Das Europäische Parlament (751 Abgeordnete) lehnt einen Misstrauensantrag gegen den neuen Präsidenten der Europäischen Kommission Jean-Claude Juncker mit 461 gegen 101 Stimmen bei 88 Enthaltungen ab. Hintergrund des Antrags sind umstrittene, ausländischen Großkonzernen gewährte Steuerprivilegien in Luxemburg in der Amtszeit Junckers als damaliger Regierungschef.

28.11. – Türkei. Präsident Erdogan beklagt bei einem Empfang für Papst Franziskus in Ankara die wachsende Islamfeindlichkeit („Islamophobie“) im Westen. Schon am 27.11. hatte Erdogan vor einem Ausschuss der Organisation für Islamische Zusammenarbeit (OIC) den Westen heftig angegriffen: „Die Fremden mögen uns nicht... Sie geben sich als unsere Freunde aus, aber sie wollen unseren Tod und den Tod unserer Kinder. Wie lange wollen wir uns das gefallen lassen?“

29./30.11. – Ägypten. Die Verfahren gegen den gestürzten Präsidenten Hosni Mubarak (vgl. „Blätter“, 4/2011, S. 125), seine beiden Söhne Gamal und Alaa sowie den früheren Innenminister Habib al-Adli werden überraschend eingestellt. Die Anklage hatte Mubarak vor allem die Beteiligung am Tod von mehreren hundert Regimegegnern im Frühjahr 2011 vorgeworfen und die Todesstrafe beantragt. Die Gerichtsentscheidung führt zu neuen Spannungen zwischen den verschiedenen Lagern. Sicherheitskräfte gehen mit Gewalt gegen alle Proteste vor, auf dem Tahrir-Platz in Kairo werden nach Polizeiangaben mindestens zwei Demonstranten getötet und mehrere verletzt.

Zurückgeblättert...

Zwei Jahre nach Beginn des Irakkriegs – und vor den »ersten freien Wahlen« am 30. Januar 2005 – zog die US-amerikanische Publizistin Naomi Klein eine verheerende Bilanz: Bagdad im Jahr Null. Das Scheitern der neokonservativen Utopie, in: »Blätter«, 1/2005, S. 33-54.

Den Text finden Sie wie gewohnt auf www.blaetter.de

Die Blätter für deutsche und internationale Politik erscheinen als Monatszeitschrift.

- Verlag:** Blätter Verlagsgesellschaft mbH, Berlin, Torstraße 178, 10115 Berlin; Postfach 540246, 10042 Berlin
Amtsgericht Berlin Charlottenburg HRB 105991 B
Finanzamt für Körperschaften II, Berlin St.-Nr. 37/239/21010
- Gesellschafter:** Daniel Leisegang, Albrecht von Lucke, Annett Mängel, Dr. Albert Scharenberg
- Geschäftsführerin:** Annett Mängel, Telefon 030/3088 - 36 43, Fax 030/3088 - 36 45
- Bankverbindung:** Postbank Köln (BLZ 370 100 50), Kto. 147 993-502
IBAN: DE54 3701 0050 0147 9935 02, BIC: PBNKDEFF
- Vertrieb:** Berit Lange-Miemiec, Blätter Verlagsgesellschaft mbH, Postfach 54 02 46, 10042 Berlin
Telefon 030/30 88 36 44, Fax - 36 45 (wochentags außer Mittwoch von 10:30 bis 17 Uhr)
E-Mail: abo@blaetter.de, Internet: www.blaetter.de
- Redaktion:** Anne Britt Arps, Daniel Leisegang, Albrecht von Lucke, Annett Mängel
- Anschrift:** Torstraße 178, 10 115 Berlin; Postfach 54 02 46, 10042 Berlin
Telefon 030/3088 - 36 40 (Zentrale), - 36 41 (Arps), - 36 42 (v. Lucke),
- 36 43 (Mängel), - 36 46 (Leisegang)
Fax 030/3088 - 36 45, E-Mail: redaktion@blaetter.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Bücher etc. keine Gewähr. Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

- Auflage:** 10 000
Anzeigen: Telefon 030/3088 - 36 46. Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 23.
Druck: LOCHER Print + Medien GmbH, Lohmar

An dieser Ausgabe wirkten als Praktikant/in Phillip Ballhaus und Pia-Lara Lütkebomert mit.



Blätter-Gesellschaft: Die gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung politisch-wissenschaftlicher Publizistik und demokratischer Initiativen e.V., vormals abgekürzt „Blätter-Förderverein“, gibt in Verbindung mit dem Herausgeberkreis der Zeitschrift die Blätter für deutsche und internationale Politik heraus. Ihr stehen Dr. Corinna Hauswedell, Dr. Wolfgang Zellner und Christoph Wagner vor. Die „Blätter“ erscheinen zugleich als Mitgliederzeitschrift der Gesellschaft. Beiträge – ab 12,50 Euro monatlich – und Spenden sind steuerabzugsfähig. Sitz: Bonn, Beringstr. 14, 53 115 Bonn; Büro Berlin: Postfach 54 02 46, 10042 Berlin. Bankverbindung: Santander Bank IBAN: DE26 5003 3300 1028 1717 00, BIC: SCFBDE33XXX.

Preise: Einzelheft 10 Euro, im Abonnement jährlich 84,60 Euro (ermäßigt 67,20 Euro). Alle Preise inklusive Versandkosten. Auslandszuschläge auf Anfrage. Das Abonnement verlängert sich um ein Jahr, sofern es nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums beim Verlag schriftlich gekündigt wurde.

Das Register des laufenden Jahrgangs erscheint jeweils im Dezemberheft. Heft 2/2015 wird am 30.1.2015 ausgeliefert.
© Blätter für deutsche und internationale Politik. ISSN 0006-4416. G 1800 E

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Katajun Amirpur, geb. 1971 in Köln, Dr. phil., Professorin für Islamische Studien sowie stellvertretende Direktorin der Akademie der Weltreligionen der Universität Hamburg, Mitherausgeberin der „Blätter“.

Geraldine de Bastion, geb. 1978 in Stratford-upon-Avon/Großbritannien, Politikwissenschaftlerin, Vorsitzende der Digitalen Gesellschaft e.V.

Markus Beckedahl, geb. 1976 in Berlin, netzpolitischer Aktivist und Journalist, Gründer und Chefredakteur des Blogs netzpolitik.org.

Jens Becker, geb. 1964 in Frankfurt a.M., Dr. rer. soc., Referatsleiter der Abteilung Studienförderung der Hans-Böckler-Stiftung.

Sven Beckert, geb. 1965 in Frankfurt a.M., Professor für Geschichte an der Harvard University in Cambridge/USA.

Gisela Burckhardt, geb. 1951 in Aachen, Dr. phil., entwicklungspolitische Gutachterin, Vorstandsvorsitzende von FEMNET e.V. und deren Vertreterin bei der Kampagne für Saubere Kleidung.

Christoph Butterwegge, geb. 1951 in Albersloh, Dr. rer. pol., Professor für Politikwissenschaft an der Universität Köln.

Richard Gebhardt, geb. 1970 in Würselen, Politikwissenschaftler, arbeitet als Politischer Bildner und Publizist in Aachen.

Tom Goeller, geb. 1958 in Kirchlauter, freier Journalist in Berlin u.a. für den „Deutschlandfunk“ und die „Deutsche Welle“, Berater der Bundesakademie für Sicherheitspolitik.

Karl-Martin Hentschel, geb. 1950 in Bad Münster am Deister, lebt als freier Autor bei Kiel.

Siegfried Knittel, geb. 1946 in Stuttgart, freier Journalist.

Zoltán Kovács, geb. 1952 in Budapest, Publizist und Schriftsteller, Chefredakteur der renommierten Wochenzeitschrift „Élet és Irodalom“ (Leben und Literatur) in Budapest.

Albrecht von Lucke, geb. 1967 in Ingelheim am Rhein, Jurist und Politikwissenschaftler, „Blätter“-Redakteur.

Annett Mängel, geb. 1976 in Rodevisch, Politikwissenschaftlerin und Germanistin, „Blätter“-Redakteurin.

Marei Pelzer, geb. 1974 in Dinslaken, Juristin mit Schwerpunkt Europäisches Flüchtlingsrecht, rechtspolitische Referentin und Vorstandsmitglied bei Pro Asyl.

Jan M. Piskorski, geb. 1956 in Stettin, Professor für Vergleichende Geschichte Europas an der Universität Stettin, Vorsitzender der Menschenrechtsstiftung „Humanity in Action, Poland“.

Maria Rossbauer, geb. 1981 in Keilheim, Biologin und Redakteurin, arbeitet als Wissenschaftsjournalistin in Berlin.

Eva Senghaas-Knobloch, geb. 1942 in Berlin, Dr. phil., Professorin für Arbeitswissenschaft sowie Senior Researcher am Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen.

Wolfgang Streeck, geb. 1946 in Lengerich, Prof. Dr. Dr. h.c., Soziologe, bis November 2014 Geschäftsführender Direktor am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln.



Schenken Sie sich das Übliche:
Verschenken Sie die »Blätter«!



www.blaetter.de